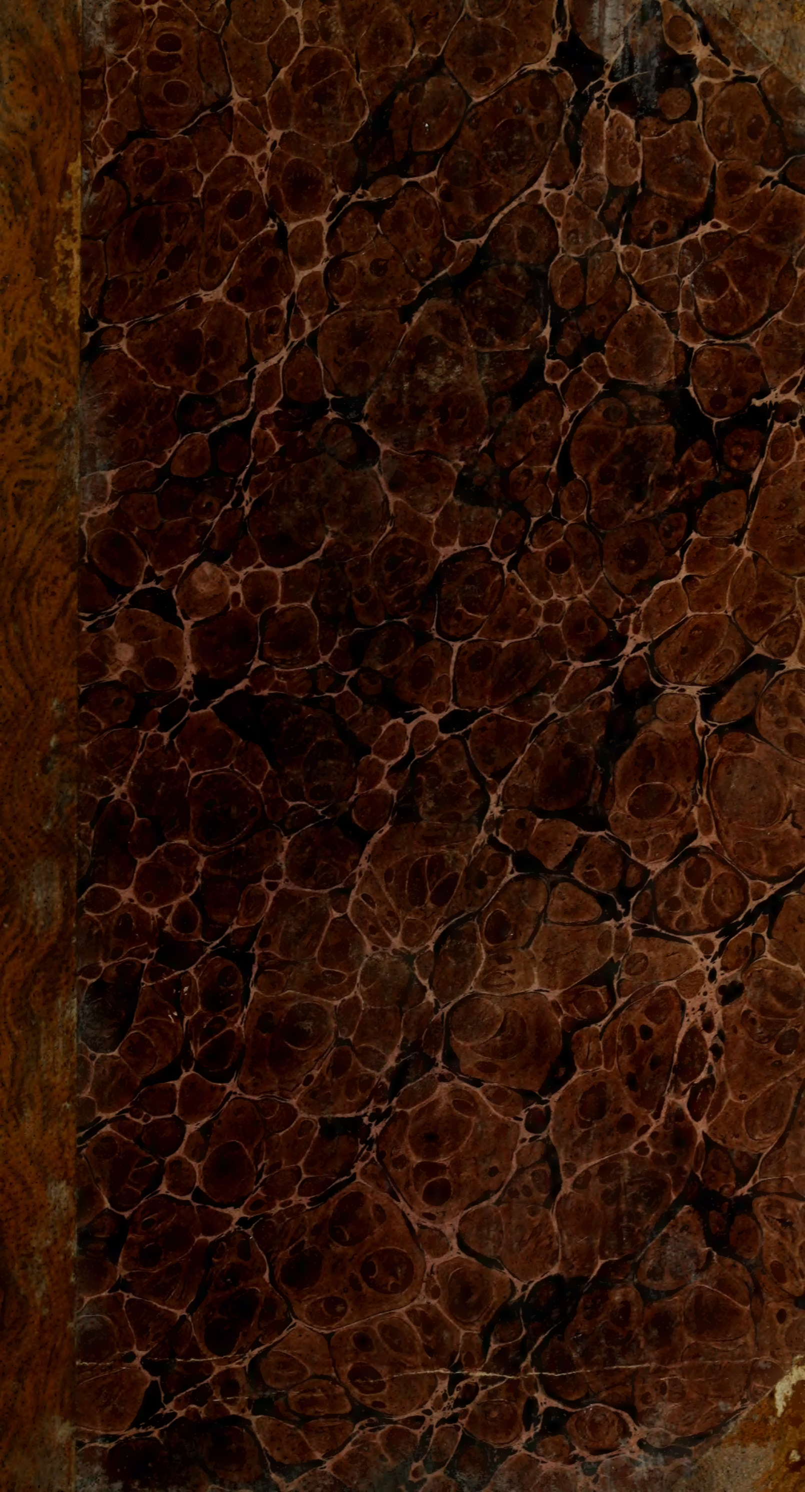
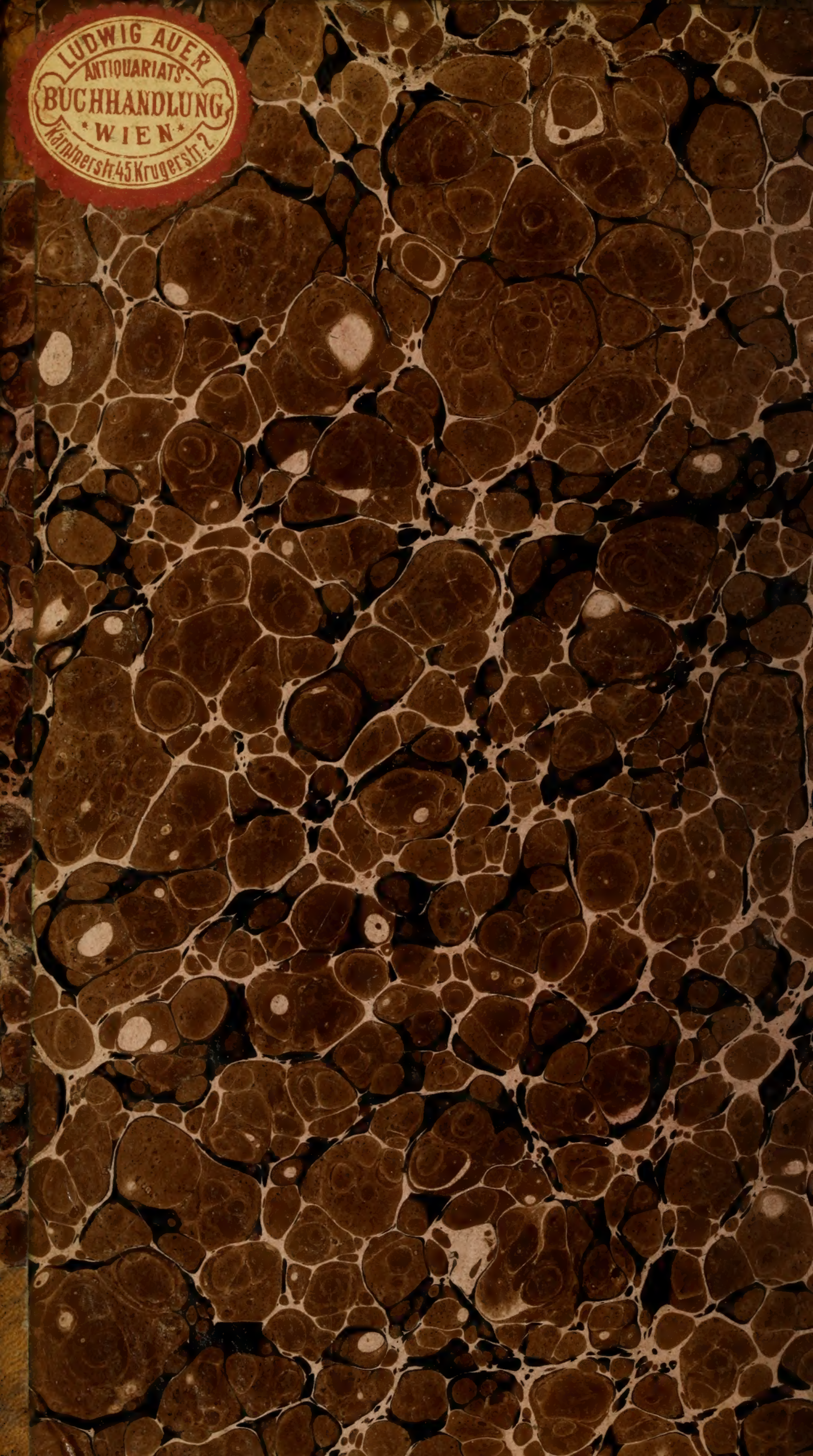
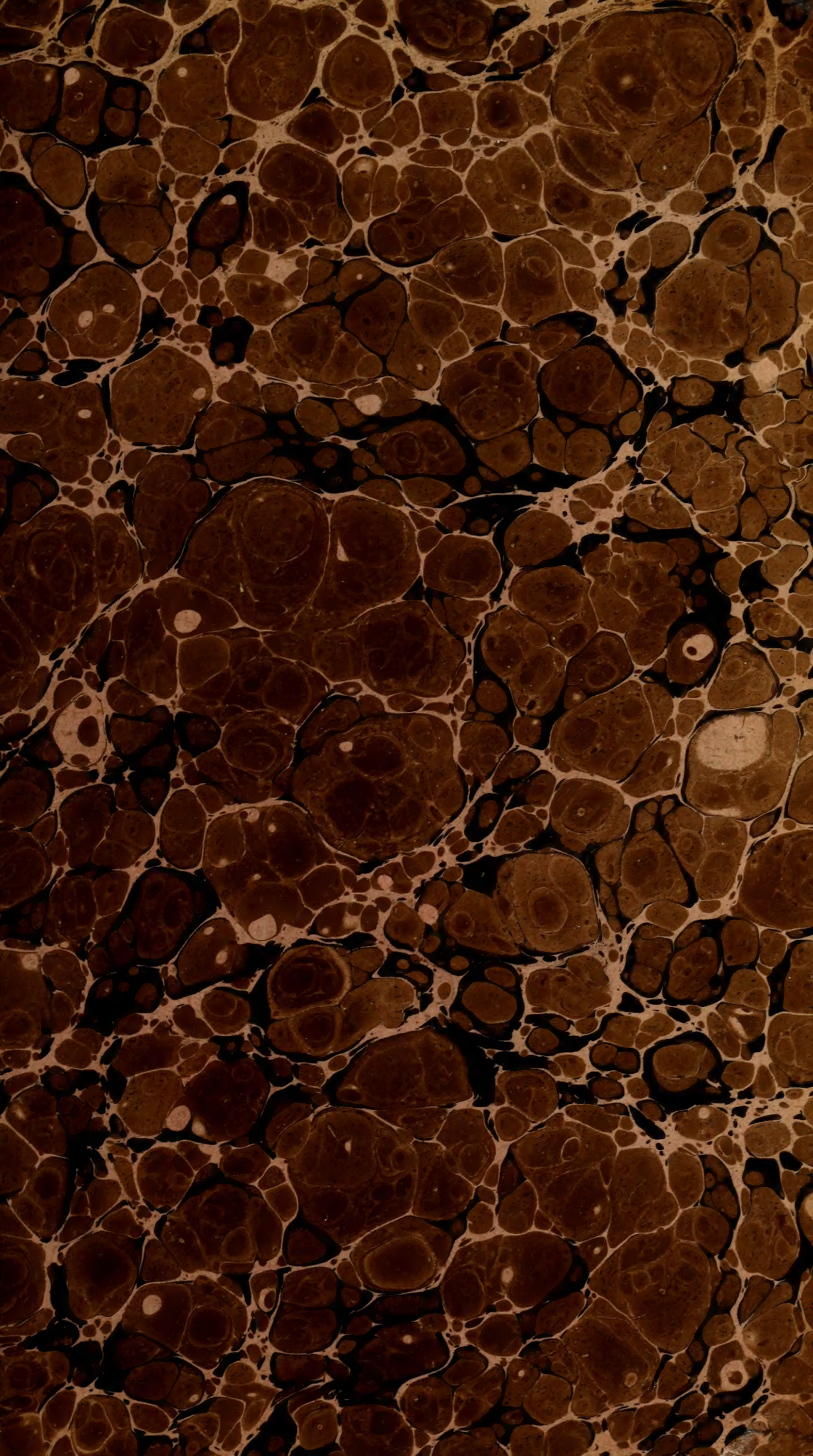




LUDWIG AUER
ANTIQUARIATS-
BUCHHANDLUNG
WIEN
Kärntnerstr. 45 Krugerstr. 2



Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Siebenten Bandes erstes Stück.

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Siebenten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1803.

Vorrede.

Es sind nunmehr zehn Jahre, seit der Erscheinung des ersten Theils dieses Werkes, verflossen. Damahls, als seine Verfasser sich zur Herausgabe desselben vereinigten, begannen sie unter guten Hoffnungen und günstigen Aussichten. Sie standen in jenen Tagen größtentheils müßig am litterarischen Markte, oder hatten sich nicht in anderweitige zerstreuende Entwürfe eingelassen; sie rechneten darauf, daß keiner der Theilnehmenden von ihnen getrennt werden sollte; sie schmeichelten sich endlich, daß mehrere Gelehrte hinzutreten und die Arbeit mit ihnen theilen würden. Allein diese Erwartungen wurden zeitig vereitelt. Unvorhergesehene Umstände häuften ihre Berufsgeschäfte und vermehrten ihre schriftstellerischen; Schatz,

dieser herzliche Freund, und der thätigste Beförderer des Unternehmens, ward durch einen frühen Tod entrissen, und ungeachtet sie von fremder Hand zuweilen einen dankenswerthen Beytrag erhielten, so verband sich doch eigentlich Niemand mit ihnen zur Unterstützung des Werkes.

Sie haben unter diesen Umständen geleistet, was ihnen möglich war. Das Werk ist langsamer vorgerückt, als sie wünschten, aber, wie mehrere Kunstrichter geurtheilt haben, ohne an innerm Werthe zu verlieren, und der Zweck der Arbeit unverrückt im Auge behalten worden. Ueberzeugt, daß die Grundsätze der Aesthetik nur um so gewisser ihr Ziel, — die richtige Schätzung des Schönen, verfehlen, in je einer höhern Allgemeinheit sie aufgefaßt und ausgedrückt werden, glaubten sie keinen bessern Weg zur Bildung und Sicherung des Geschmacks einschlagen zu können, als wenn sie sich bemühten, das Eigenthümliche der vornehmsten Dichter alter und neuer Zeit aufzusuchen und darzulegen, Aller Vorzüge und Mängel unparteyisch zu prüfen, den Einfluß der Menschen, unter denen Jeder lebte, und die Wirkung politischer Verhältnisse auf Jedes poetische Kunst und Darstellung zu

entwickeln, die nach Ort und Zeit sich mannigfaltig gestaltenden Urtheile über Einzelner Werth und Verdienst zu würdigen, und so, in das Besondere eingehend, die Leser zu allgemeinen Grundsätzen vorzubereiten und die Andeutungen der Geschichte mit den Ansichten der Philosophie zu verbinden.

Noch bis itzt sind die Verfasser der Meinung, daß man weder der Einseitigkeit des Geschmacks glücklicher begegnen, noch die Ansprüche einer dreisten und sich selber unaufhörlich befehdenden und zerstörenden Kritik leichter ausgleichen könne, als wenn man jedes Kunstwerk für sich und aus dem ihm zukommenden Standpunkte betrachtet. Es bleibt daher auch nach, wie vor, ihr fester Entschluß, den einmahl angefangenen Plan zu verfolgen, und den Gesetzen, die sie bisher beachtet haben, auch in der Zukunft gemäß zu handeln. Ihr Augenmerk hierbey wird jedoch vorzüglich und, um mindestens von einer Seite etwas Vollständiges zu liefern, auf die Alten gerichtet seyn. Von den griechischen Dichtern sind ihnen nur noch wenige und, außer Homer, keiner von Wichtigkeit zu beurtheilen übrig; von den römischen verlangen allerdings mehrere ihre Aufmerksamkeit; indeß dürften, mit

einem Plautus, Terenz und Virgil ebenfalls die bedeutendsten Nahmen genannt seyn. Unter den Neuern werden sie künftig mit strengerer Vorsicht wählen und schlechterdings nur diejenigen ausheben, die sich durch charakteristische Eigenschaften auszeichnen, oder entschieden auf ihr Volk und Zeitalter gewirkt haben.

Die Herausgeber.

Ueber die

Religion der alten Deutschen.

Fortsetzung

der

im zweyten Stück des sechsten Bandes

abgebrochnen Abhandlung.

Thuist.

Alle Nachricht von ihm, durch eine einzige Stelle in Tacitus goldenem Buch aufbewahrt *a*), ist ganz

a) Germania 3. „Celebrant carminibus *antiquis* Thuistonem deum, terra editum; et filium Mannum originem gentis conditoresque." Diese Worte gehören zu denen, welche auf alle mögliche Weise gedreht sind. Durch ein leichtes Einschieben — zwey Punkte und das et in ei verwandelt — hat man endlich nichts geringeres als eine Bestätigung des Moses darin gefunden. Freylich alle Menschen stammen von Adam und Noach ab, und warum sollten diese genealogischen Nachrichten sich nicht bey den Deutschen erhalten haben, denen die Ahnentafeln so werth sind!

römisch auf uns gekommen. Wenn Tacitus die alten Sagen selbst hörte und verstand *b*), nicht erst nach lange Umherreisen, und durch mehrfache Veränderung, dieser Auszug eines uralten Gesanges zu seinem Ohre kam, wenn nicht die in den vergessenen Zeiten der Vorväter über den Rhein gedrungenen Germanen, längst zu Galen geworden, ihre alten Schlachtgesänge mit neuerrungenen Kenntnissen bereichert hatten; so war dem Römer doch der Begriff eines Stammvaters, das Bild Ahnherren großmächtiger Völker, beständig mit dem Gedanken an einen Gott verbunden. Mußte nicht der, dessen späte Enkel mit Heldenkraft die Nachkommen erhabener Götter besiegt hatten, ein noch größerer Heroe gewesen seyn?

Die Deutschen hatten uralte Sagen *c*) über ihren Ursprung. Ihn leiteten sie zurück bis auf einen Thuist, aber sie sahen in diesem ersten Menschen,

b) Vielleicht war im Gedicht nur unbestimmt von einem Ahnherrn die Rede; denn der Gedanke an Hervorbringen scheint im Worte zu liegen. Im Niedersächsischen heißt Teute noch Vater, im Bremischen Töt ein Mutterpferd: und sollte nicht der in manchen Gegenden übliche Ausdruck Tot, Dot eine wörtliche Uibersetzung von compater seyn?

c) Dieses beweist die Eintheilung in Ingävonen, Hermionen und Istävonen — nach Plinius H. N. 4. 16. noch Vindilen, Peukinen und an der dacischen Gränze Bastarnen — wovon diese Stelle die einzige Nachricht ist, und wozu die Geschichte uns keine Bestätigung giebt.

gleich andern Völkern, keinen Gott; so wähnte nur der Römer. Es ist allgemeine Gewohnheit der Völker, wenn ihre Religions-Ideen noch nicht ausgebildet sind, kein Dichter noch diesen Stoff bearbeitet hat, und keine fremden heterogenen Lehren die Originalität verdrängt haben, in ihrer zweyten oder dritten Periode, unter dem Stammvater sich ein recht dummes Geschöpf vorzustellen, das zum Stichblatt ihres Witzes dient! So der Ahnherr der Juden, von welchem ich diese Behauptung ja wohl nicht zu analysiren brauche; auch Noach ist lächerlich dargestellt. Die griechischen Mythen sind zu ausgebildet auf uns gekommen, die italiänischen kennen wir nicht, um etwas davon zu sagen; jene Idee blickt aber doch beständig durch, und als man den Stammvater vergaß, hat man sie in reicher Maaße auf die Väter der Götter übergetragen. Man denke an den dummen Saturn, der einen Kiesel für ein zartes Kind hält. Es würde wohl zu weitläuftig seyn diese Behauptung vollkommen durchzuführen; ich verweise nur noch auf das, was Steller von den Kamtschadalen, Römer von den Negern erzählen. Die Völker sehen also in ihrem ersten Stammvater nichts weniger als einen Gott; und warum sollte es bey den Deutschen anders gewesen seyn? Der höher gestiegene Römer aber, der jede wichtige Person des Alterthums in eine Art Gott umschaft, der hat andere Begriffe.

Die Genealogie, welche beym Tacitus folgt, mag mit den alten Gesängen ganz übereinstimmend seyn; denn die rohen Völker bleiben nicht beym Stammvater stehen, sie führen sein Geschlecht noch um einen Grad weiter, dessen nächste Generation kennen sie noch (z. B. Noach nnd Sem, Ham und Japhet); aber damit hört alle Bekanntschaft auf, bis, unter größerer Cultur, es einem müßigen Genealogisten einfällt, die Lücke bis auf seine Zeit auszufüllen. So wenig die Völker im Stammvater einen Gott sehen, so geschieht es noch weniger bey den Söhnen. Es wird also nicht einmal nöthig seyn aus der Natur des deutschen Gottesdienstes die Unrichtigkeit der Behauptungen Tacitus zu zeigen. Lächerlich ist es, dem Thuist seinen Platz unter den vermeinten Gottheiten nach der Benennung der Tage anzuweisen, unerwiesen, daß wir unsere Namen von ihm hätten; denn das ist ungermanisch *d*). Kein Volk dieses großen Stammes benannte sich von einem Gott und sie

d) Ja wohl noch mehr. Wenn man es für „Thorheit hält, nur zu glauben, daß Rom vom Romulus benennt worden sey," wenn es wahr ist, „daß man selten Völker findet, die sich von einer Person benennen;" warum wollen wir denn nun gerade Thoren seyn und es bey den Deutschen annehmen. (Vergl. Schlözer in der allg. Weltgesch. 31. (13) p. 108. §. 8. n. II.) Leben wir noch in den Zeiten, wo Frankus, Celtus, Torgus herrschen?

konnten es bey ihrem Fetisch-Gottesdienst auch nicht: von Bünden sehr viele; und daher auch unser Volks-Name. Wir sind Deutsche, Verbündete *e*), keine Teutschen. Wann diese Benennung aufgekommen, ist unbekannt, wahrscheinlich früh durch die Wohner unter dem nördlichen Himmel; vielleicht kam er schon beym allerersten Verein hervor; schon Pytheas fand Teutonen an der Ostsee (vor Christus etwa 350,) die mit dem Bernstein einen Zwischenhandel trieben; vielleicht in der größern Allgemeinheit erst, als die Schweifen zu mächtig wurden. Sind wir doch alle Allemands und buhlt L'Allemagna mit la Germania um den Vorzug.

Und diese Entstehung in Norden ist ein Beweis mehr, daß wir Deutsche sind, denn der Oberdeutsche hat den weichen Laut des Niedersachsen fast immer gehärtet. Es wird also bey dem ganzen Streit darauf ankommen, ob wir uns so schreiben wollen, wie wir ursprünglich uns nannten, und alle wie Norddeutsche

e) Von Deuten verbinden, jungere, sociare, theodan angelsächsisch; daher noch unser Dutzen; daher deot Volk, wie wir es doch wohl lieber mit Kero schreiben werden, als theod mit den Angelsachsen, oder Thiud mit Ulphilas; dahin ist auch Thy thie zu rechnen, der Versammlungsplatz; Gedüdde turba plebis aut hominum; niedersächsisch, Dutten, ein ganzer Knaul Sachen; und dahin gehören auch die Teutonen, d. h. jeder Völkerbund.

es bis auf diese Zeit beybehalten haben, oder ob wir lieber dem härtern Laut folgen wollen, den die freylich siegende Oberdeutsche Sprache angenommen hat.

Merkur. Mars.

„Unter allen Göttern verehren die Deutschen vorzüglich den Merkur, dem sie an bestimmten Tagen selbst Menschen-Opfer zu bringen für Recht halten; den Herkules und Mars versöhnen sie mit erlaubten Thieren *f*).“ An einer andern Stelle *g*) nennt Tacitus Mars den höchsten Gott der Deutschen; welches ist nun das Richtigere? Daß jene Behauptung in einem einzig mit Deutschland beschäftigten Werke sich findet, entscheidet die Sache nicht, sondern welches Werk zuletzt geschrieben, denn Tacitus kann ja bessere Nachrichten erhalten haben, und das ist wohl die Germania nicht. Die Nachricht von Merkur ist aus Cäsar genommen *h*), der dieses von den Galen erzählt, und Tacitus hat die Menschen-Opfer gleich hinzugesetzt, welche vom Cäsar schon früher *i*), und ohne Bezug auf eine bestimmte Gottheit, erwähnt

f) Germ. 9.

g) Hist. IV. 64. Daher auch in Annal. 13, 57. Mars, dem Merkur vorhergeht.

h) B. G. VI. 17. deûm maxime Mercurium colunt,

i) c. XVI.

werden; nur dem höchsten Gott gebühren die größten Opfer. Ganze deutsche Völkerschaften hatten in Gallien sich niedergelassen, und nun auch wohl die galischen und römischen Glaubenslehren und Götter angenommen. Hier konnte Merkur verehrt werden, hier hatte in der berühmten Colonia Agrippina Mars seinen glorreichen Tempel, den selbst die Kaiser von Rom aus ehrten *k*). Diese Völkerschaften nahm Tacitus, (wenn er nicht Galen und Germanen *l*) geradezu verwechselte, und was von dem einen Volke gesagt wurde, auf das andere übertrug,) noch als Deutsche an, und was er bey ihnen fand, sollte auch noch im Vaterlande derselben gelten. Wenn auch das nicht wäre, wer kann es Tacitus verdenken, wenn er galische Gebräuche und galischen Gottesdienst in Deutschland fand. Saßen nicht galische Stämme am rechten Rhein-Ufer, und glaubte nicht Tacitus noch mehrere anzutreffen, und kann man ihm den Schluß verargen: was zu einem Volke gehört,

k) Suetonius. Vitellius X.: „pugionem, quo Otho se occiderat in Agrippinensem coloniam misit, Marti dedicandum.

l) Wie das damals so leicht geschehen konnte, und wohl in allen Werken, welche er excerpirte, geschehen war die beyde Völker unter dem vielsagenden Namen der Kelten begriffen. Die Römer haben dieß gern verwechselt. Livius nennt XXI. XXXVIII. gewisse Alpenbewohner Semigermani.

hat auch einen Gottesdienst? Doch dieß alles wollen wir übersehen. Tacitus kann Recht haben. Es gab Verehrer des Merkur und Mars in Deutschland. Ist es denn ungereimt, daß Deutsche den Gottesdienst ihrer Nachbaren, ihrer Brüder, des Volkes, bey dem sie oft so lange sich aufgehalten hatten, und dessen Legionen in ihrem Innern standen, angenommen haben sollten? Kann nicht ein Einzelner den Merkur oder den Mars zu seinem vornehmsten Gott erwählt haben? Aber der Römer breitete diesen Götterdienst nun gleich über ganz Deutschland aus, mit allen Gebräuchen der Galen, welche doch in Deutschland nie Statt fanden, und verband damit seine Vorstellungen der Götter und ihrer Ordnung. Das war der Fall nicht: weder der Tenklerer (Hist. 4. 64.), noch der Hermunduren ganze Nation haben den Mars verehrt, und lange hat sich der Dienst dieser von Einzelnen verehrten römischen Götter in Deutschland nicht erhalten. Natürlich! der neue Fetisch durfte nur einmal nicht helfen, oder ein Unglück sich ereignen, so ward er weggeworfen, und ein anderer, oder der alte auf's neue angenommen. Wir finden von dieser Verehrung weiter keine Spuren. Aber wir wissen, daß der Römer überall seine Götter, und in den verehrten Wesen der Völker Aehnlichkeit mit den seinigen fand, daß er, ohne Anstand, solchen die ihm geläufigen Götter-Namen beylegte. Und

mußte nicht ein Schriftsteller diese Gewohnheiten seiner Nation befolgen, wenn er sich verständlich machen, wenn er ihnen eine Idee von unsern Göttern beybringen wollte *m*)? Er schrieb ja für seine Römer, und nicht für uns. Daß die Deutschen ihre verehrten Wesen mit deutschen Namen Merkur und Mars genannt, daran ist nicht zu denken, eben so wenig als daß die Deutschen diesen angenommenen Göttern die Eigenschaften beygelegt hätten, welche die Römer und Griechen an ihnen verehrten.

I s i s.

Tacitus nur erwähnt ihrer: „Ein Theil der Schweifen opfert der Isis. Wenig erfuhr ich vom Ursprung und Ursache des ausländischen Gottesdienstes, außer daß das nach Art einer Liburne geformte Bild selbst die hergeführte Religion lehrt *n*).“

Anton mag es richtig getroffen haben; diese Liburne war eine Tropäe, wenn die Beschreibung

m) Diesen richtigen Gedanken hat Ernesti — Miscell. 21. not. *b*. — Daher sagt auch Tacitus einmal: „romana interpretatione.“

n) Germania 9. nach Antons Uebersetzung p. 12. zweyte Auflage:
At bona posteritas puppim formavit in aere
Hospitis (Saturni) adventum testificata Dei.
Ovidius:

anders richtig ist, Tacitus hat dieses Heiligthum nicht gesehen, nach den Erzählungen schuf er sich das Bild derselben. Solche Beute, von so ungewohnter Art, ward den heiligen Hainen zum ewigen Gedächtniß geschenkt o). Es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie zu einer schweifischen Bundesreligion gehört habe. Da die Römer, gleich den Aegyptern, unter dem Bilde eines Schiffes der Isis huldigten — deren Dienst an der Tiber oft so häufig war, daß der Staat ihn zu zernichten suchte — so erregte dieses am heiligen Orte aufgehobene Stück leicht die Meinung, hier sey Isis-Religion. Tacitus sagt ausdrücklich: „ein Theil der Schweifen;“ daher wissen wir nicht, in welchem Theile des weiten Landes, welches nach Tacitus Ideen der große Schweifenbund umfaßte, — dem er ja selbst die Hälfte Deutschlands zutheilt — diese Isis verehrt wurde. Eine Liburne wird nicht für den Rhein oder die Donau seyn, sondern für den Ocean: Schwaben ist daher mit wenig Wahrscheinlichkeit der Ort ihrer Anbetung. Die im Gebiet des jetzigen heiligen Reichs gefundenen Inschriften beweisen für ihre Verehrung nichts, denn hier waren

o) So die Adler der Varus-Legionen. Der Mark-Rune Velleda ward ein Schiff zum Geschenk gebracht. Was Meiners c. 2. §. 5. sagt: „alle künstlichen Werke werden von unwissenden Wilden ohne Ausnahme für Fetische gehalten:“ paßt hier vielleicht nicht.

Römer, ihre Legionen, ihre Colonien p); so wenig als die Schlesischen Gräber, die von Slaven errichtet, mit Beute in Trakien gesammelt erfüllt wurden. Da Schwaben der ungewisse Ort der Isis-Verehrung ist, so fällt die schlechte, und wenn die Verehrung wahr wäre, unnöthige Meinung derer von selbst dahin, welche sie mit den Schwaben nach Thüringen und Sachsen bringen wollen. Eisenach, Eisleben, Eisenberg, das Eisenkraut, Isinisca, Ism, Iser, Isny werden als Beweise für die Isis-Verehrung angegeben. In letzterer Stadt hatte sie einen herrlichen Tempel! und das mit Recht, denn sie schiffte ja selbst nach Deutschland zum König Suevus!

C i z a.

Diese Gottheit, welche von den Vindeliken verehrt seyn soll q), also dem Deutschen nichts angeht, halten

p) z. B. bey Kloster Weddingen im Badenschen: „Deae Isidi templum a solo Lucius Anusii Magianus de suo posuit.“ Gronov. Thes. antiq. graec. 3. litt. SSSS hat eine Figur, die er „sacerdotem germanum portantem navigium Isidis“ betitelt. Die Acta erudit. 1704. Dec. 55. muthmaßen, und Tenzel curiöse Bibl. 2 Repos. 4 Fach p. 378. beweist, es sey ein sächsischer Bergmann, der einen Bergtrog mit Erz auf der Schulter habe. Herr von Neufville zeigte eine hölzerne Puppe; daraus wurde der Isis-Priester!!

q) Mehrere Schriftsteller wollen ein Fragment des Velleius Paterculus gefunden haben, welches also

einige mit der Isis für ein Wesen. Auch sie will man durch jene Schwabencolonie nach Thüringen, wo Zeitz von ihr benannt, und ins Sorbenland bringen. Frenzel mißt sie nur den Wenden bey *r*), und wenn es ja eine solche Göttin gab, — woran noch sehr zu zweifeln ist, — so gehört sie auch wohl

lautet: „Germanorum gentes, quod Rhaetias occupaverant — — — in ipsis noricis finibus civitatem — — — quam adpellabant Cisaram ex nomine Deae Cisae quam religiosissime colebant, cuius templum quoque ex lignis, barbarico ritu constructum, postquam eo colonia romanorum deducta est, inviolatum permansit, ac vetustate conlapsum, nomen colli servavit." — In Augsburg ist nemlich ein Eisenberg. Die Ueberschrift des Fragments mag immerhin „Velleji excerpta ex gallica historia" gelesen werden müssen, wer wird gleich an den bekannten Vellejus Paterculus denken. Auch ist wohl Niemand aus der schola palatina, der diesen Namen erhalten, Verfasser. Wer weiß, welcher Wedel des 15. Jahrhunderts sich Auszüge machte! Voßius — histor. latin. p. 120. edit. 1651. — urtheilt „sed quis nasum habet, satis odoratur, stylum eius sapere scriptorem, qui seculis aliquot Vellejo iunior sit." Eben derselbe hat auch schon bemerkt, daß mit Einschiebung weniger Worte die Stelle beym Abt von Ursperg, also aus dem 13. Jahrhundert, ad ann. 1167 zu finden, woraus der Excerptenmacher die Stelle wahrscheinlich genommen hat, welche aus einer Fülle von Etymologien des Abts besteht, um die alte Geschichte der Stadt Augsburg zu ergänzen; und zusammt den Versen, welche die Begebenheiten bezeugen sollen, als bloße Träume auch nicht den geringsten Werth hat.

r) Von den slavischen Gottheiten bey Hoffmann ss. rer. Lusat. t. 2. p. 81. §. 7. und p. 162. ff.

mehr für die Lande des rechten Elb=Ufers. Auch kann das Idol Oberdeutschlands und der Sorben nicht ein und dasselbe gewesen seyn.

Leherennus.

Zwey Steinschriften haben seinen Namen auf die Nachwelt gebracht s). In ihnen liegt nichts, was uns vermuthen ließe, er gehöre den Deutschen an. Daher auch wohl Keysler leicht würde widerlegt werden können, der zeigen wollte, er sey ein deutsches Wasserwesen, und habe Aehnlichkeit mit der Lara der Thüringer.

Baduhenna.

Tacitus sagt: „bald erfuhr man von Ueberläufern —— beym Hain Baduhenna genannt —— t)," hieraus ist sogleich eine frisische Gottheit geworden, deren nähere Untersuchung manchen Schweißtropfen gekostet hat. Cluver führt sie aus Arabiens Wüsten herbey; Struve erklärt sie für eine Wahrsagerin u). Tacitus berechtigt uns nicht zu solchen Vermuthungen. Haben denn alle Wälder ihren Namen von Gottheiten? v)

s) Bey Gruter 1074.
t) Annal. 4 73.
u) Reichshistorie p. 26.
v) Daß es wirklich noch vor kurzer Zeit die Tendenz eines Aufsatzes war, aus Wald und Hain einen Wold und

Saturn.

Von seiner Anbetung in Deutschland sind gar keine Spuren, außer daß Dionysios von Halikarnaß sagt: Die Kelten verehren den Saturn. Unter dieser Benennung begreift aber derselbe die Germanen gewöhnlich mit, daher ist Saturn ein germanisches Wesen. Sobald aber von Kelten die Rede ist, wird eine solche Nachricht für die Geschichte eines bestimmten Landes gänzlich unbrauchbar, da wir nicht schließen können, dieß war in einem Theil des westlichen Europa; also in Deutschland, wenn auch beständig die Deutschen unter den Kelten mit begriffen waren. Es ist dieß ein Grund, dessen gänzliche Unbrauchbarkeit schon so oft gezeigt ist, daß man eigentlich wohl der Mühe überhoben seyn könnte, noch einmal davon zu sprechen.

Bey den kimbrischen (?) Friesen soll er verehrt seyn. Nach Arnkiel nämlich; welches so gut ist, als hätte man gar keine Nachricht davon *w*).

Hanus schaffen, um die Täuschung zu vollenden, daß wir im Jahr 1600 lebten, kümmert den Verf. nicht. Es ist nur ein Beweis, wie weit die Wissenschaften bey manchem am Ende des 18ten Jahrhunderts vorgerückt waren.

w) Wenn solche ärmliche Stoppler widerlegt werden sollten, würde man gar kein Ende finden können.

Rößig x) findet eine neue Wahrscheinlichkeit darin: die griechische Mythologie führe selbst den Saturn aus Norden her. Die griechische? Dieß müßte erst bewiesen werden, ehe man Antwort fordern könnte, oder ist Saturn und Chronos verwechselt? und was beweist denn der Glaube der Griechen für seine Verehrung im Norden? Odin soll aus Asien gekommen seyn, aber noch hat Niemand behauptet, (so viel auch von Odin gefabelt worden, und so viel man von ihm weiß,) daß er in Asien angebetet wurde. Ob also Saturn in Deutschland verehrt worden, ist gerade so leicht zu entscheiden, als viele, mit Recht glauben.

Nehalennia.

Als im Jahr 1647 eine große Ebbe den Strand der Insel Walchern tief in den Abgrund hinein entblößte, fand man viel alte Kunst, einst von den Wellen verschlungen: wie denn wenig Schönes aus dem Alterthum auf uns gekommen, was wir nicht erst den Fluthen oder der Erde hätten wieder entreissen müssen. Viele Statuen und heilige Altäre lagen jetzt dem Forscher offen. Unter Bildnissen Neptuns, Jupiters, auch viel Altäre einer Göttinn, die bisher

x) Deutsche Alterthümer p. 172.

den Menschen unbekannt war. Sie saß; ihren Schoß füllte ein Korb mit Obst; wachsam stand ein Hund neben ihr, man las:

Deae Nehalenniae.

Die Gläubigen der allgemeinen Kirche sahen in ihr die Mutter Gottes, Boxhorn zuerst eine deutsche Göttin. Seine Gründe widerlegt zwar Keysler, aber durch andere bewogen schrieb er ihr dennoch germanische Verehrung zu, und sie bekommt als See-Göttin unter dem Nehis ihre Stelle. Mit Unrecht! Denn von ihrer Verehrung in Deutschland ist sonst keine Spur; die Nehis sind dessen Nymphen nicht. Ihre Kleidung ist ungermanisch y); wohin brachte nicht ein römischer Legionar die Götter seines Landes, seiner Stadt, seiner Familie? Wenigstens muß sie nur eine topische Gottheit der Galen und vorzüglich Seelands gewesen seyn.

Herkules-Krutzmann.

Dieses Gottes Verehrung, in den Fluren vom rechten Ufer des Rheins ab, sollen die Statuen beweisen,

y) Von römischer Vermischung zeugen die Statuen Neptuns, Herkules, die sich zugleich mit ihr an den Altären finden. Andere Inschriften hatten noch: „ob merces recte conservatas.“ Auch findet man eine Münze, worauf sie dargestellt ist.

welche sich in Straßburg gefunden haben. Ihrer sind eigentlich drey:

1) Der wahre Krutzmann, der nach Paris verkauft seyn soll. Ob diese Statue der erste Bekanntmacher Speklin nur einmal gesehen, daran zweifelt mit Recht Schöpflin.

2) Eine der vorigen ziemlich unähnliche, die beym Montfaucon abgebildet ist, durch Louvois nach Frankreich gebracht, und zuletzt vom Marschall D'Etrées besessen wurde, wohl nichts anders als der erste Herkules, aus dem Speklin seinen Krutzmann hervorbrachte. Schöpflin erklärt diese Statue für römisch-deutsch (tribokisch), weil Cäsar bey den Galen nichts von einem Herkules erwähnt, die Germanen aber denselben Tac. 2., so sehr wie die Galen den Merkur verehrten. Sie kann weder bloß keltisch-mediomatrisch, — wofür Martin dieselbe hält; — noch wie Montfaucon vorgiebt, (ein großer Kenner,) bloß römisch, noch auch bloß deutsch seyn. „So lange die Triboken," sagt Schöpflin, „noch in Deutschland waren, hatten sie keine Götter-Bilder; sobald sie aber den Rhein überschritten, adoptirten sie den Herkules der Römer, thaten aber aus ihren Vorstellungen etwas hinzu." Etwa die Löwenhaut? Das heißt mit andern Worten, Herkules gehört nicht unter die deutschen Götter,

denn die Triboken sind dann keine Deutschen mehr, ihre Idole gehören nicht für diese Abhandlung.

3) Eine steinerne Statue, die zu Schöpflins Zeit noch im Münster zu Straßburg war. Warum sollen wir dieß aber für ein Gemisch von römisch-deutsch halten? In ihrer Einbildung mochten die Deutschen sich ihre Helden vorstellen, seltsam, wenn diese Vorstellung der römisch-griechischen gleich gewesen wäre! Für die hohe Kunst derselben war eine so armselige Gestalt, als der Deutsche sich von einem Gott hätte bilden können, zu barbarisch, um den Künstler zu bewegen, dieser Idee seinen Meißel zu leihen. Was ist an diesen drey Statuen Deutsches? Nichts. Sollten sie zur Furcht oder Andacht des Germanen dienen; was nutzte die Löwenhaut ungermanisch geknüpft? Alles ist römisch, aber aus der Periode des Verfalls der Künste; — das Zeichen der Zeit ist die Abweichung von den Regeln, durch die Griechen dem Künstler vorgeschrieben, — daher auch das Schild, eine unnöthige Waffe für den Besieger der lernäischen Schlange. In den Provinzen Roms mögen die Sieger mit den Gesetzen und Sitten auch vom Cultus vieles angenommen haben; dieß geht Deutschland nichts an. Auch die Münzen, welche Posthumus zur Ehre Herkules Magusanus schlagen ließ, bezeugen die Anbetung in Deutschland. Denn diese Benennung kommt von dem deutschen

Wort Mage, Magus, Wohnung, Familie, daher einheimisch, folglich zeigt schon der Name den deutschen Ursprung an. Diese Meinung wird sogleich dadurch zernichtet, daß auf andern Münzen ein Herkules Deusoniensis vorkommt. Es können dieses Orte gewesen seyn, wo Herkules verehrt wurde z). Vielleicht Posthumus Geburtsort, oder so etwas aus seiner vaterländischen Bekanntschaft. Den ersten Ort glaubt man in Deutz bey Köln zu finden, den letztern in Königsmachern a). Dieses bestätigt vielleicht ein Stein an der Jesuiten-Bibliothek in Brüssel, „Herculi Macusano.“

Mit vielem Recht macht diesen Herkules Magusanus daher Martin zu einem galischen Gott, der mit Ogmios in Verbindung stehen mag, wie nach Lucian die Galen den Herkules nennen; allein dieser Ogmios war auch schon ein solches Gemisch griechischer Kunst und griechischer Ideen mit galischer Barbarey, daß Lucian glaubte, die Galen hätten dieses Bild aus Haß gegen die griechischen Götter

z) Ekhel — P. 2. voll. VII. p. 441. — „cognomen hoc indutum Herculi a loco vbi colebatur, vti dubium non est, ita nondum satis exploratum Deuso vel Deusum“ von erstern aber: „Vt de Hercule Deusioniensi ita de Magusano disceptatur, verisimile Magusanum fuisse oppidum Herculis cultu celebratum!

a) — Macusa. —

gemacht. Sollte nicht auch Lucian die Galater verstehen? Wenn auch Deutz am rechten Rhein-Ufer liegt, so war doch dort ein römisches Lager. Posthumus war dem Herkules-Dienst übermäßig ergeben, und raffte alle Benennungen desselben zusammen *b*), um sie auf Münzen den Nachkommen mit seiner Frömmigkeit zu überliefern. Man darf nur die Statue des Herkules Magusanus bey Keyßler (p. 200.) ansehen, um alle Zweifel zu entfernen; Delphin und Scorpion sind keine Geschöpfe die Deutschland hervorbringt. Damit nicht zufrieden läßt man den Herkules selbst aus dem Keltenlande hervorgehen, und rechnet ihn unter die Helden dieser Nation *c*). Einer Statue Herkules den Namen Krutzmann zu geben, unternahm zuerst der Straßburger Baumeister und Geograph Specklin, der dadurch noch nicht erschöpft in diesem Namen die deutsche Benennung des Herkules wieder fand *d*), was schon von Schöpflin bestritten ist.

b) Es sind Münzen mit Hercules comes, argivus, lybicus, invictus, immortalis, erymanthus, cretensis auf uns gekommen.

c) Rößig — 174. — Von her und kul, der Keulenmächtige; auch Rudbeck etymologisirte ähnlich.

d) Krutzmann, Großmann oder Kriegsmann, — man streitet noch, woher das Wort komme, und man wird dem Streit gern das Einschlummern gönnen. Schöpflin I. 76. ist der Meinung mit Recht sehr ungünstig. (verglichen jedoch Anton. not. w oben.) Um von

Noch soll sich von ihm eine Säule finden in der obern Grafschaft Katzenellenbogen ohnweit dem Malchenberg *e*), ja in Tongern war ihm eine Kapelle heilig, welches nicht in Deutschland lag; in Reutlingen und auf der Burg von Nürnberg sind seine Bildnisse; die aber Herkules Verehrung in Deutschland nicht beweisen können. Von ihm soll der Harzwald benannt seyn *f*), von ihm ein Lager der Legionen am

Speklins Manen den Verdacht der Erfindung dieses Namens zu entfernen, und dem Gott Krutzmann das Gepräge eines deutschen Idols zu geben, häuft Schwabe (Geschichtforscher 1. 138.) viel Gründe auf einander, einer so bodenlos als der andere. Eben derselbe sagt auch, „da drey, (eigentlich zwey,) Bildsäulen Herkules auf uns gekommen, so wird es wahrscheinlich, daß noch weit mehr verlohren gegangen sind.“ Von Bildungen Roms mag das wahr seyn, nicht von deutschen. Dem Freunde deutscher Götter schimmert also noch Hoffnung, statt der Dutzend Götzen, die man uns nennt, einige Legionen dereinst wieder zu erhalten. Denn „in den fragmentarischen Nachrichten ist ein Grund; würden wir nicht noch mehrere finden, wenn die Nachrichten weniger fragmentarisch wären?“ Flügge bey Stäudlin p. 228.

e) Ein Altar und eine steinerne Säule. Oben hat sie eine Tiefung wie ein halber Mond; sie ist 32 Markschuhe lang, hat 13 im Umkreise. Tenzel monathliche Unterredungen 1694. Junius 473. ff. Diese steinerne Säule soll gegossen seyn, welches unter die verlornen Künste zu rechnen ist. Wenn sie dem Herkules geweiht war, so hat sie ein Römer gesetzt; und geht uns nichts an.

f) Aus Tacitus Annalen 2, 12. „Caesar transgressus

Rhein, welche Benennung aber römisch war *g*). Von seiner Verehrung in Baiern will man Spuren finden, die aber sogleich verschwinden *h*).

Aus Tacitus erhellet ziemlich deutlich, daß er kein Gott war, man besang nur einen großen Helden, welchen dieser Schriftsteller Herkules nennt, beym Beginnen der wilden Schlacht; mehr hat derselbe nicht. Und ob er uns gleich von Opfern Nachricht giebt, so gleicht er dieses doch aus. „Entweder weil Herkules da war, oder wir, was irgendwo großes ist, auf seinen Ruhm zu führen gewohnt sind.“ Also die Thaten ihrer Helden mochten sie besingen. ——— „Es schien religiöser der Götter Thaten zu glauben, als zu schauen *i*).“ Die Deutschen wollten sich durch das Beyspiel ihres Helden beym Gewühl der

Visurgim, iudicio perfugae cognoscit — — convenisse et alias nationes in silvam Herculi sacram.“ Die Römer wollten überall etwas von Herkules finden. Hier scheint die Meinung aus dem Einklange des Wortes Herkynaisch entstanden zu seyn.

g) Julian eroberte unter andern Städten auch diese castra Herculis. Ammian. 18. 2.

h) Aventin hat sie. Den Herkules Saxanus wird doch Niemand, mit Keyßler, zum sächsischen Herkules machen? Er heißt auch „in petra.“ Es gab eine Bona Dea subsaxana in Rom.

i) Germania 2. 9. 34. Damit verbinde man Titus Livius l. V. c. 33. „nisi de Hercule fabulis credere libet.“

drohenden Schlacht muthvoll machen. Hier ist kein griechisch-römischer Gott.

Hludana.

Johann Moritz aus dem ruhmvollen Hause von Nassau, brandenburgischer Statthalter der westphälischen Lande, dessen Andenken durch die Verschönerung von Kleve lange in Segen geblieben, ließ daselbst einen Stein ausgraben mit folgender Inschrift:

Deae Hludanae Sacrum.

C. Tiberius Verus.

Dieß ist ihr einziges Zeugniß. Nachdem Schütze *k*) das Wesen der Göttinn aus ihrem Namen in vielen Zungen germanischer Völker hat erforschen wollen, nimmt er endlich an: sie sey die Göttinn der Loose, denn hlud bedeutet in der Sprache der alten Suconen ein Loos. Doch möge sie auch die Göttinn der Gegend, die Vorsteherinn des Volks gewesen seyn.

Ein Römer hat diese Göttinn verehrt, in einer Gegend, wo die Herrschaft der Römer durch Jahrhunderte gegründet war; daher kann sie mit mehr Recht eine fremde Göttinn seyn, — man weiß, daß die Andacht aller Völker in Rom zusammenfloß —

k) Gottfried Schütze de topica germanorum dea hludana in exercit. ad Germ. sacr. gentil. sylloge p. 11. ff.

und wollen wir auf den Ort ihres Altars sehen, so ist sie für die Galen, denn hier ist ungewisser Boden germanischer Stämme.

T h o r.

Es ist nicht eine einzige Nachricht von der Verehrung dieses ersten der schwedischen Götter in Deutschland vorhanden, außer bey neuern Schriftstellern, welche die von Bonifacius zerschmetterte Eiche nach ihm benennen *l*); und außer einer angelsächsischen Predigt, die von ihm redet; woraus man schließt, daß sein Dienst durch die Sachsen nach England gekommen sey *m*). Wenn es auch wahr wäre, daß Thors Dienst bis an Deutschlands Gränze gedrungen sey; (was doch unerweislich) so kommt es doch vor allen auf die richtige Bestimmung der Zeit an, in welcher diese Predigt an heiliger Stäte gehalten ist. War dieß, als schon die Nordmannen England beunruhigten, so müßte weit eher denselben, — wenn anders in dieser Predigt ein Beweis für die

l) Sagittarius thut dieß. Der elenden Gründe nicht zu gedenken, welche von Orts-Namen hergenommen sind.

m) „Thor eac and Eowthen the haethene Men heriath swithe.“ Thor quoque et Wodan, quos pagani summis laudibus prosequuntur. Keyßler de cultu solis. §. 14. p. 777.

Verehrung Thors in England liegen kann — als den Sachsen, Albion für dieses Geschenk danken.

Wodan = Odin.

Diese Gottheit des Nordens hat für Deutschland kein Interesse. Diesen Helden kannten seine Bewohner nicht, außer vielleicht wenige Uferbewohner an der Ost= und Nordsee, welche durch Schiffahrt und Räubereyen mit den Bewohnern Schwedens Verbindung hatten, oder wohl selbst eine Zeitlang von solchen Horden beherrscht wurden, wie Friesland (855 bis 882.) von den Jüten.

Zwar soll der letzte Odin durch Sachsen nach dem Norden gewandert seyn, ja man theilt sogar Sachsenland unter seine drey Söhne. So mag es in den isländischen Sagen und Chroniken stehen *n*). Die Sammler oder Verfertiger der Edda — deren Brauchbarkeit für Deutschland nicht nach Dreyer *o*), sondern Anton *p*), und für die Geschichte überhaupt

n) Edda Praef. c. 3. Snorro Chron. Norweg. P. I. p. 4.

o) Vermischte Abhandlungen 2, 558. ff. — — „da ich in der That befunden habe, daß diese die Quelle sey, woraus dasjenige, was man von dem Gottesdienst der heidnischen Vorfahren mit Zuverläßigkeit sagen will, müsse geschöpfet werden.“

p) Deutsches Museum 1779. 1. 27. „Islands Edda ist unreiner Pful,. geht Deutschland; geht noch weniger Germanien etwas an — — — — was geht uns das Geschwätz eines isländischen Neulings an?“

nach Adelung q), geschätzt werden muß — waren in Sachsen gewesen, hatten sich dort gebildet. Wie hätten sie wohl das Land unberührt lassen können, dessen Cultur ihrem Buche das Daseyn gab, und über welches ihre Ahnherren herrschen zu sehen jetzt ihr Patriotismus sich freuen mußte.

Wenn wir auch einige Lieder der Edda für so alt halten, als man sie bisher ausgab, so giebt es nur zwey Wege, um diesen odinschen Zug zu erklären.

a) Die alten Sagen hatten das Wort Sachsen; dann ist es aber gerade ein Beweis, daß diese Gedichte nicht sehr alt sind; denn bey Odins Durchzug gab es noch kein Sachsen.

b) Dieses Wort ist ein Emblem. Wenn das ist, was berechtigt uns zu glauben, daß der rechte Tausch getroffen, oder daß nicht manches mehr Emblem sey? Oder wie es wirklich der Fall ist, das Gedicht und der Anfang der Chronik gehört zu denen, welche selbst die eifrigsten Anbeter der sogenannten snorroschen Werke als Erdichtungen ansehen müssen, und dann kümmert uns diese Aussage der Edda und Snorro's Chronik nicht. Wie hätte auch Odin durch Deutschland ziehen, den ganzen nördlichen Theil desselben erobern können, ohne daß die Römer von dieser großen Bewegung etwas merkten; ohne daß eine gänzliche Umformung bewirkt wurde; ohne daß Tacitus

q) Becker Erholungen, Band 2. Jahr 1797. p. 86. ff.

von dieser großen Veränderung auch nur ein Wort vernahm; — denn ephemerisch ist auf jeden Fall die Eroberung nur gewesen. Da stand ihm der große Sweifenbund entgegen, der seinen alten Ruhm behauptet hatte; alles war in langgewohnter Ordnung, als Tacitus ihn fand. Die Cherusken im nachherigen Lande des sassichen Vereins, die doch auch überwältigt werden mußten, hatten nach Tacitus schon zu lange still gesessen, und vorher sich großen Ruhm erworben. Die Chauzen, die nicht weniger in diesen Fluren haußten, sind das berühmteste Volk der Deutschen. Sollte gar unser Franken dem Sieger gehorcht haben, so mußten ebenfalls die Katten geschlagen seyn, aber auch hier fand der Römer bekannte Tapferkeit. Diese Völker hatten alle schon lang diese Sitze. In die Klasse der Fabeln gehört also diese ganze Erzählung, und sie ist ein Beweis, daß man auch in den einzelnen Nachrichten das bestätigt findet, was Adelung vom Ganzen sagt.

Aber man wird auch noch zeigen müssen, daß Odins Verehrung bey den verschiedenen Völkern nicht Statt fand, denen man sie beylegt *r*).

Zuerst ist Paul Warnefridi zu bekämpfen *s*), der behauptet, alle deutschen Völker verehrten ihn.

r) vid. not. *w*. S.

s) De gestis Longobardorum l. 1. c. 8. et 9. p. 749. ff. edit. de Groot (1655.) Die alte Sage

Allein dieß hat mit dem schwedischen Wodan, hat mit Odin nichts gemein. Er sagt nur, die Deutschen nennen (zu Warnefridis Zeit im 8. Jahrhundert) ihr höchstes Wesen Gott, Goth; nichts weiter. Auch möchte immer noch der Ausweg übrig seyn, Vandalen und Langebarden haben diesen Gottesdienst auf ihren Zügen angenommen. Allein das Ganze ist ein erbärmliches Märchen, welches in der Folge zu der Verschönerung der nordischen Religion Gelegenheit gegeben, und den Frea zur Frigga umgeschaffen hat. Wenn nun auch der oberste Gott im Norden Wodan hieß (welches aber nicht richtig) und das oberste Wesen der Langebarden auch Gwod, Wod, (Gott) was haben diese für Relation zu

ist ihm selbst lächerlich. Er erzählt ein Märchen wie aus den Vandalen die Langebarden hervorgegangen; (wobey Gottfried von Viterbo sein Abschreiber ap. Pistor. ff. 1. 305. sich auf Toclacus beruft;) am Ende bemerkt er, Wodan (Vota) heiße auch Godan, hodie Goth, latine deus. Freylich macht er diesen zu einem Merkur, aber das schadet uns nichts. „Wodan sane quem adiecta littera Godan dixerunt, ipse est, (nun kömmt seine Lektüre,) qui apud Romanos Mercurius dicitur, et ab vniuersis Germaniae gentibus vt Deus adoratur; qui non circa haec tempora, sed longe anterius, nec in Germania, sed in Graecia fuisse perhibetur.“ Welches Zutrauen kann man zu einem so spät lebenden Mönch haben, der die Langebarden aus den Winulern hervorgehen läßt, und ihren Namen so schön von den langen Bärten ableitet?

einander? Gar keine, als was übersichtige Märchenschreiber träumen möchten. Beyde Völker haben, so weit die Geschichte reicht, in gar keiner Verbindung gestanden, und die Uebereinstimmung der bey beyden gleich erbärmlichen Sagen in dem Namen des ersten Gottes, (welches bey dem einem überdieß historisch unrichtig ist) kann kein Grund werden, dergleichen anzunehmen. Die Erdichtungen der einen sind um vier Jahrhunderte wenigstens jünger als die der andern, und sichtbar bey der Abfassung derselben von jenen zusammengeplündert. Die Skandinavier waren der Abstammung nach mit den Langebarden verwand, so auch die Sprachen; welch Wunder, wenn der Gott in Upsola und der in der Lombardei, den gleichen Namen geführt hätten, Wodan genannt wären? Den Bewohnern von Birka fiel es nicht ein zu glauben, daß ein anderes Volk auch einen Wodan verehre. Beyde Wodans hatten nichts gemeinschaftliches als dieselbe Grundbedeutung in den verschiedenen Dialekten. So hatten auch die Sachsen ihren Ote oder Gott, der von beyden — wenn nicht bloß Namen-Aehnlichkeit die Formen derselben hergeben soll — wieder ganz verschieden war. Hierzu kommt noch, wir wissen von dem Wesen der Longebarden gewiß, daß die Benennung nichts anders als das verdorbene Gott war, worüber uns, in Hinsicht des schwedischen, alle Nachrichten abgehen, obgleich

mehrere Schriftsteller ebenfalls nur in dem Ton die Verschiedenheit des Wortes finden wollen.

Seine Verehrung in Schwaben zu Bregenz beruht auf dem Zeugniß des Mönchs Jonas von Bobbio. Die Glaubwürdigkeit derselben ist oben geprüft worden; und diese Nachricht lautet am Ende auch nur: ihr höchstes Wesen heiße Gott. Aber daß dieses nur einmal Gwod oder Wodan bey den Allmannen ausgesprochen, daß er so von ihnen verehrt worden, wie Jonas angiebt, das ist sehr zweifelhaft. Wahrscheinlich glaubte Jonas, wie die Deutschen in Italien, so sprächen auch alle Völker dieses Stammes, und so könnte er getrost dem Gott, der in seinen Nachrichten nicht genannt war, nur diesen ihm bekannten Namen geben, es werde wohl passen. Aus seinen Büchern oder seinem Gedächtniß fand er dazu, der oberste deutsche Gott sey Merkur gewesen, und so war die Stelle fertig. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Bemerkung in dem vielgelesenen Leben eines berühmten Heiligen die Veranlassung der Aeußerung Paulus Warnefridi wurde. Fulda *t*) verstand diese Stelle Jonas nicht von den Allamannen, weil diese ungötterisch waren, sondern von den Burgundionen, welche ein nordisches Volk sind, und

t) Der auch (118) sagt, man brauche das Vorgeben dem Jonas auf sein Wort nicht zu glauben.

den Wodans-Dienst mitgebracht haben könnten. Aber er ist irrig; Bregenz gehörte zu Alemannien, und daß daselbst Burgunder geherrscht, davon finden sich keine Spuren. Von den Thüringern glaubt es Sagittarius.

Seinen Gottesdienst in Sachsen will man beweisen, a) weil verschiedene Genealogisten *u*) Hengist und Hors bis Wodan hinaufführen. Man muß erstaunen, diesen elenden Grund zu lesen! Wo wäre der Ursprung unserer edlen Häuser zu suchen, wenn die Träume der Genealogisten etwas gelten sollten? Wodan wird darin aber auch nicht einmal als Gott aufgeführt, dieß ist erst viele Generationen weiter hinauf. Gaeta, dominus exercituum, — und Beda *v*) sagt auch nichts weiter. Wodan war ein berühmter Held, von dem so viele abstammen wollten, gleich als einst vom Karl dem Großen. Muß denn aber dieser Ahnherr der Gott Wodan Schwedens seyn? Der Name Goth, Vuod war einst sehr gewöhnlich; von den Gothen in Italien kann man aus Procopius mehrere Beyspiele zusammenfinden. In diese Klasse der unbrauchbaren Bereicherer der Geschichte gehört auch Galfred *w*), der, was er einst gelesen, den

u) v. Leibnitz Sc. rer. bruns. I. 33. excerpta ex. Neunio.

v) l. I. c. 15. Hist. eccles. Angl. apud eund. p. 41.

w) Monimenta l. 3. p. 46. edit. 1517. „regnum tuum

Hengist reden läßt. b) Die Abrenunciatio diaboli erwähnt seiner. Diese war aber nicht besonders für Sachsen gemacht, sondern für das Reichstheil Karlmanns; daher weiß man nicht, wo man eigentlich seinen Dienst suchen soll x). Daß Wodan und Saxnote in dieser Formel nicht für ein Wesen genommen wird, ist ganz klar; wozu hätte man den Ote so sehr zu bezeichnen gebraucht? Sachsen kann aber nicht bloß den Strich bezeichnen, welchen Karl nachher eroberte; wahrscheinlich liegt auch Frießland darunter verborgen, und wer weiß wie weit die heiligen Väter Sachsen hinaufrückten? (s. unten art.

Mercurio petivimus (sagt Hengist in einer Rede an König Vortiger) — — — cui Hengistus: deos patrios — — Saturnum atque ceterosque mundum gubernant. Colimus maxime (Tacit. 9.) autem Mercurium quem Wodem lingua nostra appellamus. Hinc veteres nostri dicaverunt quartam septimanae feriam, quae vsque in hodiernum diem nomen Wodemsati de nomine ipsius sortita est. Post illum colimus deum inter caeteras potentissimum, nomine terram cui et dicaverunt sextam feriam, quam de nomine eius Fredi vocamus.“ Man lese nur eine Seite in der Edda, um zu sehen, welche Aehnlichkeit Wodan mit Merkur haben könne. Eine Parallele wird seyn, daß dieser Galfred von Montmouth (1128-1138) seine Britten vom Brutus, dem Sohn Askans, dem Enkel Aeneas des Troers herführt. Rolevink, der auch die Sachsen eine solche Rede halten läßt, weiß nur von der Verehrung der Sonne. So widersprechen sich diese Märchen.

x) s. unten Indic. superst.

Indiculus) Oder es war einmal nach dem tiefern Nord ein Seefahrer oder Mönch gekommen, der, wenn er auch Nordmannen und Sachsen richtig schied, doch mit zu viel Lärm die Entdeckung eines heidnischen Gottes im Vaterlande bekannt machte. Doch wozu wollen wir Möglichkeiten aufsuchen? Auch die Sachsen nannten ihr höchstes Wesen Gott, das ist der Sachsen Ote der heiligen Väter, welchen die Neubekehrten entsagen mußten. Kein Wodan Schwedens; wie es auch sehr wunderbar ist, wie, mit Vorbeygehung des größern Gottes Thor, des geringern Dienst sich überall verbreitet. In Sachsen selbst findet sich sonst keine einzige Spur *y*).

c) Die Angeln und Sachsen brachten Wodans Dienst nach England. Dieß ist ganz unerwiesen! Die Nordmannen brachten ihn mit, nicht die Deutschen; vorher ist von ihm keine Nachricht. Und wenn er auch schon früher als die Schwärme der Dänen, die sieben Reiche stürzten, in England war, wer versichert uns, wie viel oder wenig Nordmannen unter den Gefährten und Nachfolgern Hengists waren?

Unter dem Namen W a r n s sollen ihn die F r i e s e n verehrt haben. Angenommen, daß es diesen

y) Den Krodo möchte man gern mit ihm identisiren, und daraus den Beynamen Odins „der Große" machen, aber ohne Erfolg. Schriften, welche Wodans Verehrung in Sachsen annehmen, sind unzählig.

Gott gab, und er Eigenschaften Wodans hatte, warum soll er denn gerade der schwedische Wodan selbst seyn? Hin und wieder (aber es ist sehr unwahrscheinlich) war vielleicht in späterer Zeit sein Alter in Friesland errichtet, aber allgemein ist er daselbst nicht verehrt. Der Wodan Schwedens ist also kein Gott für Deutschland.

Ostera.

Weil von ihr nichts als der Name bekannt ist, hat man auch über sie bis zum Ekel kommentirt. Die Bewohner Alt-Sachsens sollen sie verehrt haben, in deren Kielen ihr Dienst in das Land der weißen Küsten übergeschifft sey. Diese Göttinn der Deutschen — von der wir nichts wissen würden, wenn zwey Zeilen des Beda z), gleich so vielen trefflichen Werken der

z) Beda de ratione temporum c. 13. nach den gewöhnlichen Ausgaben. „antiqui Anglorum populi — d. h. entweder die alten keltischen Bewohner Englands, oder Beda versteht darunter seine Nation, aber nicht als sie noch in den väterlichen Fluren an der Elbe Strand war, sondern als sie sich noch nicht Christen nannten, damit ward ein allderer Kalender, damit andere Namen eingeführt — apud eos Aprilis Eastermonath, qui nunc — zur Zeit Beda — Pascalis mensis interpretatur, quondam — vor dem Uebertritt zur christlichen Religion — a Dea illorum Eostra vocabatur." Das vollständigere Mspt., welches in Kolmesen opusculis abgedruckt seyn soll, ist offenbar verfälscht; wie hätte der

Vorwelt, vernichtet wären — war nach der Erzählung so wichtig, daß ihr jährlich ein großes Fest gefeyert wurde, welches noch in seinen Resten am Abend des ersten Ostertages uns leuchtend flammt. Von ihr haben hundert Orte den Namen empfangen; über ihre Gestalt und ihr Wesen ist mächtig gestritten *a*); desso

Prälat Beda (starb 735) sagen können „teutonici populi in paganismo sacrificia fecerunt," wo noch halb Deutschland unchristlich war, das ganze Vaterland der Inselsachsen in tiefster Abgötterey vergraben und besudelt lag: oder heißt „teutonici populi" nur die Sachsen in England, so wird meine Meinung, wenn nicht dadurch bestätigt, doch wenigstens die Frage: ward der Ostera Dienst durch die Sachsen nach England gebracht, oder nicht? völlig im Dunkel gelassen.

a) Es ist wenig Zeit verflossen, daß ein weitläuftiger Aufsatz (20 Seiten in gr. 8.) von ihr seinen Namen führte. S. Stäudlins Beyträge zur Philosophie und Geschichte der Religion, Band 3. 225. ff. Band 5. 95. ff. Der Verfasser will die unhistorischen Gesichtspunkte vermeiden, von welchen man, bis auf ihn, ausging. Diese Schrift soll in einer neuen Manier geschrieben seyn, man erlaube mir, „sie in ihre Bestandtheile zu zerlegen," statt der alten Vergleichungen in der deutschen Religions-Geschichte, („dieses Schutthaufens, dessen ursprüngliche Bestandtheile die Zeit und die Witterung so amalgamirt haben, daß er nicht wieder in die vorigen Bestandtheile zerlegt werden kann." Daher gebührt auch dem Herrn Verfasser der größte Dank, daß er uns wenigstens die Ostera herausgeschieden hat; ob dieß aber auf nassem oder sehr trockenem Wege geschehen, darüber ließe sich streiten.) — mit Römern und Griechen, kommen jetzt deduktionsmäßige Untersuchungen, ob der April bey

hartnäckiger, je weniger sich etwas bestimmen läßt, was nicht gewesen ist.

den Römern der Venus geweiht war; alles übrige ist noch wie Vorzeiten. Statt nach Italien und Hellas müssen wir jetzt nur in den Orient pilgern, — warum nicht auch wieder zu den Israeliten, da wir einmal so nahe sind — statt jüdischer Religions-Begriffe erhalten wir Symbole, Mythen von Adon. Die Haupt-Idee des Aufsatzes, um welche sich alles dreht, ist: wenn wir bey zwey verschiedenen Gottheiten den gleichen Mythos, oder eine ähnliche Feyer, antreffen, so berechtigt uns dieß auf Verwandtschaft unter ihnen und auf eine gleiche Urquelle zu schließen; was nicht übereinstimmend sich findet, muß fremde spätere Ausbildung seyn. Wo diese Quelle des einen Mythos nicht mehr zu entdecken ist, zeigt sie die andere an, und so kommen wir vorwärts. Daher im vorliegenden Fall die Reise nach dem Orient. Schade ist es, daß die genealogisch-tabellarische Methode nicht mehr Mode ist, wir würden sonst eine schöne Tabelle erhalten haben, deren oberstes Glied das Feuer wäre, verehrt unter dem Bilde der Sonne und des Mondes. Dieses Tochter wäre die erzeugende und belebende Kraft der Natur, welche wahrscheinlich mit sich selbst wiederum eine Tochter erzeugt hat, welche aber nach verschiedenen Schicksalen, verdoppelt als Venus, Ostera und Freia wiedergefunden worden. Ward nun der Ahnherr, das Feuer, unter dem Bilde der Sonne oder des Monds im Orient verehrt, wer wird der Verwegene seyn, der es läugnet, auch die Ostera sey unter einem solchen Bilde verehrt; welches von beyden, das wird erst noch herausgeschieden werden müssen. Der erste Anfänger in der Religionsgeschichte wird das erbärmliche dieser Scheidekunst, das unhistorische der Thatsachen und die Falschheit der Schlüsse sogleich einsehen. Es ist unnöthig noch ein Wort zu verlieren.

Bald soll sie die Morgenröthe seyn, — wie Leibnitz *b*) — bald der Mond, — wie die mehrsten glauben, was aber das unrichtigste ist *c*) — bald vergleicht man sie des Namens wegen mit der berühmten Astarte aus Syrien, bald soll sie (nach dem neuesten Schriftsteller) gar das Symbol der Fruchtbarkeit und daher mit der Venus einerley seyn. „Der Venus der Römer war der April geweiht, bey den Sachsen der Ostera; der Venus der Freytag, auch dieser der Ostera; — denn Freia ist auch das Symbol der Fruchtbarkeit, und weil denn die Religion, wie sie in der Edda steht, von den Alpen bis zum Nordkap gelehrt wurde, so muß wohl Freia und Ostera ein und dasselbe Wesen seyn — im April fiel das Frühlingsfest der Römer, der Venus zu Ehren, um dieselbe Zeit auch das der Ostera. Beyder Ursprung ist dieselbe Quelle des Orients." Warum sollen wir denn so weit wallfahrten, kannte und schätzte der Deutsche die Fruchtbarkeit nicht? Freylich personificirt hat er nie. Wenn die Ostera mit Odin nach Deutschland aus dem Morgenlande kam, warum verehrte

b) Ss. rer. Bruns. 1. p. 45. n. g. Ob Ost deutsch sey, darüber ist mit zweifelhaftem Erfolg gestritten.

c) Hätten die Streiter nur den Beda recht gelesen, so würde sich wohl ihre Meinung geändert haben. „Siquidem apud Anglos Luna Mona, mensis monath appellatur — — Aprilis Easter monath. Oder hatte der Mond bey den Angeln viel der Namen?

man sie denn nicht im Norden? Doch ich besinne mich, Freia und Ostera ist ja eins. Jene Vergleichungen setzen voraus: der Kalender und die Benennungen der Monate und Wochentage nach Gottheiten muß in der alleraltesten Periode geformt seyn, als die Ahnherren der Römer, Griechen, Skythen, Kelten, Skandinaven und Deutschen, noch friedlich eine Horde auf dem tartarischen Gebirg ausmachten, und dieser in der Kindheit des Menschen = Geschlechts von einem Jäger = und Hirten = Stamm gemachte Kalender blieb unter allen Graden der Cultur derselbe, ja die Gottheit (allegorisiren aber die originalen Völker, oder ist dieß erst eine Erfindung der griechischen Stoiker?) der ersten Nomaden blieb in gleichem Ansehen, nur veränderte sich bey allen Völkern der Name. Die Deutschen und Römer hatten ferner denselben Kalender, beyde rechneten nach Wochen, benannten die Tage derselben nach den vorzüglichsten Göttern. Beyde wußten aber leider! hiervon nichts. Wenn denn nun freylich so viel Sand, Kohlen und Unrath in die Retorte kommt, so verlieren sich wohl die wenigen historischen Körner, und am Ende erhalten wir einen verglasten Klumpen.

Bey den Benennungen so mancher Berge und Hügel, die mit Oster anfangen, darf man oft gar nicht an die Ostra gedenken *d*). Kann der Berg,

d) z. B. gerade Osterode am Harz, (s. Hönemann

worauf das Osterfeuer brannte, von diesem nicht den Namen erhalten haben? Liegt bey vielen nicht etwa ein deutsches Wort zum Grunde, das uns bis jetzt noch verlohren ist? *e*) Das Fest der Auferstehung Jesus hat zwar in Deutschland den Namen Ostern, aber deswegen ist dieses kein deutsches Wort. Ulphilas kannte es nicht, noch eine der andern Sprachen, die mit den Horden über den Rhein und die Donau gedrungen sind. Die Missionarien haben ihm das Bürgerrecht verschafft, die, von den brittischen Inseln aus, die ersten und gewissermaßen die einzigen Bekehrer der Deutschen waren, und ihre Religions-Verfassung bestimmten *f*). Oster ist eine keltische Gottheit, welche Hengists Gefolge schon in England

I. 14.) wo jener Schriftsteller den Hauptthron der Ostera errichtet, weil hier die Sage Bonifacius den Tempel derselben zerstören läßt.

e) z. B. ein Urwort mit Oiste.

f) Die deutsche Abstammung ist auch schon lange bestritten, z. B. Adelung. Aehnlichkeit in den skandinavischen Sprachen entscheidet nichts; denn woher bekam der Nord die Kenntniß des christlichen Osterfestes? Der gemeine Mann nennt die Eyer, mit denen am ersten Ostertage gespielt wird, nicht Oster- sondern Pasch-Eyer; Paß-Eyer. Vielleicht waren sie eine jährliche Abgabe der Leibeigenen, die sich darauf beziehen könnte, daß um Ostern einst das Jahr begann. Haben wir nicht Pfingst-Käse, Martins-Gänse, Fastnacht-Hennen?

antraf g); wenn nicht diese Göttinn einzig aus Etymologisir-Lust Bedas entstanden ist, dafür spricht aller Anschein. „Da man sie für die Vorstellung des Mondes hielt, so hat man viel zusammen getragen von heiligen Hörnern, die zu seinem Dienst gebraucht seyen; eine herrliche Entdeckung, da bey Ostergegenden Hörner-Benennungen sich in der Nähe fanden. Aber diese Benennung ist von der Gestalt der Gegend, nicht von der heiligen Bundeslade genommen, worin etwa die Hörner aufgehoben seyn sollen. Horn heißt eine in die Spitze auslaufende schmale Strecke eines Waldes, es mag hoch oder niedrig seyn, welche zu beyden Seiten mit Acker oder Wiesen umgeben ist.“ Dieß wird dadurch noch mehr bestätigt, daß wir auch kleine Hörner (Hornings) haben. Der Grund dieser

g) Man hat Ostera von dem galischen Ast hergeleitet. Hierauf erwiedert jener Schriftsteller, dieß habe nicht Aehnlichkeit genug mit Ostera. Hätte er, der so treffende Vergleichungen machte, doch an das englische Easter gedacht, an das Land, worin wir allein diesen Namen finden. Die Göttinn Rheda zeigt, daß man eine solche Meinung mit allem Fug haben kann. Denn diese wird doch Niemand nach Deutschland verpflanzen, und etwa mit Lezners Phantasien-Bild Reto in Verbindung setzen. Flügge führt Büllet mémoires sur la langue celtique an, welcher Ostera aus dem Galischen herleitet von neu (nouveau.) Ich weiß recht gut, wie wenig Glauben Büllet verdient, und gern überlasse ich es größern Sprachforschern, ob er hier richtig vermuthet habe.

Meinung fällt auch sogleich dahin, wenn die Ostera nicht der Mond ist.

Noch weniger steht mit der Ostera das Osterfeuer in Verbindung. Dieß ist gleich dem Johannisfeuer *h*) ein Ueberbleibsel, daß hier einst die erste Nacht des Jahres begann. Ursprünglich feyerten die Deutschen wie (fast) alle Völker den Jahres-Anfang im Frühling, wahrscheinlich am ersten Mai; vielleicht war auch des Jahres Anfang verschieden. Als dem Süddeutschen die Heu- oder Kornärnte wichtiger wurde, ward er dahin verlegt; wenn er nicht etwa den Galen nachahmte. Die Franken bekamen in Gallien einen frühern Frühling, und daher bestimmten sie den Jahres-Anfang, zusammt der Volks-Versammlung, auf den ersten März; was Pipin, der die Friesen sich unterworfen hatte, und aus den ungewiß tributairen Sachsen wohl bald eine Provinz zu machen hoffte, wieder auf den ersten May fest setzte. Aber nun kam durch den Abt Dionys von Monte Cassino und Beda die Rechnung nach der Geburt Christi in die Welt, die uns wieder zwey neue Jahrs-Anfänge gab: den 25. December nämlich, als den wirklichen Geburtstag, und den 25. März, als den Tag, wo Christus eigentlich zuerst ins Fleisch kam. Welche von beyden Rechnungen gesiegt habe, läßt

h) Anton Geschichte der teutschen Nation I. p. 85.

sich nicht bestimmen, sie laufen beyde, gleich stark gebraucht, neben einander fort; (zum Theil bis ans Ende des 17. Jahrhunderts und länger) bis beyde der römische Kalender verdrängte.

Pipins Anstalten vermochten nicht das Andenken des Jahres-Anfangs am ersten May zu erhalten; in der Kavalkade der Walpurgis-Nacht ist noch eine Spur dieser Rechnung. Der Jahres-Anfang schwankte nun in Deutschland zwischen dem 25. März und Ostern. Auf dieses zweyte große Fest der allgemeinen Kirche hatten ein Theil der Franken, die Belgen und die Helvetier ihren Jahres-Anfang übergetragen. Wie oft kam er auch dem neuen Anfange (25. März) so nahe, daß man wohl beyde Feste vereinigen konnte. Hiezu kommt die Politik der ersten christlichen Missionarien und Priester, heidnische Feste und Gewohnheiten mit christlichen zu verknüpfen, heidnische Tempel in christliche Kirchen umzuschaffen. Hieraus ist es erklärlich, wie das Neujahrsfest auf Ostern verlegt werden konnte. Ward es doch auch in Süddeutschland mit dem Johannisfest verbunden, und wie gleich war damit der Gang der slavischen Neujahrs-Feyerlichkeiten! *i)* Natürlich, daß auf das neue Fest die Feyerlichkeiten des alten übertragen wurden. Und darum lodern denn am Abend des ersten Ostertages

i) Anton Grundlinien der slav. Geschichte. 1, 70.

die Flammensäulen empor; — ein schöner Anblick von den Bergen des Harzes! — Mit der Dämmerung der Nacht beginnet das neue Jahr, weil der Deutsche gleiche Sitte mit den Völkern des Alterthums hatte, weil er der Urrechnung des ersten Menschengeschlechts treu blieb, und die Nacht bey ihm den Tag führte, was die Römer erst seit Cäsar verlernt hatten. Daher wird man diese Göttinn hoffentlich nicht mehr in Deutschland sehen! *k*)

Irmensäule.

Nicht leicht hat irgend eine germanische Gottheit solcher Ehre sich zu rühmen, selten ist so weit das Lob eines topischen Gottes erschollen, als der Ruhm der Irmensäule. Sie ist in allen Formaten beschrieben, und nicht blos in der Sprache der Enkel Thuiskons. Kein Buch der sächsischen Geschichte mag man aufschlagen, worin nicht der blinden Sassen Götzendienst, worin nicht Irmin tönte oder des großen Legionentödters Ehre. Keiner aller Götter hat aber auch den armen Gelehrten solche Mühe verursacht, keiner solchen Schweiß und Gelehrsamkeit gekostet als dieser. Wo er stand, wie er aussah, ob er noch in Fragmenten vorhanden? alles, alles war

k) Die zum Theil neueste Abhandlung über die Ostera in der Bragur ist mir bekannt gewesen. Rücksicht konnte ich nicht darauf nehmen.

streitig. Da war der große Rennplatz von Vermuthungen, hier das Feld, wo jeder nach der Palme rang, und keiner sie erhielt. Jedes Jahrzehnd brachte eine neue Vermuthung hervor, und der Sieger sah sich immer besiegt. Auf dieser Bahn, gleich so vielen andern zu straucheln, wird sehr verzeihlich seyn.

In dem Kriege, welchen der König der Franken Karl gegen die Völker führte, die einst der Bund der Sassen mächtig verband, die aber jetzt in Gefolgeschaften aufgelöst, nicht mehr mit alter Stärke widerstanden, kam er 772 bis an das Kastel Ehresburg. Von hier drang er zum heiligen Hain, worin der Gott der Sachsen Irminsäule stand, und zerstörte Gott und Wald — keinen Tempel, der wird hier vergebens gesucht — innerhalb dreyer Tage, und raubte was heilige Einfalt dort aufgehäuft *l*). Mehr sagen die Annalen nicht.

Die beste Nachricht von allen hat Ruodolf, Mönch von Fulda (starb 865.) *m*). „Unter freyem

l) Die Stellen der Annalen sind aufgeführt in Grupen Observat. 10.

m) Nach der Bearbeitung von Meginhart „Historia de translatione s. Alexandri Wildeshusam." apud Scheidt Bibl. hist. Goetting. I. p. 6. ff. „Truncum quoque ligni non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria eum lingua Irmensul adpellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia." Lange kannte man diese Stelle; nur aus Adam von Bremen

Himmel: verehrten sie einen Baumstamm nicht geringer Höhe, Himmel anwärts stehend; in väterlicher Sprache ward er Irmensul genannt, allgemeine Säule, gleichsam das Alltragend.“ Wenn man diese Stelle nur in dem Zusammenhange lesen kann, wie sie Adam von Bremen aufbewahrt hat; so weiß man natürlich nicht, was man zu der schrecklichen Vermischung vom rohen Götzendienst und reinen Fetischism zu Karls Zeiten sagen soll; zu gleicher Zeit der abstrakte Merkur und laubreiche Bäume und Quellen. Man geräth in Versuchung, mit den aus Tacitus so unsinnig abgeschriebenen Stellen auch die eignen Nachrichten vom Fetischism weg zu werfen. Ganz anders, nun wir das vollständige Werk lesen können. Im zweyten Kapitel spricht Ruodolf von den ältesten Zeiten als die Sachsen hier ihre Sitze aufschlugen. Davon konnte der gute Mönch nichts wissen, also raffte er zusammen, was er für seinen Kram dienlich hielt. Die Sachsen kommen übers Meer, und Merkur mit seinen Menschen-Opfern ist aus Tacitus erbeutet. Im dritten Kapitel fängt eine ganz neue Schilderung der Nation an, wie sie zu der Zeit war, als das Christenthum eingeführt wurde; und

hist. eccles. l. I. c. VI. ap. Lindenbrog ed. Fabricius p. 6., und viele wollen sie noch jetzt nur daraus kennen, und daher streitet man sich wohl, ob der Biograph Karls, der Abt Eginhard, Verfasser sey.

da finden wir den reinen Fetischism, worin wir dem Verfasser völligen Glauben beymessen können. Er mußte den Gottesdienst und die Religions-Verfassung der Sassen noch kennen, denn selbst bey seinem Tode war die christliche Religion noch nicht überall eingeführt. Gegen Ruodolfs Erzählung kann der Poeta Saxo n) nicht streiten, der ein halbes Jahrhundert später lebte und den Glanz des Sassen-Gottes nach einem Marienbilde maß. Schon im 10. und 11. Jahrhunderte wußte man nicht mehr, woher ihr Name, wo der ihr einst geweihte Hain. Wittechind von Korvei macht sie zum Mars o); Ditmar rühmt, daß sein bischöflicher Sitz einst ihr Tempel war p). Was Wunder, wenn die spätere Zeit falsche Nachrichten hervorbringt! Nun kommen die Jahrhunderte, wo der Strom dieser Fabeln unaufhaltsam flutet; der Hanseburger Botho erscheint,

n) Leibnitz l. c. I. 122.

o) Aus einem sehr verzeihlichen Irrthum, den die Annales Petaviani aufdecken, welche ad ann. 775. Aeresburg schreiben. Das e weggestrichen, und der griechische Gott steht da.

p) Wittechind ap. Meibom. ff. 1. 633. — — „secundum errorem paternum sacra sua propria veneratione venerati sunt: nomine martem effigie columnarum innitentes — — — Ditmar ap. Leibnitz ss. bruns. I. 331. „Hunc rex in Mersepurgk absedit — — — usque in ecclesiam St. Petri, ubi prius ab antiquis Irmensul colebatur.“ — —

und von nun an ist das Gebilde des Helden fertig *q*). Ihm folgen fast alle Schriftsteller. Meibom entscheidet nicht, Mastricht läßt ihr die von Botho erhaltene Gestalt, wenigstens zur Zeit der Zerstörung, bis Schütze das unächte dieser Abbildung aufdeckte; weiter ging er aber nicht *r*).

Man stritt sich zur Ehre Mars, Merkurs, Wodans, des persischen Kakodämon Arimann *s*), ja sogar Germanikus, bis Spalatins Meinung die Oberhand bekam: sie sey dem großen Besieger der Römer Herrmann errichtet. Eckharts Meinung von einem Gott Irmin *t*), dessen Existenz unerweislich

q) Chron. Picturatum ap. Leibnitz. 3.

r) Schutz Schriften Band I. p. 35. ff.

s) Das erbärmlichste, was darüber gesagt werden konnte, hat endlich geleistet Joh. Heinr. Schumacher, ursprüngliche Abstammung und Geschichte der Deutschen aus alten Ueberlieferungen und Sinnbildern. 8. 1763.; ein würdiger Genosse von Weisler.

t) Francia Orientalis I. 406. 620. Diesen Irmin und ein an ihn gerichtetes Gebet will er in einem casselschen Mscpt. gefunden haben p. 846. Allein, erstlich läßt sich Irmen so erklären, wie Irminsäule selbst, und wer sagt uns denn, daß Irmin ein deutscher Gott gewesen. Etwa die Sprache, worin das Gebet abgefaßt ist? Die ging auch durch halb Frankreich; und nahm der Verfasser nicht vielleicht ausländische Namen auf? Eben diese Beschaffenheit hat es mit der Benennung der Milchstraße, Irminstrate, Arcturus, Irminswagen. Leibnitz l. c. 1. 9. n. g. Grupen sagt: „ich finde noch keinen Ort, oder diese Straße oder Gestirn also genannt.“ Diese Gestirn-Benennung

ist, machte ihr Glück nicht; Abel *u*) sah keinen belohnenden Erfolg; der Neumond ward vergessen; Fulda wagte es zu sagen: „Der große Herrmann leidet Unbilligkeit, daß ihm der hölzerne Kloß Irmensul zugeeignet wird.“ Seine Stimme verhallte!

An jeder Sylbe ward gezwängt, gerissen, geschnitten oder zugesetzt, wie es gut däuchte; alle Sprachen wurden geplündert, ohne Erfolg. Fast alle Glossen haben (und das läugnet wohl Niemand): sie war eine Columna; daß sie aber deswegen kein Stamm gewesen seyn könne, läßt sich nicht behaupten *v*). Hirmen mag nichts anders seyn, als wenigstens

wäre äußerst verdächtig. Sollte wohl der Deutsche bey ihnen gleiche Idee als der Grieche gehabt haben, dasselbe Bild sich gedacht haben, das vielleicht aus den Ebenen Chaldäas hervorkam! oder ist diese Benennung nicht vielmehr durch die Astronomen im Gefolge des Christenthums hervorgebracht? Irmin von der Milchstraße gebraucht, ist weiter nichts, als das verunstaltete Heer=Heer=Straße; dieß war ihre Benennung, so soll sie noch jetzt hier und da genannt werden; und das ist ein Bild, welches den Germanen nicht fremd war.

u) Sächs. Alterth. 266. ff., er leitet das Wort von Irmen her, welches vermuthlich im Altdeutschen ein Ulmenbaum — orme — gewesen, woraus der Kloß der Säule genommen worden. Wahrscheinlich durch Sigebert von Gemblours verführt.

v) Wie Grupen thut. Warum soll man Glossen trauen, die, weil sie das Wort hatten, es nicht übergehen wollten, die es sich erlauben, einen Herkules, Hermin und Pyramiden hinein zu bringen.

verwandt mit hir, hire, hehr, sacrosanctus *w*). Wie leicht ist aus Hirensäule Hirmensäule geworden, wenn beyde Worte nicht etwa gleichbedeutend sind. Dahin kann Irmenwagen, Irmenstrate geleitet werden.

Also die heilige Säule, wahrscheinlich der Fetisch der Sachsen, die in den nahgelegenen Marken wohnten. Ganz Sachsen kann man ihrer Verehrung nicht anweisen, das Band der verschiedenen Genossenschaften zwischen Rhein und Elbe war zu schwach.

Hiemit fällt also aller Gedanke an das Bild weg, welches Bothe geschaffen. Nun ist nicht mehr die Rede davon, daß diese Säule die Ehre Herrmanns erhoben, des großen Cherusken. Wann sollte dieses Zeichen der Tapferkeit auf dem schicklichsten Platze, dem Schlachtgefilde, geweiht seyn? — wenn man auch nicht daran denkt, daß sie ein abgestorbener Baum war, vielleicht vom Blitz zerschmettert — Gleich nach der errungenen Schlacht! hätte es da wohl Germanicus stehen lassen, und hätten dessen Legionen, wüthend über barbarische Altäre, woran

w) Diese Bedeutung von Hire s. Meibom ss. rer. Germ. 3. 10. Dreyer 2. 638. ff. Was der letztere auch hat erklären wollen! Legg. Luitprandi ap. Georgisch 1071. arborem quam rustici vocant sanctivam.

sie das Blut ihrer Freunde zu sehen glaubten, diese Trophäen, das ewige Denkmahl römischer Schande, nicht vernichtet! Oder als Herrmann schon todt war und Jahrzehende nach der Schlacht! zerstörten es dann nicht die Katten, die ewigen Feinde der Cherusken, die Wanderungen so mancher Völker, der sich bildende Frankenbund, und der so schnell bis zum Rhein sich herabsenkende große Norddeutsche Verein! *x*)

Wo stand aber die heilige Säule? zu Ehresburg gewiß nicht, auch nicht zu Stadthagen, oder wohin man sie noch hat bringen wollen. Wir wissen nicht, welchen Wald sie zierte.

Sehr leicht sinkt nun auch die vom Pfarrer aus Iber, wegen Gleichheit des Namens Armensul erdachte Vergrabung und nachherige Aufstellung in Hildesheim dahin. Es bedarf nicht der Untersuchung, woher diese Nachricht Lezner genommen haben könne *y*). Es braucht wohl keines Beweises, daß

x) Waßerbach c. VI. will zwar behaupten, es sey den alten Germanen etwas gewöhnliches gewesen, den Helden Säulen zu setzen. Er beweist dieß aber bloß durch die Sage von den Herkules-Säulen, (Tacit. Germ. 34.) dabey dachte sich aber Tacitus, wie es ganz klar ist, Säulen wie die bey Gades.

y) Wie in der historischen Literatur von Meusel 1782. I. 265. geschah. S. 457. ward hierauf eine Stelle Lezners aus dem Leben Karls eingerückt, woraus Rösig Worte des Mönchs Fontanus macht. Welche

die Säule unächt sey, mit der der hohe Dom zu Hildesheim prahlt, und die der Domherr Asche von Heimburg — aus uraltem Adel des Harzgaues — wieder herausfand, (nachdem Lezners Werk in offenem Druck erschienen war) und hoch erfreut über den Fund stattlich aufputzen ließ. Der Marmor, die gute Arbeit, alles zeugt gegen die Abkunft aus Sachsenlande, noch mehr der alte Vers daran z), der deutlich der Säule ursprüngliche Absicht beweist.

Indiculus superstitionum et paganiarum.

Eine reiche Ader deutscher Religion und germanischen Aberglaubens fand man in einem Verzeichniß abergläubischer und heidnischer Gewohnheiten, welches aus einem alten Codex des palatinschen Bücherschatzes im Vatikan Holsten zuerst bekannt machte. Da dasselbe auf die Sätze eines Concils folgt, welches der Hausmeyer von Austrasien Karlmann 742

Vorstellung übrigens: um sie den Sachsen zu entziehen, schleppt man sie in das tiefere Sachsen! Diese Säule hat man genutzt, um die Aechtheit des Krodo-Altars zu beweisen. Karl, sagt man, hat von den zerstörten Götzen etwas gelassen, wie dieß die Irmensäule zeigt.

z) ap. Meibom. 3. 15. Sie war zu einem Leuchter bestimmt. Vor dem 12. Jahrhundert ist dieser Marmor nicht bearbeitet. Das Spiel, was Meibom angiebt, kann deshalb damit in keiner Verbindung stehen, weil es auch in Städten und Landen gefeyert worden, wo keine Irmensäule gestanden, wohin derselben Dienst nicht gedrungen. Es scheint mehr auf den alten Anfang des Jahres hinzuweisen.

zusammenberief, und welches man fälschlich das liftinische (gehalten 743) nannte, so hat dieses Verzeichniß daher sein Alter und seinen Namen erhalten *a*).

Dieses mit dem liftinischen des folgenden Jahres verwechselte Concil war ein öcumenisches für den ganzen fränkischen Reichstheil Karlmanns. Daher kann der Indiculus unmöglich bloß auf Deutschland gehen, noch weniger ausschließend Thüringen oder Sachsen betreffen; letzteres war ja dem fränkischen Reiche noch nicht unterworfen, hatte noch keine Bischöfe *b*). Der östreichische Reichstheil gränzte mit dem Avarenlande, hatte slavische Provinzen zu Nachbarn, begriff Helvetien unter sich, das ganze transrhenanische Germanien, und welch ein Stück von Frankreich! Daher können die hier verpönten Gebräuche so gut an der Rhône, in den Marschen

a) Meyer Religionswesen der Deutschen hat viel Gutes, wenigstens im Allgemeinen, über den Indiculus, den er weitläuftig Stück für Stück erklärt. Eben so Würdtwein in der Ausgabe der Briefe Bonifacius p. 126. ff.; und fast alle, die mehr oder weniger über deutsche Mythologie geschrieben haben, zeigten in seiner Auslegung ihre weitläuftigen Kenntnisse, und auch wohl ihren — Unverstand.

b) Canon V. Concilii de 742. „decrevimus quoque, vt — — — vnusquisque Episcopus in sua parochia solicitudinem habeat — —, vt populus dei paganias non faciat, sed vt omnes spurcitias gentilitatis abjiciat et respuat.

Flanderns oder an der Seine gefeyert seyn, als an den Reinen Sachsens oder dem böhmischen Gebirge: Daher ist es eine überflüßige und ganz ungelingbare Ausführung dieses Verzeichniß erklären zu wollen c). Es ist Deutschland völlig nutzlos.

Nicht anders kann man die dem Indiculus angehängte *abrenunciatio et confessio fidei* ansehen. Es ist klar, daß, wenn dieß nicht das allgemeine Formular für alle Heidentaufen war, sie wenigstens auf ganz Deutschland gehen muß. Auf Sachsen ist besonders kein Bezug genommen; denn in diesem Lande war ja Bonifacius kaum über die Grenzen gekommen. Genau wird Wodan und Saxn ote unterschieden: das ist der Gott der Sachsen; wie er hieß, wie er gestaltet war, und wie er verehrt ward, davon wußten sie nichts. In Sachsen mußten ihren verehrten Gott die Neubekehrten abschwören; Sachsen-Gott werden sie diesen nicht selbst genannt haben. Man sieht die Unbekanntschaft der Verfasser „und den Sachsen-Gott," wie unbestimmt! als hätte es einen National-Gott derselben gegeben; oder einen besonders hervorragenden, dem man diese Benennung geben konnte? Vielleicht war der berühmteste Gott, der in Sachsens Gefilden

c) Beyträge liefern Möser, und besonders Halem I, 115. Die Fragen bey der Kirchenvisitation des Oldenburgischen im 12. Jahrhundert.

verehrt wurde, die Irmensäule, gemeint. Die versammelten Väter, oder ihr Vorsitzer Bonifacius, kannten die fremden Götter wohl nur vom Hörsagen, und wer bürgt uns, daß Sachsen in ihrer Geographie sich nicht viel weiter in den Nord hinein erstreckte, als in der Würklichkeit. Wäre dieß Formular nur für Sachsen, so mußte es in der Sprache dieses Volkes abgefaßt werden *d*); wie verschieden möchte aber von der sächsischen der Dialekt seyn, worin wir diese alte Urkunde besitzen!

Ganz unerwiesen ist es, was verschiedene Schriftsteller, unter ihnen Schmidt, behaupten: die von Karl überwundenen Sachsen hätten dieses Formular bey ihrer Taufe gebraucht.

Püstrich, Jecha, Lahra, Biel, Stuffo, Reto, Astarte, Fortuna, Bennike, Sulze.

In die Gegend, wo ehemals unfreundlich die Gränzen der Sassen und Toringer zusammen stießen, jetzt

d) Conf. Statuta quaedam St. Bonifacii ap. Harzheim I. 74. Würdtwein I. 142. n. XXVII. nullus sit presbyter, qui in ipsa lingua, qua nati sunt, baptizandos Abrenunciationes, vel confessiones aperte interrogare non studeant, vt intelligant, quibus abrenunciant vel quae confitentur, et qui taliter agere dedignantur, secedant a parochia.

die Herrschaften so mancher Fürsten und Barone sich drehen und winkeln, hat Betrügerey oder frommer Aberglaube einer großen Zahl von Götzen beyder Bünde ihre heimische Wohnung errichtet.

In der Mark stand, wie sie sagen, der flammentragende Püstrich, das Schrecken des Alttoringers, aufgepflanzt im Tempel der hohen Rotenburg, und sah weit und breit über die Gefilde und die schönen Ebenen vom uralten Harz bis an die Laube, und hielt in Zucht die Bewohner der Gegend.

Seinen Namen kann er nur von seinen Findern im 16. Jahrhundert erhalten haben; denn vorher wußte man von ihm nichts. Er gehört den Slaven an, einst Colonisten der goldenen Aue e). Das seltsamste ist, daß man flämische Güter bey Herrigen, in dieser trefflichen Flur, mit seinen Priestern f) in Verbindung setzen wollte. Gute Flamländer, als das Meer euch vom väterlichen Heerde vertrieb, und ein kluger Edle Deutschlands euch herbey rief zum Anbau seiner öden Fluren, ihr fleißigen Menschen

e) Es ist sehr wahrscheinlich, daß man den slavischen Anbauern anfänglich ihren alten Gottesdienst gelassen habe. „Ob jeder Affe von Erzt, so man unter den Trümmern findet, als eine Gottheit angebetet worden, lasse ich andere ausmachen." Ochs Gesch. v. Basel I. 70.

f) Flamines.

wähntet nicht einst für Priester abscheulicher Götzen der verdammten Heiden gehalten zu werden!

Da stand dem Püstrich zur Seite auf dem Berge bey Jechaburg, dem künftigen Sitz des Bannstrahl werfenden Erzpriesters, schwesterlich die Jecha. Auf dem Stammsitz ritterlicher Grafen von Lohra erhob sich die Lahra. Auf dem Eichsfelde fand der neusächsische Bekehrer seiner alten Landesleute den Stuffo: den Bacchus der Gegend. Nicht weit davon (oder gar aus dem Berge, worauf dieses Palladium stand) trieb ein böser Dämon schrecklichen Rauch hervor zur Zeit des nahenden Donnersturms; von delphischer Wahrsagung erfüllt. Das war das Orakel der alten Toringen g). Auf einem hohen Berge bey Katlenburg, erst uralter Grafen des Lisgaues Stammburg, darauf einem reichen Kloster fleißiger Schüler des heiligen Benedikts, stand der Biel, dessen Altar man auch erbauen will, bey Ilfeld, wo im stillen Beergrunde viele große und edle Männer der Welt erzogen worden, weil man ein altes Schloß Bielstein dort finden wollte, das die Grafen von Hohnstein, von Lohr, von Klettenberg und von Berka in sich entstehen gesehen, welches aber am Harz nie gewesen. Stübener h) hat viel von einem Biel gefabelt;

g) Serrarius ad Othlonem apud Joannis I. 294.

h) Geschichte des Fürstenthums Blankenburg I. 197. ff.

weil er nach ihm den Berg benennt, worin die Bielshöhle liegt, welche seit wenigen Jahren den Ruhm ihrer ältern Schwester verdunkelt. Außerdem giebt es noch viel Orte, deren Namen mit Biel zusammengesetzt sind; Stübner hat sie. Er vermischt Biel und Krodo, und verwirrt dadurch alles. Biel hat Einklang mit Beil (bipennis), also ist er ein Waldgott; daher ließen die Holzhauer ihre Beile von seinen Priestern weihen!! Begeistert ruft der Verfasser bey Erblickung von Tempelruinen und Priesterhallen (in einer Gegend wo alles mit Trümmern alter Ritterburgen und Wartthürme überfüllt ist) bey dem erträumten Wallhalla, (also die Erfindungen der tiefen Nordländer auf den Harz verpflanzt,) aus: „Man findet zwey Ebenen, die der Götze mit ausgestreckten Armen seinen Verehrern angewiesen zu haben scheint, und gleichsam damit sagen wollen: „„Dort wenn ihr um euch schaut, werdet ihr den Vorschmack von dem empfinden, was euch dereinst in weit vollkommnerm Maaß zu Theil wird.““ spectatum admissi risum teneatis amici!

Bey Hardegsen glühte der Fortuna Altar. Nördlich davon, wo Ludolf von Sachsen das fürstliche Stift für Frauen später erbaute, stand die Astarot, ward nachmals der Stuffo verehrt, und Reto auf dem Retberge, den man nochmals findet im Niederland bey Gröningen. Alle diese Ungethüme

zerstörte Bonifacius der Dritte, erbaute an die Stelle derselben christliche Kapellen, oder begnügte sich, die Götzen aus Holz und Stein niedergeschmettert zu haben.

Keiner dieser Götter war aber je! Lezner hat diese Gottheiten, wenn nicht zuerst erdacht, — eine alte Chronik aus den annalenreichen Klöstern der thüringischen Metropolis Erfurt *i*) kann sie vor ihm gehabt haben — doch zuerst mehr ausgemahlt nnd verbreitet *k*). Es ist mithin offenbar; keine Jecha, Lara, keinen Biel *l*), keinen Stuffo, keine

i) Lezner l. c. beruft sich auf den Mönch Konrad Fontanus. Einmal erwähnt er auch Benedikt Lapso, zwey gleich unbekannte Menschen.

k) Die neuern, unter denen sich der mainzische Vertheidiger Falkenstein durch die Zahl seiner Bogen auszeichnet, berufen sich auf Othlonus, den Biographen des heiligen Winfrid. Dieser lebte in der Mitte des 11. Jahrhunderts, im Anfang der Regierung des großen Heinrich 4. Daher kann er kein gültiger Zeuge seyn. Er hat aber auch nicht einmal ein Wort von diesen Geschichten, ap. Joannis ff. rer. mogunt. 1. p. 220. c. 27. sondern nur: als Bonifacius unter die Hessen kam, fand er Apostaten- und Schamanen-Künste. Diese Stelle benutzte Serrarius, um aus des Ketzer Lezner Schriften einige Auszüge anzubringen; und daher citirt man den Othlones.

l) Biel oder richtiger Bühel ist eine veraltete Benennung für Hügel. Adelung Wörterbuch 1. 1248. Woher aber da einzelnen Bergen dieser Name, wo alles Hügel und Berg ist? Daher wo in lauter Wäldern, Haine und Hagen entstanden. Aller Gedanke an einen Gott fällt also weg.

Astarte noch Fortuna, keinen Reto hat es gegeben; die Zeiten, wo reiche Fülle das Ideal der Geschichte war, nicht der Wahrheit ärmliche Brocken genügten, haben diese Wesen erschaffen.

Eine noch spätere Erfindung (des 18. Jahrhunderts!) sind Bennike, dem die geschäftige Einbildungskraft Stübeners in der Gegend von Bennikenstein eine Kapelle errichtete. Nicht weit davon soll die Truda, wo Trutenstein stehet, verehret und eine Waldung ohnweit Hohengeiß dem Sulze geweiht seyn, welche von ihm den Namen Sulzhain bekam. Diese drey Götter sind nur durch Stübener angebetet. Trutenstein hat weder von einer Truda, noch von den Druiden seinen Namen, sondern von den ersten Ansiedlern, die im engen finstern Thale an der fischreichen Bode eine Hütte im dunkeln Alterthume aufschlugen; dieses beweist die noch jetzt in diesem Ort wohnende Familie, die Truten. Die ersten Anbauer im rauhen Harze haben es schwerlich geahndet von einem christlichen Pfarrherrn zu heidnischen Göttern erhoben zu werden.

Krodo.

Auf der Nordseite des Harzes über dem Flecken Neustadt bey Goslar auf einem hohen steilen Berge, von wo man ein schönes und fruchtbares Land weit

übersieht, in der Mitte eines großen halben Mondes von Gebirgen, welche die Ferne in ein blaues Gewand hüllt *m*), stand der berufenste aller sächsischen Götter nach der Irmensäule, der menschenfressende Krodo. Woher sein Name, wollen wir nicht untersuchen; wer kann wissen, warum Bothe seinem Geschöpf diesen Namen gab? Sagittarius *n*) wollte mit diesem Namen das Scheltwort Kröte in Verbindung setzen, ja aus dessen Gebrauch auf Krodos Verehrung in Thüringen schließen. Dieses Schimpfwort ist aber selbst durch Dännemark verbreitet, (Denen eine angenehme Bemerkung, welche in Krodo den Odin sehen;) und kommt von der Amphibie Kröte, (bufo) ist gleichbedeutend mit Lork. Auf diese Geschöpfe ist der Krodenbach und Krodenberg im Hohnsteinschen zu ziehen, und der Krodensumpf bey Eschwege, welcher Gelegenheit gab, den Dienst Krodos bis nach Hessen auszubreiten. Sein Bildniß

m) Welchen Eindruck macht doch der Name Gottheit im Gemüth des rohen Menschen! Daß auf diesem Berge einst die stolzen Palläste einer üppigen Kaiservilla sich hoben, daß hier ein Winkel war, geliebt von manchem großen König Deutschlands, das weiß Niemand von des Dorfes Bewohnern, den alten Glanz ahnden sie nicht; aber die späte Fabel erzählen sie getreulich, und gern führen sie den Wanderer zu den vermeinten Tempelruinen. Vergl. Allg. Litt. Anz. 1801. N. 125. p. 1185.

n) antiq. gent. Thur. p. 5.

haben funfzig Bücher, allen Chroniken der Sassen von Konrad Botho hinab, bis es in der Geschichte mehr tagte, ist er eigen *o*). Auf seinem fürchterlichen Altar *p*) ist das hohe Münster im alten Goslar stolz, denn es ist das einzige, was ihm übrig ist aus den Zeiten der großen Kaiser, die im frommen und

o) Daß man auch die Leuchter mit dem Krodo in Verbindung setzte, welche die Einwohner von Harzburg schnitzten, ist wirklich seltsam; bey rohen Nationen gehören zwar Leuchter zum Wesen eines Gottesdienstes, welches aber freylich lokale und nationale Ursachen hat. Z. B. Cuti Reisen nach Afrika, I. 199.

p) Nach allen Dimensionen berechnet und abgebildet beym Heineck. In desselben und Leukfelds Script. rer. Germ. Für seine Identität soll die Sage bürgen; das Urtheil der Gelehrten, die Heineck darüber vernommen; — beyde entscheiden nichts, — und die Form, sehr von Christus-Altären verschieden, und angemessen den heidnischen Opfern. Dieß letztere ist der ungewisseste Beweis, denn wir wissen ja nichts von den heidnischen Opfern. Das Werk ist zu kunstvoll für den rohen Sinn des Sachsen; die atlantischen Träger findet man eben so gestaltet an christlichen Altären. Man sehe einmal, welche häßliche Figuren statt der Füße genommen sind bey den hallischen Reliquien. Dreyhaupt Beschr. des Saalkreises, Band I. und der Reliquien-Kasten bey Kremer origg. Nassoicae. b. I. tab. 3. — Heidnische Tempel weihten die Christen mit großer Schlauheit zu Kirchen um, aber die Götzenbilder zerstörten sie, und was ihnen angehörte. „Ipsae quae in eis sunt idola, destruantur: — — altaria construantur." Gregorius Papa ad Melitum Abbat. ap. Beda, hist. eccles. l. I. c. 30. Das Kreuz darin zeigt seinen christlichen Ursprung.

religiösen G·bet vor seinen Altären knieten. Von der Harzburg mag dieser Altar gebracht seyn, das ist zu glauben, aber nicht durch Karl, sondern als unter Heinrich dem Vierten die Sachsen gegen ihren guten König aufstanden, den schönen Dom zerstörten, und die Asche der Todten den Winden, die Leichname dem Gewild gaben. Was zu der Verschönerung der Harzburg die Kaiser aus Italien, Burgund und ganz Europa zusammen brachten, läßt sich vermuthen, wenn man bedenkt, was ein Fürst für sein Lieblingsschloß thut. In diesem Dom mag der Altar ein Altar portabile, oder ein Reliquien-Kästchen gewesen seyn. Von ihm soll der siebente Tag der Wochen seinen Namen empfangen haben *q*). Seine Opfer sind noch ein Gegenstand der Kunst der Enkel Raphaels *r*). Daß ihm Menschen geopfert, will man aus Dionysius beweisen, der es von den Kelten behauptet. Doch nennt dieser den Saturn dabey, der ja mit dem Krodo nicht Ein Wesen ist. Rößig

q) Saterdag, welche Benennung jedoch nur in den Niederlanden und Westphalen gewöhnlich ist. Weil man ihn mit Saturn für Ein Wesen hält, (was schon andere widerlegt haben,) wurde diese Meinung aufgestellt. Wenn er Wodan ist, so fällt dieß auch weg, denn diesem gebühret schon die Mittwoche.

r) „In der Berliner Kunstausstellung im Jahr 1798 befand sich auch das Opfer des Krodo von Friedrich Waitsch, wovon der Grund eine Gegend am Harz vorstellt.“ Deutscher Merkur, November 1798 p. 292.

hat sie in der goslarschen Urkunde finden wollen: (167) aber Fauka ist Gegensatz von Rof — leblose Sachen, — und dem was Artwaker aus eigenem Gut spendet, und heißt das erbeutete Vieh, welches für Artwaker eine größere Gabe war, als aller Raub, dessen Gebrauch er vielleicht nicht einmal gekannt hätte. Aber auch Krodo existirte nie! Wenn ein früherer Mönch vor Konrad Botho schon in heiliger Einfalt den Gott der Heiden in seinen Annalen — eine frohe Erdichtung — aufbewahrte, so wissen wir nichts mehr davon, und messen alle Schuld Konrad Botho bey, der großen Quelle altsächsischer Götterabbildungen s). Vor ihm, der im 15. Jahrhundert schrieb, ist von Krodo nicht ein Wort. Die Annalen im Reiche Karl des Großen, die einstimmig die Zertrümmerung der Irmensäule mit frohem Beyfall verkünden, haben von Krodo nicht eine Sylbe. Alles drückt ein tiefes Schweigen. Man hat ihn durch gleichzeitige Geständnisse zu retten gesucht, die aber eine ungeschickte Hand schuf t).

Aus allen erhellt: Krodos Daseyn ist unerwiesen.

s) Ihm verdanken wir die Irmensäule, den Krodo, die Jodute, den Mond zu Lüneburg, den Hama :c.

t) Dieß sind zwey Urkunden, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts bey Goslar gefunden sind. Die erste und besser gerathene, (denn die zweyte ist zu plump, um davon noch weiter zu reden,) ist, seit Ritter — Oryctographia Goslariensis, 2. Ausg. —

Allmann.

Maximilian der erste, mit dem die furchtbare Größe des Hauses Habsburg beginnet, fand bey Alma unfern Constanz, am größten See Deutschlands, im Jahr Eintausend fünfhundert und sieben eine Statue. Diese taufte man sogleich zum Abgott Allmann — vielleicht vom Ort des Fundes, oder, weil hier einst die Bundesfahne der Allmannen wehte. — und ein allezeit fertiger Reimer — eine Ruine der lieblichen Sänger Schwabens unter dem Schutze der Staufischen Helden — verkündete dieses durch elende Verse, die man als einen Beweis der schwäbischen Gottheit aufzuführen sich nicht geschämt hat. Vermuthlich ist dieses beschädigte Hermes-Bild, mit der Sammlung von Heidelberg, an das Gestade der Spree gewandert *u*).

sie zuerst bekannt machte, oft abgedruckt worden, zuletzt in Rößigs Alterthümern. Beyde sind eine Betrügerey des vorigen Jahrhunderts, und in der Gegend von Goslar ausgesonnen: sie sollen als Privat-Eigenthum nach Hildesheim gekommen seyn; es verlohnt sich nicht der Mühe ihnen weiter nachzuspüren.

u) Gewöhnlich sagt man, Max habe diese Statue nach seinen Staaten bringen lassen; allein Beger thes. palatinus p. 16. ff. zeigt, daß diese Statue mit den Versen sich im heidelberger Kabinet befunden. Er führt sie unter Merkur auf, und sagt: „Quid, inquis, Alamannum cum Mercurio? Dicam; Alamannum non esse, vel ipsa statua evincit.“

Lollus.

In einer Gegend von Schweinfurt, nahe an den Fluthen des Mains, ward einst, so redet die Sage, ein Gott von Frankens Bewohnern verehrt, Lollus, Lullus oder Loellus. Daher ein Strich Landes, wo jetzt Reben und schöne Fruchtbäume prangen, das Lohla genannt wird *v*).

Es soll die Gestalt eines Jünglings aus Erz gewesen seyn, gelbes Haars, der mit dem Daumen und Zeigefinger der Rechten seine Zunge ergreift, indem er die übrigen Finger emporhebt. In der linken Hand trägt er einen Becher Weins, mit Waizenähren vermischt, vom Halse hängt eine Schnur an einander gereihter Mohnköpfe.

Die Franken haben durch diesen Gott Ruhe und glückliche Sicherheit bezeichnet. Andere sehen in dieser Statue einen Apollo Ulius, andere den Harpokrates, noch andere den Bacchus. Was kümmert es uns! Lollus. ganzes Wesen beruht auf einer schweinfurter Chronik *w*); — Bothos Chronikon der Franken — daher er billig ans der Reihe deutscher Götter anszustreichen seyn wird.

v) Aus dieser Benennung ist wahrscheinlich Lollus heransgefunden worden.
w) Bocrisius de Lollo in miscell. Lips. T. 3.

So sieht es mit allen Gottheiten aus, die man dem Deutschen von Cäsar bis Münchhausen aufbürdet. Keine einzige ist erwiesen; keine läßt sich erweisen. Sonne, Mond, Feuer, Erde und die Irmensäule sind unter den angeführten die einzigen, welche auf Verehrung Anspruch machen, den Schwall der übrigen kannte Germanien nicht x).

Die Religion des Dentschen war also die aller rohen Nationen — Fetischismus. — Höher stieg im eigentlichen Deutschland die Ausbildung der Religion nicht; von den Gränzbewohnern ahmte dieser und

x) Zur Behauptung dieses Satzes wird es wohl nicht nöthig seyn, den Ungrund der Anbetung aller der Götter zu zeigen, die irgend ein müßiger Schriftsteller ersann; der Unsinn würde zu sehr geehrt seyn, wenn man ihn widerlegen wollte. Daher sind auch hier der Hammon, der Mond von Lüneburg, und so manche andere ganz vergessen worden. Ward doch selbst ein verstümmeltes Jesus-Bild bey dem Rudbekianisirenden träumenden Westphalen (praef. t. IV. Mon. Cimbr. p. 226.) zu einem Gott gemacht, den man Giedt taufte, und dessen abgeschlagenen Glieder auf das absurdeste hergestellt wurden. Westphalen scheint auch ganz darauf ausgegangen zu seyn, etwas Schlechtes zu schreiben, um den Krämer für Mangel zu bewahren. Wenn man sehen will, was eine kranke Einbildungskraft alles schaffen kann, so werden die 8 Kupfertafeln deutscher Götter eine merkwürdigere Erscheinung seyn. Sie übertreffen alle Vorstellung, welche man sich von einer solchen bunt an einander gereihten Kuckkasten-Gallerie machen kann. Von solchen Erbärmlichkeiten kein Wort weiter; es ward doch einmal als Mythologie der Deutschen angesehen!

jener fremden Gottesdienst nach. Daß nach so vielen Jahrhunderten und der vergrößerten Cultur viele Nationen keinen weitern Schritt vorwärts thaten, und eigene Götterfiguren bildeten, das sind wir den Römern schuldig, die, vor der Zeit, ihre ausgebildete Religion dem Fetischdiener zeigten; und so machten die Deutschen wirklich einen großen Sprung, das allmählige Würken vieler langen Jahrhunderte ward nun unnütz, wir kamen über viele Stufen weg gleich auf den Punkt, den wir, isolirt, ohne die Bekanntschaft mit Rom, erst nach langen Kämpfen hätten ersteigen können. Mehr noch als dieß alles that für den größten Theil von Deutschland die so schnell von Asien aus sich verbreitende Christus-Religion. Welch ein Abstand vollends zwischen ihren Lehren und dem Glauben eines Fetischdieners! Und so hat Deutschland sich zur Verehrung eines alleinigen Gottes erhoben, ohne die Perioden zwischen dem Fetischismus und dieser erhabenen Lehre gekannt zu haben *y*). Der Fetischismus hatte sich in der letzten Zeit des unbezwungenen Deutschlands schon so weit gehoben, daß es Mark- und vielleicht auch Provinzial-Fetische gab, die am öftersten aus einer großen Eiche oder den Ueberresten derselben bestehen mochten. Die erste

y) Gerade wie es noch täglich mit den Wilden der Fall ist, (die vielleicht kaum einmal National-Fetische kennen,) welche von den Missionarien bekehrt werden.

Verehrung der Deutschen, die Allrunen, hatten sich in den Hütten erhalten, aber die Markrunen finden wir nicht mehr. Schamanen-Künste hatten sich gebildet, aber eine eigne Gilde von Jongleurs gab es noch nicht; jede bejahrte Matrone mochte sich berechtigt fühlen, den Ausspruch der Gottheit zu empfangen z). Die drey Götter Schwedens sind höchstens nur in Küstenländern verehrt worden, weiter drang ihr Dienst nicht herab.

Von Gallien aus kam mit der christlichen Religion mancher Aberglaube nach Deutschland, den man vorher daselbst nicht kannte; oder der doch dadurch sehr große Veränderung und Ausbildung litt a). Die Opfer waren Thiere, und gewiß schon über die erste Periode hinaus, wo nur die ungenießbaren Theile der Gottheit geweiht werden.

Mehr läßt sich schwerlich von der Religion unserer Väter entdecken.

z) Wie es bey den Itälmens zum Theil noch der Fall ist, obgleich es bey ihnen schon Schamane giebt, die mit ihrer Kunst ein Gewerbe treiben. S. Steller Beschreibung von Kamtschatka.

a) Das war der Fall mit der jährlichen Versammlung der Hexen, (worüber der Verfasser künftig befriedigende Aufschlüsse zu geben hofft,) mit der Frau Holda, dem wilden Jäger, Stepke, welches alles im Grunde nur Theile eines und desselben Aberglaubens sind.

Was wissen wir von dem Glauben der Völker im skandischen Nord?

Der Nord freuete sich, in den uralten Skaldengesängen der Edda, dem schönsten Denkmal, das die neidische Zeit ihm überliefert, eine so vollständige Darstellung der Religionslehren seiner Ahnherrn auf die Nachwelt gebracht zu sehen, als kaum ein anderes Volk aufzeigen konnte. Der Ruhm dieser Ueberbleibsel verbreitete sich bald über die cultivirte Erde; aber keine Nation war sorgsamer Theil zu nehmen an dem Glanze, der aus Islands Manuskripten über die Vorwelt glorreich ausströmte, als die deutsche, und keine strebte eifersüchtiger einen Theil der Ehre auf sich mit hinüber zu ziehen als sie. Denn Deutsche

und Nordvölker waren ja Sprößlinge Eines Stammes, dieselben Gefilde Skythiens hatte beyde in alter Zeit friedlich ernährt; so mußten auch die Sitten und Gewohnheiten, sammt der Religion, ihnen gemeinsam seyn. Kein Werk über deutsche Mythologie erschien, dessen Bogen nicht reichlich mit Auszügen und Uebersetzungen der isländischen Sagen gefüllt gewesen wären. Zu zweifeln, ob ein Gebrauch dieser Art gemacht werden könue, schien damals Hochverrath am Vaterlande; zu zweifeln an der Brauchbarkeit, Aechtheit und dem Alter der Edden, würde Verrücktheit genannt seyn, und voll Mitleiden wären diese patriotischen Deutschen vorüber gegangen als vor einer starken, traurigen Erinnerung an die Verirrungen des menschlichen Geistes. — Die Zeiten haben sich geändert, und der Vorfahren Gedanken und Ansichten sind von den Enkeln zurückgelassen. Schon seit vielen Jahren hatte man sich überzeugt, daß von den Vorstellungen der Edda bey Erklärung deutscher Religion nicht die Rede seyn könne: aber man handelte nicht immer nach diesem Grundsatze. Nun zweifelt man auch an dem Nutzen dieser Gesänge bey den Mythen des Nords, und die Jahrhunderte allgemeiner Anbetung der Werke isländischer Troubadours scheinen verflossen zu seyn! Zuletzt hat Adelung dieser Sammlung den Heiligen-Glanz genommen, die Greises-Maske der Edda entrissen,

uns lang angestaunte Lehren dem Christenthume zurückgegeben *b*). Sicher ist manches Fragment vom Glauben der Nordvölker in jenen Gesängen übrig, denn noch waren ihre Meinungen bekannt, und gern spottete der Dichter über die Lehren der Heiden; zu sehr entsprechen mehrere Erzählungen dem allgemeinen Gange der Religion, um zu glauben, daß diese Einsicht in die Werkstatt der Natur, sich im Besitz eines unwissenden Isländers befunden hätte *c*): aber es ist uns unmöglich das Wahre vom Falschen zu trennen, und so müssen wir auch auf die wenige Ausbeute Verzicht thun, welche wir hoffen konnten. Was bleibt nun übrig, wenn die Quelle versiegt, welche uns reichlich versorgte? Sparsam sind unsere Nachrichten, gering der Gewinn, fast allen müssen wir den Deutschen danken. Zuerst wollen wir die Nachrichten der Schriftsteller, die bis zu uns gekommen sind, nach der Zeitfolge betrachten, und alsdann das Resultat aus allen diesen verschiedenen Werken

b) Becker Erholungen 1797. B. 2. p. 86-124. wo diese Bemerkungen nicht gesucht werden, und viele ihnen das Plätzchen mißgönnen.

c) Allg. Litt. Anz. 1801. N. 123. p. 1185 n. *) wo ein Beleg dazu gegeben ist. Wir werden unten noch sehen, daß einige Gründe Adelungs nicht ganz wirksam seyn möchten. Ob nicht noch etwas gewonnen werden könnte, und wie dabey gearbeitet werden müßte, darüber kann sich hier der Verfasser nicht erklären.

kürzlich, aber vollständig herausziehen *d*). Aus den Römern und Griechen können wir nichts schöpfen, sie kannten unsern Nord nicht. Vom Ausfluß des Rheins bis zum kaspischen See war eine Küste, deren Gestalt und Umfang sie nie gekannt haben, woran entlang sie deshalb nach Gutdünken den Völkern Wohnsitze anweisen konnten, die ein neues Gerücht ihnen bekannt machte, und vor welcher die Inseln ihre Stelle fanden; aber sie gestehen uns diese Unwissenheit nicht, sondern brüsten sich mit der Kenntniß der wahren Beschaffenheit dieser Gegenden. An dieser Küste, und darüber hinaus, lag ihr Fabelland; was Wunder, wenn die seltsamsten Nachrichten davon erscheinen!

1) Prokopius

von Cäsarea, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, macht hier den Uebergang von der alten Zeit zur neuen. Seine geographische Kenntniß des Nords ist um nichts heller als bey den ältern römischen

d) Was ich finden konnte, habe ich getreulich gegeben, aber vollständig mag bey weitem die Reihe noch nicht seyn; der Mangel einer großen Bibliothek verhinderte die Vollständigkeit. Gern hätte ich einige Nachrichten weggelassen, die den Norden gar nichts angehen; aber durfte ich es wagen, ohne den Vorwurf zu befürchten, ich hätte sie beseitigen wollen?

und griechischen Schriftstellern, und durch die Menge von barbarischen Völkern, welche über den Rhein und die Donau vordrangen, und deren Stammsitze in einen kleinen Raum zusammengedrängt werden mußten, war das Bild des nördlichen Europa nur noch verwirrter, dunkler und widersprechender geworden. Die äußerste Insel des Oceans, Thule, ist noch das Fabelland der griechischen Römer e).

„Thule ist eine große Insel, zehnmal übertrifft „sie Britannien, von welcher mitternachtwärts eine „weite Entfernuug sie trennt. Ein beträchtlicher „Theil der Insel liegt ohne Cultur in öder Brache; „in die bewohnten Gegenden haben sich 13 Nationen „getheilt, jede mit einem eigenen König. Eine wun„dersame Begebenheit erneuert sich hier jährlich: zur „Sommerszeit, wenn wir Tag- und Nachtgleiche „haben, birgt sich die Sonne 40 Tage lang niemals „unter die Erde, sondern strahlt mit immerwähren„dem Glanze; sechs Monat später, nach dem kürze„sten Tage, ist sie während eines eben so großen „Zeitraums in keinem Theile der Insel sichtbar; da„her bedeckt denn eine tiefe Nacht die Völker, und „diese stygischen Schatten verstatten unter ihnen „keinen menschlichen Wandel f). Mir war es nicht,

e) Bey de Groot Historia Gothorum, Vandalorum. Amst. 1655. 8. p. 260. ff.

f) Tacitus scheint schon von dieser Begebenheit gehört,

„so sehr ich es wünschte, beschieden, die Inseln selbst „zu betreten und mit meinen Augen solches anzu„staunen, aber ich erkundigte mich bey denen, welche „von daher zu uns kamen, nach der dortigen Gestalt „der Dinge. Wenn jene lange Finsterniß die Erde „überschattet, zählen die Thuliten den Wechsel des „Tages nach dem Laufe des alsdenn sichtbaren Mon„des. Sind 35 Tage in ununterbrochener Finsterniß „verflossen, so werden, nach altem Brauch, Kund„schafter auf die erhabensten Spitzen der Gebirge ge„schickt; erblicken diese von den Höhen die Sonne, „so verkünden sie den unten Gebliebenen: binnen „fünf Tagen werde das Sonnengespann erscheinen. „Dann begehen jene, erfreut über solche Bothschaft, „und obgleich im Dunkeln, festliche Gelage, wie sie „denn nichts höher als diese Tage feyern, weil, wie „ich glaube, die Bewohner der Insel bey diesem Uebel, „wiewohl jährlich wiederkommend, fürchten, die

aber sie nicht geglaubt zu haben. Germ. 45. „Ober„halb den Suionen ist abermals ein Meer, träg und „beynah unbeweglich; daß der Erdkreis damit umge„ben und beschlossen werde, glaubt man daher, weil „die letzten Strahlen der untersinkenden Sonne bis „zum Wiederaufgang so hell glänzen, daß sie die „Sterne verdunkeln. Der Glaube dichtet hinzu, man „höre ihr Geräusch, sehe der Rosse Gestalten und des „Antlitzes Strahlen. So weit geht die Sage; wahr „ist nur das Natürliche." Siehe jedoch Schlözer allgemeine nordische Geschichte p. 139. n. q.

„Sonne möchte einmal vergessen zurückzukehren. „Unter allen, Thule bewohnenden, Völkern führen „die Scritifinnen ein Leben, nicht unähnlich — dem „Wilde. — — — — — Die Gewohnheiten der „übrigen sind nicht sehr von denen anderer Menschen „verschieden. Sie verehren Himmel-, Luft-, „Erd- und Wasser-Götter, und Wesen, „welche die Quellen bewohnen und die „Flüsse. Häufig versöhnen sie diese und „bringen ihnen Opfer. Der erste Gefan- „gene des Kriegs ist das vornehmste, „dieß bringen sie dem Mars, ihrem höch- „sten Gott. Sie halten es eben so für „Recht mit dem Messer den Hals des zum „Opfer Geweihten zu zerschneiden, als „ihn an Galgen aufzuknüpfen, in Ab- „gründe zu werfen, oder auf andere Art „zu tödten." Schade nur, daß wir von Thule nichts wissen, wie auch Prokop nichts davon wußte. Schade, daß sein Thule gleich hinter dem schwarzen und kaspischen Meer vom Ausfluß der Elbe bis nach Indien hingesetzt werden kann, wo man nach Nor- den den besten Platz findet; daß sich so leicht die Er- zählungen von den Bewohnern des römisch-griechi- schen Gränz-Landes, auf die dahinter liegenden ent- ferntern Völker ausdehnen lassen, welches wegen des, nach römischer Geographie, oft nicht beträchtlichen

Zwischenraums, weniger gewagt war, als es uns scheint.

Von den Menschenopfern der Thule gegenüberliegenden Küste — dieses rauhen Landes — reden alle griechischen Erzählungen; den ersten Gefangenen finden wir bey den Geten wieder, und gleiche Sitte bey den Galaten *g)*; den Mars verehrten eifrig auch die Geten. Also Prokopius sagt uns von der Mythologie eines Theils des Nords nichts brauchbares; selbst den allgemeinen Fetischism, der im Fabellande statt finden soll *h)*, können wir nicht einmal benutzen.

2) Jornandes, (Jordanus).

Im Jahr 552 schrieb er an seinem Werke vom Ursprung und den Thaten der Gothen. Diese, welche Aegyptens Thron in den Tagen der Vorwelt erschüttern, läßt er aus der großen Insel Scanzia hervorgehen, von welcher er aus Lektüre der Römer und

g) Athaeneus. 4. 16.

h) Grupen observat. rer. Germ. 174. will noch eine andere Stelle aus Prokopius kennen, in welcher Thors, des Gottes der Sueonen und Gothen, mit seinem Sternkranze (astris circumdatus ab illis (Sueonen und Gothen) pingebatur) Erwähnung geschehen soll. Dieß wäre nicht nur die älteste Erwähnung Thors, sondern auch die Quelle seiner Abbildungen. Der Verfasser hat diese Nachricht nicht auffinden können.

Griechen manches wissen will, und manches überdieß erfahren hat. Hier war die Werkstatt der barbarischen Nationen, welche über das römische Reich einherfluteten, hier das Behältniß, aus welchem die Gothen, hernach Anwohner der Donau und des schwarzen Meers, hervorbrechen; denn Scanzia, wie ein Cederblatt gestaltet, lag vor der skythischen Küste, und aus Skythien drangen die Gothen ins römische Reich. Daher herrschte über sie Zamolxes, ihre Frauen sind die Amazonen, die Thaten der Geten sind die ihrigen; und alles was von jenseits der Gränze des den Römern bekannten Landes herüber kam, und hinter der Donau und dem schwarzen Meer geschah — alles Skythien — das ist gothisch. „Daher versöhnten stets die Gothen mit fürchterlichen „Gebräuchen den Mars, dessen Opfer Gefangene „waren; denn sie wähnten, passend werde der Herr „des Kriegs durch Verströmung von Menschenblut „geehrt. Ihm weihten sie der Beute Erstlinge, ihm „hingen sie an alten Baumstämmen den Raub „auf *i*).“ Stand man auch an, diese Schilderung, und einiges anderes was vom Gottesdienst erzählt wird, den Geten abgeborgt, auf das schwedische Vaterland der Gothen anzuwenden; so zählt man doch ohne Säumen Jordanus unter die Quellen der

i) Jordanus c. V. ap. de Groot 617.

nordischen Geschichte, weil er sagt: *k*) „Unter Domi=
„tians Herrschaft drangen bis zur Donau die Gothen
„vor. Der Kaiser schickte ein großes Heer, den
„Kern seiner Truppen, über die Donau. Da waren
„die Gothen nicht läßig, ergriffen die Waffen, und
„im ersten Treffen besiegten sie bald der Römer Macht,
„tödteten den Feldherrn Fuscus, raubten die Schätze
„des Lagers, und weil der treffliche Sieg erfochten,
„hielten sie ihre Anführer, welche gleich=
„sam durch ein Geschick gesiegt, nicht
„mehr für bloße Menschen, sondern für
„Halbgötter, und nannten sie Ansen. Die
„Folge derselben will ich kurz berühren *l*)."

Diese Ansen glaubte man in den Asen der is=
ländischen Sagen wieder zu finden, und die Colonie
der Gothen am schwarzen Meer sollte diese Benen=
nung aus ihrem Vaterlande mitgebracht haben;
oder, je nachdem man Odins Alter bestimmte, vom
schwarzen Meer nach dem äußersten Norden dieser
Name gebracht seyn. Nichts weniger! Die Gothen
in Schweden und an der Donau sind verschiedene
Völker, keins stammt, so weit unsere Nachrichten
gehen, unmittelbar von den andern ab. Des Gothen
Odins Zug nach Skandinavien ist eine von Dichtern

k) cap. 13. p. 629.

l) Dieß geschieht im 14. Kap.

behandelte Fabel. Bey den Dichtungen der Isländer ist die Geschichte anderer Nationen, besonders die aus Deutschland hervorbrechenden Vereinigungen, die Erzählungen von derselben Helden und ihrer Gebräuche benutzt, nnd in die eigenen Rhapsodien eingewoben; aber die Eigennamen sind, wie es überall geschieht, oft bis zum Unkenntlichen entstellt und verdorben. Dieses Schicksal haben auch die Ansen Jordanus gehabt, gleich so manchen seiner andern Nachrichten *m*); denn gern forscht man den Thaten der Väter nach. Ueberdieß führt Jordanus seine Ansen-Genealogie bis auf den obersten Regenten-Stamm der Gothen, die Amaler, hinab, eine kurze Reihe, von denen die Edda nichts weiß. Uebrigens kann die Gleichheit des Namen Ansen mit dem der Asen, wenn wirklich die Götter im Norden so genannt wären, nicht berechtigen, diese Nachricht Jordanus auf die Skandinavier zu beziehen, denn bey beyden, der Urabstammung nach verwandten Völkern, kann ja der ähnliche Name gewesen seyn, ohne daß ein Volk ihn von dem andern hätte.

m) Etwas ist gesammelt in Lud. Alb. Gebhardi Vorrede zum 13. Theil des Auszugs der Allgemeinen Welthistorie. Halle 1774. p. 27.; aber um zu beweisen, daß Othin von den Gothen abkommt.

3) Paulus Diaconus, Warnefrids Sohn, ein Lombarde von Forli, in der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts. Was jenseits der Gränze Deutschlands lag, war auch ihm ein unbekannter Landstrich; aber der Drang nach Vollständigkeit verleitete ihn Geschichten aus dem grauen Alterthum zu erzählen. Die Völker führte er aus jenen Gegeuden, welche Italien eroberten; dieser väterliche Fluren mußte er beschreiben, und das alte Land seiner Nation. Da raffte er zusammen alles, was auf seine Vorväter paßte, oder er darauf deutete; da sahe er in lächerlichen Sagen und unglaublichen Mährchen, die durch die Unwissenheit eines müßigen Kopfs entstanden waren, lautere Wahrheit! Wie Jordanus seine Gothen aus Scanzia schiffen ließ, zum Gestade der Skythen, so führte Paulus die Winuler von dem überbevölkerten Skandinavien aus; von denen — der wahren Geschichte unbekannt — die Longobarden hervorgegangen. Als diese ausgelosten Winuler im Lande Scoringa sitzen blieben, verlangten die Wandalen von ihnen Schatzung; des weigerten sie sich als Krieger, welche kein Geld, aber Waffen besaßen. „Hierbey erzählt das Alterthum eine lächerliche Mäh„re, wie die Wandalen zu Wodan getreten und Sieg „über die Winuler erbeten; welcher ihnen aber geant„wortet: denen wolle er Sieg verleihen, welche er

„zuerst beim Sonnenaufgang erblicke. Da sey Gambara, (die Mutter der vinulischen Heerführer) zu „Frea, Wodans Frau, gegangen, und habe „um Sieg für die Winuler geflehet. Frea habe ihr „den Rath gegeben, die Weiber der Vinuler möchten „die Haare nach vorn herabhängen lassen, als wären „es die Haare des Kinnes, dann früh mit den Männern zugegen seyn, und sich zugleich hinstellen morgenwärts in die Gegend, in welche Wodan durch „ein Fenster zu sehen pflege, damit er sie erblicke. So „sey es auch ausgeführt. Als beym Aufgange der „Sonne Wodan diese Gestalten bemerkt, habe er gefragt: wer sind die Langbärte? Da sey Frea eingefallen, er möge denen nun auch den Sieg verleihen, „welchen er einen Namen gegeben; so habe Wodan „den Winulern den Sieg zugestanden. Das ist wohl „des Lachens werth, und für nichts zu achten! Denn „der Sieg ist nicht in die Gewalt der Menschen gegeben, sondern wird vielmehr vom Himmel herab geschenkt. Ausgemacht ist, daß von der Länge des „durch kein Eisen berührten Bartes, die vorher „Wünler hießen, in der Folge Longobarden genannt „wurden. Dieß zeugt des Wortes Deutung. Wodan übrigens, der mit Hinzufügung eines Buchstaben Godan ausgesprochen „wird, ist eben der, der bey den Römern „Merkur heißt, und von allen Völkern

„Germaniens als Gott verehrt wurde,
„und der nicht um diese Zeit, sondern
„lange vorher, und nicht in Germanien,
„sondern in Griechenland gewesen seyn
„soll *n*).“

So lächerlich diese Fabel auch seyn mag, finden wir nicht Wodan und Freya wieder, die ersten Götter im Nord! Was geht diese Nachricht des Lombarden dem Nord an? Der Deutsche nannte sein höchstes Wesen Goth, Good, God *o*). Hier ist kein Wodan aus Upsolas Tempel, der war in Schweden nicht einmal der höchste Gott; auf ihn kann also diese Nachricht gar nicht gehen. Die Abkunft der Longobarden aus Skandinavien streitet mit der wahren Geschichte, welche keine Verbindung unter beyden Völkern kennt: wie sollten nun die Longobarden zum Dienst des schwedischen Wodans gekommen seyn? Das Ganze sind lauter Fragmente aus Paulus Lektüre. Merkur hieß der Deutschen erster Gott, wo man Tacitus las, oder diejenigen, welche aus ihm geschöpft hatten. Das höchste Wesen nannten die Deutschen Gwod, Wodan; also bezeichnete Merkur und Wodan Einen Gott. Den Satz hatte schon vor ihm ein Mönch in Bobbio herausgefunden, dem er

n) ap. de Groot 749. ff.

o) Goth, Goda schreibt Gottfried von Viterbo, der Abschreiber Paulus Warnefridi, beständig.

sehr wahrscheinlich folgte — St. Kolumbans Leben ward häufig gelesen *p*) — in Deutschland zeigt sich Warnefridi, so nahe er auch dessen Gränze gewesen seyn mag, als ein gänzlicher Fremdling, denn darin wohnen noch Amazonen, und die thörigsten Spinnstuben-Histörchen weiß er davon zu erzählen. Sehr gut könnte ja auch der Gott zweyer Völker desselben Stammes einen gleichen Namen für ihre Götter haben, ohne daß man, was von dem einen gesagt wird, auch auf das andere Volk beziehen kann.

Aber ist dieß auch der Fall mit Wodans Gattinn Frea? Finden wir nicht diesen Mythos gerade eben so gestaltet auch in den Sagen Dännemarks und Islands, und wäre es nicht wunderbar, wenn unter diesen Völkern bey gewonnener Cultur, geänderten Sitten, und vertauschten Gebräuchen, sich solcher bey dem einen so wie bey dem andern ausgebildet hätte? Oder brachten sie diesen Glauben aus ihren gemeinschaftlichen Ursitzen, gleich der Sprache, mit? Das letztere ist nicht möglich, denn da waren noch keine Götter-Figuren ausgebildet, da war noch roher Fetischismus, der sich bey den Longobarden nie ganz verloren hat. Auch kennt die wahre Geschichte keine Göttinn Frea oder Frigga oder Freya

p) sieh lib. IV. cap. XLIII., wo er von Kolumban und und dem durch ihn gestifteten Bobbio redet.

im Norden; wohl einen Gott Fricco in Upsola, der hernach zur Göttinn Freya umgeschaffen ist. Wie wenn Saxo, der zuerst ein weibliches verehrtes Wesen Freya im Norden kennt, seine Nachrichten aus Paulus Diaconus genommen hätte? und dieß scheint der Fall zu seyn. Saxo erborgte zu seiner ältern Geschichte die Thaten und Namen fremder Völker; im Norden gab es keine Göttinn Frea, und außer ihn kennt nur Paulus allein noch die Frau eines Wodan. So wie die Isländer von den lobenswerthen Reisen für ihre geschätzten Sänger Jordanus gothische Geschichte mitbrachten, so konnte auch Saxo dem longobardischen Geschichtschreiber folgen. Warum die Gattinn des Gottes bey diesen Frea heißt, wer vermag das zu wissen, wenn dieß Wort nicht etwa das gleichbedeutende „Frau“ ausdrücken soll. Kurz, diese Erzählung Paulus gehört so wenig in die nordische Mythologie, als sie in der deutschen einen Platz finden kann.

4) Ermoldus Nigellus,

Abt eines Klosters in Languedoc, besang um das Jahr 835 die Thaten Kaiser Ludwig des Frommen; der erste, bey dem eine schwache Spur nordischer Mythologie erscheint. Er sah Herold, den König eines Theils von Dännemark, in Frankreich taufen,

er war in der Gesellschaft dieses Fürsten, und hätte aus dessem Munde uns leicht sichere Nachrichten liefern können; aber zum Unglück bemühte sich der Abt schulgerechte lateinische Verse zu dichten, und wie hätte er es wagen können barbarische Götter = Namen darin aufzunehmen? „Lange hatte das Volk, heid„nisch, unerlanbten Dienst getrieben, und statt des „Schöpfers elende Götzen verehrt. An Gottes Statt „diente ihnen Neptun; Christus Thron besaß noch „Jupiter, dem gaben sie Opfer. Mit altem Namen „wurden vorher diese Völker Denen genannt, und „heißen noch so; die fränkische Benennung ist Nort„mannen *q*).“

Ermold kennt also in der dänischen Halbinsel Götter, mit Namen Neptun und Jupiter. Sollen wir uns in Vermuthungen erschöpfen, um aufzusuchen, was für eine Art Götter er damit bezeichnen möchte? Wer kann wissen, ob Ermold übersetzen wollte, verglich, oder nach seinem Gefallen in das Gedicht Götter einwebte, an welche er sich gerade erinnerte; alle haben ja ihren Ursprung von einem Satan; was wird es schaden die Benennungen der hoffärtigen Geister zu verwechseln! Wenn bey Erwähnung einer Gattung, das Stillschweigen von der

q) ap. Menken ff. I. 933. und Bischofs Ebo's Rede p. 946., wo auch von Jupiter und Neptun die Rede ist.

andern ein Beweis des Nichtvorhandenseyns derselben ist, so kann man aus Nigellus zeigen, daß nur thierische Opfer, nicht Menschen-Opfer, in Dännemark gebräuchlich waren: „Mit dem Blute der Thiere un„sern Gott zu versöhnen, ist unerlaubt, der Heilige „liebt mehr der Menschen fromme Gelübde *r*).“

5) Die Verfasser des Lebens des H. Ansgarius.

Aus dem Leben selbst leuchtet unwidersprechlich hervor, daß, wenn auch nicht der heilige Rembert der Schüler, Missions-Gefährte und Nachfolger Ansgarius, Verfasser dieser Biographie ist, doch sicher ein Paar Schüler des Heiligen die Nachrichten aufschrieben. Die Glaubwürdigkeit dieser Berichte, in sofern die Missionarien überhaupt diese geben konnten, dürfen wir also kaum in Zweifel ziehen, um so mehr, da sie sich auf noch lebende Personen beziehen, welche bey der ersten Reise den Erzbischof begleiteten, und da die Nachrichten selbst nichts unglaubliches und widersprechendes in sich haben, sondern natürlich und plan das erzählen, was die Verfasser hörten, vielleicht selbst sahen, oder zu sehen glaubten, freylich immer von Missionarien aufgezeichnet, und in einer überall unbefriedigenden Kürze.

r) Rede Bischof Ebos p. 936.

Ansgarius begleitete den König Herold in seine Staaten, und streute daselbst die erste Aussaat des Christenthums. Von da ging er zu den Sueonen, landete zu Byrka, ward gütig aufgenommen, und bekehrte viele Heiden zum christlichen Glauben. Darauf ward er der erste Erzbischof des neuen Stifts zu Hamburg, der Metropolitan des ganzen unbekehrten Nords. Da eilte Bischof Gautbert nach Schweden, ein Hirt der kleinen Heerde. Aber das Volk, treuer hängend an den Gebräuchen der Väter als manche Gewaltige und Edle, zerstörte das Hospitium der Mission, gab den herrlichen Märtyrer-Tod den Mönchen, und trieb den Bischof hinweg. Solche freche That erzürnte den Himmel, und er strafte die Schuldigen. Eines angesehenen Mannes Sohn hatte Theil genommen an diesem Frevel, und was ihm zur Beute gefallen, in das väterliche Haus gebracht. Da schwand das Vermögen, und der Sohn starb; die Mutter, der Bruder und die Schwester folgten bald ihm nach; nur ein kleiner Sohn blieb dem Vater. Der arme erschrack über der Götter Zorn, und bedachte, daß er dieß alles dulde, „weil er einen „der Götzen beleidigt. Deshalb ging er, „wie es dort Sitte ist, zu einem Schamanen s), und bat zu entdecken, welcher

s) divinum quendam.

„Gott ihm aufsätzig, und wie er denselben
„versöhnen könne. Jener that, was er
„bey solchen Gelegenheiten zu beobach-
„ten pflegte, und verkündete: unsere
„sämmtlichen Götter sind dir gewogen;
„aber der Gott der Christen ist auf dich äußerst erbit-
„tert *)." So erging es allen, welche den heiligen Bi-
schof unehrerbietig behandelt und Gott zu berauben
gewagt hatten. Häufig bezeigen diese Nachrichten die
Vielgötterey in Schweden; aber wie die Götter und
derselben Dienst beschaffen waren, das erfahren wir
nicht, auch nennen sie keinen Gott, entweder weil
wirklich keine ausgezeichneten Götter vorhanden wa-
ren, oder weil sie, christlich und fromm, die heidnischen
Greuel nicht achteten, und glaubten, es müßten den
Christen die Namen der Unholde gleichgültig seyn,
selbst das Andenken des Teufels-Dienstes müsse von
der Erde verschwinden, die Gottes Sohn betreten.
Das Wesen des bösen Geistes zu erforschen sey Ver-
sündigung; zu Gott sollten sie beten, nicht die ver-
dammten Meinungen der Heiden aufsuchen. Daher
darf man auch nicht überall auf ihre Aussage bauen;
mit der Ausbildung des Christenthums, ihrem höch-
sten Zweck, (denn sie kannten nichts löblicheres,) einzig

*) cap. 15. p. 60. ap. Lindenbrog ſſ. rer. Germ. et septent. edit. Fabricius.

beschäftigt, erkundigten sie sich nach keinen Kleinigkeiten; wie denn auch die große Kunst, wahr und nützlich zu beobachten, nie ihr Eigenthum gewesen seyn mochte; und wenn auch ohne Anstrengung Sitten und Gebräuche ihnen bekannt wurden, so war das zu sehr Nebensache, um sorgsam zu deren richtiger Darstellung die Worte abzuwägen. Diese Betrachtungen verhindern uns, aus ihnen zu beweisen, daß es wohl Götter oder Fetische der Einzelnen, vielleicht selbst schon Götter-Figuren *u*), aber nicht der Nation gegeben habe. Ein Neugetaufter wollte die Macht seines Gottes den Unbekehrten zeigen, und diese die Kraft ihrer alten verehrten Wesen bewähren. In öffentlicher Volks-Versammlung rief ein jeder der Schweden seinen Gott an, daß er dem Regen wehren möchte, der auf sie alle herabstürze; jener den Herrn Christus, und keine Tropfe des Wasserstroms, der die Blätter der Bäume des Warphs herabschlug, benetzte ihn und seinen Diener.

Einst erschienen unvermuthet dänische Seeräuber vor dem blühenden und reichen Byrka, das ohne zureichende Vertheidiger war. In solcher Noth, (denn diese führt die Menschen zu den Altären der

u) Nequaquam se a vanis simulachris auxilium petere velle. p. 61. sagt ein Neophyt; wenn man nur wüßte, wie viel davon Einkleidung der Missionarien, und also Bibelsprache ist.

Götter,) gelobten und brachten die Bewohner ihren Göttern, oder vielmehr Höllen-Geistern, Gelübde und Opfer, um durch deren Hülfe in dieser Gefahr bewahrt zu werden. — — Aber härter ward der Andrang der Dänen, und keine Hoffnung zur Flucht blieb. „Da ermahnten sie sich, die großen Opfer den „Göttern zu versprechen. Das erzürnte den Befehls„haber Herigas, jenen eifrigen Neubekehrten: eure „Opfer und Gelübde sammt allen Götzen sind von „Gott verflucht, was nützen euch eure Bilder, „so viel ihr ihnen versprochen und gegeben habt; zu „meinem Gott, dem allmächtigen Herrn aller, flehet; „ihn, der im Himmel herrscht, in dessen Hand alles „gegeben ist, bittet von ganzem Gemüth, so werdet ihr „Hülfe finden. Alle gingen einmüthig und freiwillig „hinaus, nach ihrer Gewohnheit, auf ihren „Versammlungs-Platz v), und weihten Christus Fa„sten und Almosen.“ Unterdessen ermahnte ein schwedischer Dynast, der die Dänen hergeführt, diese: „man möge erst durch das Loos erforschen, ob nach „der Götter Willen dieser Ort zerstört werden könne: „Denn es giebt dort viele große und mächtige Götter; „auch ist daselbst eine Kirche erbauet, und viele feyern „den Christus-Dienst, des stärksten Gottes, welcher, „wie er will, denen die auf ihn hoffen, helfen kann.

v) exeuntes in campum. Eben so cap. 24. p. 69.

„Daher müssen wir erst sehen, ob wir mit göttlicher „Hülfe unsern Vorsatz ausführen können.“ Das konnten die Dänen nach ihren Gebräuchen nicht abschlagen. Da fand man durchs Loos: ihr Unternehmen würde nicht vom Glück begünstigt seyn, — und sie gingen auf Befehl der Loose in das Land der Slaven. Das geschah zu den Zeiten Kaiser Ludwigs.

In den folgenden Jahren ging Ansgarius zum zweyten mahl nach Byrka, wo er alles in großer Verwirrung fand; denn es war ein Prophet angekommen und hatte aus Auftrag der alten Götter verkündet: „er sey in der Versammlung der Götter ge„wesen, welche die Erde beherrschten, und von ihnen „gesandt, um den König und das Volk zu warnen, „nicht die bisherigen Götter, welche sie geschätzt und „beglückt, zu verlassen, und einem fremden Gott zu „dienen. Sollten sie aber mehrere Götter haben wol„len, und die bisherigen ihnen nicht genügen, so „wollten diese einmüthig Erich, ihren ehemaligen Kö„nig, in ihre Mitte aufnehmen, daß er einer aus der „Zahl der Götter sey“. Schon war ihm ein Tempel erbauet, und als einen Gott Opfer und Gelübde gebracht. Ansgarius wendete sich an den König, gab Geschenke, und bat um Unterstützung. „Vordem „sind eure Priester von hier durch einen Volks-Auf„stand vertrieben, sprach dieser, deshalb kann ich

„euer Anliegen nicht unterstützen, und wag es auch „nicht, ehe ich unsere Götter durch das Loos befragt „habe und die Meinung des Volkes hierüber weiß.“ So ist das bey ihnen Verfassung, daß jede öffentliche Angelegenheit mehr auf dem allgemeinen Willen des Volkes, als der königlichen Gewalt beruht. Ehe der König die Sache an die nächste Tagsatzung brachte *w)*, unterhandelte er zuerst mit seinen Magnaten über die Absichten des heiligen Bischofs. Diese verlangten die Entscheidung des Looses. Darauf gingen sie auf den Versammlungs-Platz, nach ihrer Sitte, warfen die Loose, und diese versicherten, Gottes Wille sey, die christliche Religion hier zu dulden. Auch das Volk, sowohl in dieser Versammlung, als in der der entfernten Stämme, stimmte gleich günstig.

Also Vielgötterey fanden in Schweden die Missionarien. Sie sprechen oft von Opfern, selbst von den größten, erwähnen aber der Menschenopfer nicht. Schamane gab es, und bey allen Vorfällen des Lebens, um Erforschung der Zukunft und des Willens der Götter, war das Loos zu werfen ihr erstes Geschäft. Man fing auch an die Vorfahren zu verehren.

w) placitum.

6) Ditmar, Graf von Walbeck, Bischof von Merseburg.

Im Anfange des 11. Jahrhunderts schrieb Bischof Ditmar seine Memoiren, unschätzbar für die deutsche Geschichte. Die Kriege seiner Nation mit den Dänen gaben ihm eine passende Gelegenheit, auch etwas zu sagen, was er von der abscheulichen Religion dieses furchtbaren Volkes einmal gehört zu haben sich erinnerte. „Auch unterwarf Heinrich I. mit den Waffen „die Nordmannen und Dänen, bekehrte sie vom „alten Aberglauben, und lehrte sie und Knut ihren „König, Christus Joch zu tragen. Von ihren alten „Opfern habe ich wundersame Erzählungen gehört, „welche hier nicht unberührt bleiben können. In „jenen Gegenden sey ein Ort, Lederun, die Haupt„stadt des Reichs, im Gau Selon, wo alle 9 Jahr „nach der Zeit, wenn wir des Herrn Erscheinung „feyerten, im Januar das Volk sich versammele und „seinen Göttern 99 Menschen und eben so viel Pferde, „wie auch Hunde und Hahnen den Raubvögeln x), „opfere, in dem gewissen Glauben, sie dadurch zu „versöhnen. Wie trefflich handelte unser König, der „sie von einer so schrecklichen Gewohnheit zurück„brachte!“

x) accipitribus. Das klingt fast wie Fetischismus. Leibnitz ff. rer. Bruns. I. p. 327. ff.

Ja wohl ein wunderbares Opfer! Ditmar kannte das Land jenseits der Eider nicht; gleich hinter derselben lag Dännemark, darüber hinaus Nordmannien, weiter war ihm alles dunkel. Die richtigere Erkenntniß, die man durch Ansgarius erhalten hatte, war also schon wieder verlohren, oder wenigstens nicht bis zu Ditmar gedrungen. Daher verbindet er Dänen und Nordmannen mit einander, und giebt beyden nur einen König. Es ist also wohl natürlich, daß er für sein Lederun im Gau Selon sich keinen bestimmten Platz denken konnte, so wie es selbst ungewiß ist, ob er diese Stadt in Dännemark oder Nordmannien suchen sollte. Er selbst giebt diese Erzählung für nichts mehr aus, als sie war, ein Histörchen, das er sich einmal vorerzählen ließ, wie er uns aus dieser Quelle ja noch mehr von gleichem Gehalte gegeben hat. Von einer solchen Menschenopferung in Dännemark wissen die Lebensbeschreiber des heiligen Ansgarius, die doch mehrmals in Dännemark waren, oder sichere Nachrichten daraus schöpfen konnten, nichts. Auch Ermoldus Nigellus spricht nur von thierischen Opfern, und wenn diese Gewohnheit erst durch Heinrich aufgehoben wurde, wie Ditmar sagt, so hätte doch gewiß der Domherr Adam etwas davon erfahren, der etwa 60 Jahr nach Ditmar selbst in Dännemark war; zwar auch er kennt diese Geschichte von Hörsagen, nur nicht völlig so

wunderbar, setzt sie aber nach Byrka in Schweden y). Schon das Widersprechende in den Nachrichten der verschiedenen Schriftsteller, das Schwankende und Unbestimmte der Sagen, müßte großen Verdacht erwecken, wenn wir auch nicht einmal Ansgarius Nachrichten hätten, der zweymal selbst in Byrka war, und hiervon gewiß etwas gehört hätte, was er seinen Schülern zu sagen sicher nicht unterließ, oder wovon diese, wenn sie den Heiligen begleiteten, an Ort und Stelle gewiß etwas erfuhren, und das würden sie bey der Gelegenheit, welche ihnen durch die mehrmalige Erwähnung der großen Opfer gegeben wurde, weniger als alles andere zu erzählen nicht unterlassen haben; denn was ist teuflischer als dieser

y) Es ist merkwürdig, wie das Theater der Menschenopfer immer weiter nach unbekannten Gegenden zurückgeschoben wurde. Um bey den nördlichen Gegenden stehen zu bleiben; so suchte man sie zuerst im weiten Keltenlande; als darin Landstriche und Völker unterschieden wurden, fand man sie in Gallien; sobald Deutschland und England mehr bekannt wurde, erblickte man sie dort. Lag nun Lederun, nach Ditmars Begriffen, in Dännemark, so war dieß schon wieder weiter zurück; Adam glaubte sie in Schweden zu bemerken, doch ist er auch gewillet, sie in der neuentdeckten Insel Estland, (gleich vor dem Amazonenlande,) anzunehmen. Nachher kamen sie aus Schweden nach Norwegen, und von da durch die Edda nach Island; verglichen Allg. Litt. Anzeiger 1801. Nr. 127. p. 1213. ff., wo eine ähnliche interessante Bemerkung aufgeführt ist.

Molochsdienst! Feststehende und bestimmte Opfer fordern größere Götter als Schweden damals hatte. Allen Nachrichten zu Folge scheinen die Opfer in Schweden nur dann, wenn die Angelegenheiten es verlangten, von den Einzelnen gebracht, nicht fest bestimmt, und an Zeiten gebunden gewesen zu seyn. Also müßte diese Gewohnheit sich in der Zeit zwischen Ansgarius und Adam von Bremen gebildet haben; aber dem steht das angebliche Alter der Sage und die Vernichtung der Opfer durch Heinrich entgegen: sonst schiene diese Meinung die richtigste, da die Religion der Schweden seit Ansgarius in zwey Jahrhunderten genug gereift war, um solche Opfer zu verlangen. Die Nachricht gehört zu den Erzählungen, welche von vielen Ländern und Staaten gesagt, aber nirgends wahr befunden werden, und die Erdichtung und das fortwährende Eigenthum der Spinnstuben sind. Daher kann man ihr keinen Glauben beymessen, und sie allein würde die Glaubwürdigkeit der Edda nicht umstoßen z).

7) Dudo von St. Quintin,

nach dem Jahr 1000. a)

Nicht unbekannt mit den Werken der Vorwelt, selbst Griechisch scheint er verstanden zu haben; aber

z) Wozu Adelung sie benutzen wollte.
a) ap. Du Chesne ff. hist. Nortmann. p. 61.

er war in den Jahrhunderten geboren, wo man den großen Geist der Griechen und Römer nicht zu ergreifen vermochte. Die todten Formen und der Worte Klang hielt man für das Wesen. Dudos Kenntniß des Nords war die verwirrteste; hier war Jordanus Behältniß der wilden Völker, und die Insel Canza (Skanzia), die Gleichheit der Gethen und Gothen, und alle Völker mit unbekannten Sitzen, Sarmaten, Amaxobien, Tragoditen, Alanen entsproßten da. Die junge Mannschaft wird hier zum Wegwandern ausgeloset, wie bey Paulus Diakonus; nur die ersten Ursachen hat der Franzose vollständiger. Ehe aber diese Züge begonnen wurden, opferten sie ehemals ihrem Gott Thur. Aber nicht mit den Erzeugnissen der Heerde, mit Libers oder Ceres Gaben, sondern mit Menschenblut, das halten sie für das köstlichste; mehr noch weiß Dudo, was nicht bedarf nach erzählt zu werden. Man sieht die Ausmahlung von Jordanus Nachricht; nur setzte er statt Mars den richtigen Namen des ersten Gottes einiger Nordmannen. Mehr enthalten seine Worte nicht.

8) Adam,

Domherr und Küster am erzbischöflichen Dom zu Bremen-Hamburg um 1076, ist unstreitig die wichtigste Quelle für die Religions-Geschichte des Nords.

Ihm stand das hamburg-bremische Archiv, mit allen Missions-Nachrichten von Ansgarius an, nebst den Berichten der Suffragane offen; er kannte sicher mehrere Missionarien, und war selbst am dänischen Hofe gewesen, wo er sich genau nach allen erkundigen, (der König selbst erzählte ihm die Geschichte seiner Vorfahren,) und die Wahrheit sicherer als durch alle Berichte ausmitteln konnte, — so weit er nämlich selbst kam. Von einem solchen Mann ließ sich etwas erwarten, und er hat mehr gethan, als man von seinem Zeitalter hofft; welches ihn die Römer gelehrt. Adam unterscheidet nun schon den baltischen Norden genauer. Dännemark ist ein eigener Staat, eben so Sueonien; soviel hatten auch Ansgarius Nachrichten; aber Adam hat zwischen beyden das Land der Nordmannen, nun Norwegen. Eben war Cur- und Estland erst von der Seeseite her aufgefunden, daher, wie die ersten Schiffer sagten, beydes noch Inseln. Hinter ihnen — wohin noch kein Mensch gekommen — in Skythien, liegen die Fabeln aus seiner Lektüre — das Amazonenland. Von der Religion sagt er: „Die Sueonen umfangen die Leh-„rer der Wahrheit, wenn sie keusch, klug und ge-„schickt zu dieser Arbeit sind, mit großer Liebe, sogar „daß sie die Bischöfe von der allgemeinen Volksver-„sammlung, welche bey ihnen Warph, bey uns „Thnic heißt, nicht ausschließen. Daselbst hören sie

„öfters von Christus und der christlichen Religion „nicht ungern. Und wahrlich sie könnten leicht durch „Unterricht zu unserm Glauben gebracht werden, „wenn nicht die schlechten Lehrer, indem sie ihren „Nutzen suchen, nicht Jesus Christus, diejenigen „ärgern, welche sie retten könnten. *b*) — — — Wenn „sie beym Kampf in Gefahr kommen, rufen sie aus „der Menge der Götzen, welche sie anbeten, einen „vorzüglich um Hülfe an; diesem sind sie nach dem „Siege ergeben, ihn ziehen sie allen übrigen vor.“

„Vom Aberglauben der Sueonen will ich jetzt „etwas erzählen. Einen halbberühmten Tempel hat „diese Nation, Upsola wird er genannt, nicht weit „von der Stadt Sictona oder Byrka. In diesem „Tempel, ganz aus Gold bereitet, verehrt das Volk „die Bildsäulen dreyer Götter, von denen der vornehmste derselben Thor in der Mitte seinen „eigenen Thron hat *c*), an den Seiten ist Wodans „und Fricco's Platz. Die Bedeutungen dieser Formen „sind: Thor herrscht in der Luft, Donner und Blitz, „Wind und Regen, Sonnenschein und Gedeihen der „Früchte theilt er aus. Wodan, das ist der Gewaltige, lenkt des Krieges Ausgang, und giebt Tapferkeit gegen die Feinde: Fricco Ruhe den Sterblichen

b) Adamus de situ Daniae ap. Lindenbrog ss. rer. septent. ed. Fabricius. p. 60. ff.

c) in medio solum habet triclinium.

„und Wollust; daher der ungeheure Priap seines „Bildes. Wodan aber ist bewaffnet, wie ein Mars; „Thor mit dem Scepter scheint den Jupiter anzudeu„ten. Sie verehren auch die Vorfahren (Gottmen„schen, Heroen,) welche sie, wegen der großen Tha„ten, mit der Unsterblichkeit belohnen; dahin gehört „König Herich, welchen das Leben des heiligen Ans„garius erwähnt. Jede Gottheit hat ihre Priester, „welche die Opfer des Volks darbringen *d*). Wenn „Pest und Hunger drohen, opfern sie Thor, in Kriegs„noth Wodan, bey Verheirathungen Fricco. Alle „neun Jahr wird eine allgemeine Feyer aller sueoni„schen Provinzen begangen, von welcher niemand sich „ausschließen darf. Die Könige, alle Völkerschaften „und jeder einzelne schickt nach Upsola seine Gaben. „Das Opfer geschieht also: von allen lebenden We„sen werden neun Stück männlichen Geschlechts aus„gewählt, durch deren Blut dergleichen Götter zu „versöhnen Gewohnheit ist, die Körper aber werden „im nächsten Hain aufgehangen. Dieser ist den Hei„den so heilig, daß die einzelnen Bäume desselben „als göttlich angesehen werden. Dort hängen auch, „mit den menschlichen Leichnamen vermischt, Hunde; „ein Christ sagte mir, er habe zweyundsiebenzig ge„zählt. Auch die Gaukeleyen, welche bey diesen

d) Wahrscheinlich durften es die Einzelnen nicht mehr.

„Opfern zu geschehen pflegen, sind häufig und schänd„lich; daher ist es besser, man erwähnt sie nicht. —
„— — „Unser Metropolitan schickte in jene Gegen„den Adelward den jüngern. — — — Einer von
„des Bischofs Gefährten erzählte: als dieser zum
„erstenmal nach Sictona gekommen und eine Messe
„gehalten, habe er siebenzig Mark Silber eingenom„men. Denn alle Völker der nördlichen Zone sind
„sehr gottesfürchtig.“ — — König Olaph von
„Nordmannien fand ein Lebensende seiner würdig.
„Denn einige erzählen, er sey ein Christ gewesen; —
„— — alle aber bestätigen, daß er ein erfahrner
„Augur, ein Beobachter der Loose war, und in der
„Vögel Vorherverkündigung alle seine Hoffnung
„setzte.“

Wenn auch der Ruf viel vergrößerte, und die Auslegung der Götter-Figuren, welche Adam, ohne dieselben gesehen, oder die Anbeter derselben um ihre Bedeutung gefragt zu haben, auf gut Glück machte, historisch unbrauchbar; die Menschenopfer, bis bessere Beweise geführt sind, nicht angenommen werden können; so ist diese Nachricht doch vortrefflich. Die Religion des Schweden war, durch ein uns unbekanntes Ereigniß, auf eine höhere Stufe gekommen, als je seine südlicheren Brüder in Deutschland gestanden haben. Was bey allen Nationen erst sehr spät geschieht, wenn die ursprüngliche Fetischm-Religion

schon ganz verschwunden ist, Menschenverehrung, Apotheosen, gab es. Nun ist es sehr natürlich, daß Tempel für jeden Gott sind, ja daß mehrere Götter schon in einem Tempel vereinigt wurden e).

Thor ist der höchste Gott des Nordens, nicht Odin, wie man so lange geglaubt hat. War aber die Verehrung dieser Götter allgemein? Man muß daran zweifeln. Seit Ansgarius Zeiten ward Dännemark christlich; dieser hat von Dännemarks Göttern nichts aufbehalten, und nach den andern Nachrichten stand die Religion in Dännemark noch auf einer niedern Stufe: wenigstens sahen die christlichen Bekehrer, die auch da Götter erblickten, wo keine waren, nie etwas von Götter-Figuren, und sprachen deshalb den Dänen allen Gottesdienst ab. Thor, Odin und Fricco kennen wir nur in Schweden; die spätern dänischen Schriftsteller haben ohne Gründe diese National-Götter Schwedens nach Dånemark verpflanzt; da auch sie fühlten, was klar einleuchtet, daß von der Religion der alten Einwohner wir nichts, gar nichts wissen. Ob der Thordienst

e) Wann dieß geschehen, wissen wir nicht. In Ansgarius Nachrichten finden wir keinen hervorragenden Gott Schwedens; ob er aber eben deswegen wirklich nicht vorhanden war, wird wohl Problem bleiben, da die Religion nur beyläufig hier und da erwähnt, keine Schilderung davon gegeben wird, wie es im Leben des heiligen Elphegus mit der dänischen geschieht.

über einzelne Theile von Norwegen sich ausbreitete, wissen wir auch nicht, jedoch ist es glaublich. Von den Isländern, welche aus Norwegen stammten, sagt Adam: *f*) „Unendlich hat unser Metropo„litan Gott gedankt, daß diese zu seiner Zeit bekehrt „wurden, obgleich sie vor Annahme des Christen„thums, durch Eingebung der Natur, nicht so sehr „von unserem Glauben abweichen,“ also standen sie auf einer niedern Stufe der Religion, hatten wohl noch keine Götter-Figuren, keine großen Opfer, aber mancherley Tugenden, welche den unkultivirten Wilden eigen sind. Das sagt im eilften Jahrhundert Adam: Die Isländer blieben ununterbrochen Christen; und doch ist die Religion in den Gesängen, welche Snorro (starb 1241) sammelte, so vollständig ausgebildet, und die Nachrichten so reichhaltig, wie man es nur verlangen kann.

9) Der Verfasser des Lebens des heil. Elphegus. g)

Dieser Heilige wurde 1012 in Dännemark erschlagen, und sein Leben etwa sechzig bis siebenzig Jahr nachher auf Geheiß von Lanfrancus geschrieben. Von den Dänen heißt es darin: „sie haben

f) p. 65. cap. 243.
g) ap. Langebek ſſ. rer. Dan. t. 2. 439.

„keinen Gottesdienst; alle Tage im Jahr sind bey „ihnen gleich heilig, an allen ist es erlaubt, was „man will, zu essen; sie nehmen nicht bloß die heili„gen Mysterien nicht an, gehen nicht in die Kirche, „sondern verachten überdieß auch sehr ein gesetzliches „Band der Ehe; die nächste Blutsverwandtinn ist „ihnen die liebste.“ Eine unbestimmte Schilderung: aber können wir mehr von einem unerfahrnen Mönch verlangen, der einzig mit seinem Missions-Werk beschäftigt war? In Dännemark waren also keine so hervorragende Götter oder Götter-Figuren und in die Augen fallende gottesdienstliche Gebräuche, daß der Mönch sie bemerken mußte, wahrscheinlich also noch Fetischismus zu einer Zeit, wo die Religion der Schweden schon so weit gereift war.

10) Aelmothus Leben des heil. Canut.

Ein Zeitgenosse des 1086 ermordeten Königs. Er ist der erste, der seine Nachrichten mit Etymologien schmückt, und dadurch über seine, oft unverschuldete, Unwissenheit einen Schleyer werfen will *b*). „Mitten in Jütland ist ein berühmter Platz, der, „entweder wegen seiner Höhe; oder wegen der „vormals daselbst häufigen Opfer; oder etwa zum

b) cap. 23. ap. Langebek III. 3. 361.

„Andenken eines mächtigen Gottes, der Wig hieß, „Wibergis genannt wird; hier kommt sehr oft „das Volk von ganz Jütland zusammen; (um zu opfern? nein, —) „um über ihre gemeinschaftlichen „Angelegenheiten zu rathschlagen, über die Anwen- „dung der Gesetze zu sprechen und ihre Verbindlichkeit „zu bestimmen!“ Hier hielten sie ihren Warph; hier ist der Ort des Waifeldes; ihr großes Mallum, der Upsalbom der Guten. Ein anderer als dieser Mönch hätte dabey nichts von Gottheiten vermuthet. So ungewiß war man also schon am Ende des eilften Jahrhunderts über den alten Gottesdienst in Dännemark, so wenig hervorstechendes fand man in der Religion der vielen Heiden, welche den Nord bewohnten, so wenig beyfallwürdiges konnten selbst Missionarien von dem Glauben dieses Volkes der Nachwelt überliefern; zu elenden unstatthaften Etymologien mußten sie ihre Zuflucht nehmen! *i*)

i) Der Staatsrath Langebeck, der die dänischen Schriftsteller bey dem neuen Abdruck mit vielen Noten ausgestattet hat, sagt bey dieser Stelle: „Viggo et Vigner olim inter Odini nomina mythica. Vigur, Viigr, alias erat vir (1) militaris, (2) bellicosus, (3) strenuus, (4) ferox, (5) atrox.“ Ja wenn nur der Wodan Schwedens in Dännemark verehrt wäre! und selbst dann wäre die Erklärung etwas gelehrt. An das germanische Wic, Wicborg dachte er nicht.

11) Ordericus Vitalis,
Mönch von St. Evroul in der Normandie, geboren 1075.

Dares und Justinus, Eusebius und Orosius, auch Beda waren die Muster, denen er nachstrebte, und die Lesung ihrer Werke leiteten ihn auf den Gedanken, ebenfalls eine Kirchengeschichte zusammenzusetzen, welche 1140 endet.

„Suenus, König der Dänen, ein sehr mächtiger „Fürst, zog alle Kräfte seines Reichs zusammen, ver„band damit große Hülfshaufen aus den benachbar„ten Gegenden und von den Verbündeten; denn Po„len, Friesland und Sachsen halfen ihm. Auch „Leutecia schickte zur Hülfe Englands seine ver„bündeten Geschwader. Darin wohnt eine volkreiche „Nation, welche, noch in heidnischer Blindheit lie„gend, den wahren Gott nicht kennt, und von der „Macht der Unwissenheit fest gehalten, Guodevun „und Thur und Frea, und andere falsche Götter, „oder vielmehr Höllengeister, verehrt. Oft besiegte „Suenus dieß Volk und seinen König, und unter„warf es seiner Herrschaft.“ Was ist Leutecia für ein Land? Darauf beruht die Brauchbarkeit dieser Nachricht. Die Geschichte erzählt uns zwar von den unaufhörlichen Kriegen, die König Suend Estritson mit den Norwegern führte, oder von den Kämpfen

mit den Wenden, auch von dieser englischen Expedition; aber von einem Lande Leutecia, das er erobert hätte, davon schweigt sie ganz, und wer weiß, wie der Ruf, oder der Stolz der Nordmannen, die Macht und den Ruhm ihrer Feinde vergrößerte. Also mit Hülfe der Geschichte können wir das Land nicht ausfindig machen; denn zu sagen: nur in Schweden war der Dienst dieser drey Götter, also muß Schweden gemeint seyn, und die übrigen Nachrichten weisen wir, ungeachtet, weg; so einleuchtend dem Verfasser dieß ist, möchte vielen eine Erschleichung scheinen. Ueber das Geschlecht dieser Götter sagt Oderich nichts, und die Biegung des Namens Frea berechtigt uns nicht, diese Gottheit für weiblich zu halten; es scheint nur ein Dialekt von Fricco zu seyn; auch ist die Ordnung, in welcher er die Götter nennt, wohl bloß zufällig: was bekümmerte Oderich sich um den Rang der Höllen-Geister!

12) Saxo Grammaticus (starb 1204).

Alle Fehler, die man Saxo's zierlicher Geschichte vorgeworfen hat, passen auch namentlich auf das Wenige, was er zur Ehre seiner Nation über derselben Religion zusammen geplündert *k*). Ein ganz

k) So giebt Odins Statue einen Laut von sich, wenn

neues System der Religion findet sich bey ihm, worin Thor seine erste Stelle unter den Göttern an Odin, (sein Lieblings-Aufenthalt war Upsal,) hat abgeben müssen, welcher Dialekt hier zuerst vorkommt. Odins Söhne sind Thór und Balder. Aus Fricco, (dessen er jedoch auch wohl einmal in der alten Adamschen Bedeutung als Fro erwähnt,) ist eine häßliche Freya geworden, Odins Gattinn. Saxo's Götter sind nach den Gesängen der Griechen und Römer geformt, auch sie führen mit den sterblichen Dänen Krieg, fliehen schimpflich, und lassen ihre Schiffe als Beute den Siegern zurück. Man sieht, ein würdiger Vorgänger der Edda.

Der Rang der Götter, wie Saxo ihn bestimmt, ist allen sichern Nachrichten zuwider; eben so das Geschlecht und der Name der Freya. Von solchen Genealogien wußten diejenigen nichts, welche zu der Zeit schrieben, als das Heidenthum ausgerottet wurde; was will denn ein Erzähler des 13. Jahrhunderts davon wissen? Saxo's Erzählungen sind ein Gedicht, keine Religions Meinungen nordischer Völker.

ein Mensch sie berührt; wer kennt wohl nicht das Original dieser verdorbenen Copie?

13) Alberich,

Mönch von trois Fontaines *l*).

In die geschichtliche Compilation dieses Mönchs ist beym Jahr 274 auch folgende Nachricht aufgenommen worden. „Man findet, daß in dieser zehn„ten Generation seit Christus ein gewisser Merkur „in der Insel Gothland geherrscht habe, die zwischen „Dacien und Rußland liegt, außerhalb des römischen „Reichs; von diesem Merkur, Wodan genannt, „stammt die Geschlechts-Reihe der Engländer und „vieler andern!" Also hätten wir noch einen andern Wodan auf Gothland! Diese Nachricht ist aus sonderbar heterogenen Theilen zusammengesetzt, und was den Ort der Anbetung betrifft, so soll wohl statt Insel, Gothland stehen. Das Land der Gothen, ehemals die Insel Skanzia, wozu aber Alberich, oder der, welchem er nachschrieb, Dännemark nicht mehr rechnete; wie leicht verwechselte beydes ein in der Geographie unerfahrner Mönch! Und überdieß ist ja auch in Schweden ein Gothland. Er wußte, daß die Gothen und Longebarden aus einer nördlichen Insel hervorgegangen waren, nun hörte er von einem Gothland, dieß mußte das Vaterland der Gothen seyn,

l) Seine Chronik endigt sich im Jahr 1241, also mit dem Jahr, wo Snorro starb, ap. Leibnitz Accesſ. histor. 2. 23.

welche Provinzen des römischen Reichs durchstreiften und besetzten; und von diesem Lande wußte er nicht mehr, als es stände in gar keiner Verbindung mit dem deutschen Reiche, und müsse zwischen den beyden äußersten Punkten, die er im Norden kannte, Dännemark und Rußland, liegen. Daß er diesen Wodan nur aus seiner Lektüre der spätern Schriftsteller kannte, dafür spricht die Identität mit Merkur. Nun fand er auch im Beda, oder sonst in einem englischen Geschichtschreiber, unter den Vorfahren Hengist und Hors einen Wodan, daher denn die letzten Worte seiner Erzählung. Diese englischen Genealogen verdienen gar keinen Glauben, und haben auch dafür gesorgt, daß man ihre Nachrichten nicht brauchen kann, wenn man auch wollte. Für die nordische Mythologie gehören ihre Notizen vollends nicht, denn ihr Wodan ist ein Ahnherr der sächsischen Heerführer, und was gehen diese dem Nord an! Wenn Alberichs Nachrichten bis zur geringsten Kleinigkeit richtig wären, so würde uns ein Gott Wodan, der Bewohner von Gothland, bekannt seyn, von dessen Verbindung mit dem Upsalischen aber keine Spur vorhanden ist. Alberich gehört also nicht zu den Quellen der nordischen Mythologie.

Was wissen wir nun nach allen diesen Nachrichten von der Religion des skandischen Nords? In den drey Reichen Dännemark, Norwegen

und Schweden, war nicht Eine Religion. Von den ersten beyden Ländern können wir mit Zuverläßigkeit nichts davon bestimmen, und die Grundlage zu dem Gebäude, welches in neuern Zeiten aufgeführt wurde, muß man in Schweden suchen. Der Zustand des Gottesdienstes in diesem Lande war dem Deutschen nicht ähnlich, er war schon weiter vorwärts geeilt, die Nation auch gegen fremden Gottesdienst nicht sehr eingenommen. Ansgarius fand Götter-Figuren, und schon eine geschlossene Gilde derselben, die durch Apotheosen vergrößert wurde. Adam kennt Statuen schwedischer National-Gottheiten in einem Tempel, und zwar unter ihnen schon Rang. Der oberste Gott Schwedens war Thor *m*), Wodan wird erst durch die Träumereyen Saxo's auf diese Staffel gehoben — dem alle gefolgt sind — und erhält von ihm den Namen Odin. Adam kennt kein weibliches Wesen unter den Gottheiten. Lektüre der Griechen nnd Römer mußte erst Wurzel fassen, um eine Freya zu schaffen. Mehr wissen wir von ihren Göttern nicht; daß sie mehrere hatten, ist sehr glaublich, und daß der Fetischismus noch nicht ganz erloschen war, sehr wahrscheinlich: aber wir wissen von allem nichts!

m) Dieß beweist auch die angelsächsische Predigt. S. oben von der Mythologie der Deutschen.

Die Opfer waren zwiefach, die höchsten, Thiere; was aber die Gottheit davon erhielt, wer kann das sagen! Priester befanden sich im Besitz des Vorrechts dieselben allein der Gottheit bringen zu dürfen. Schamane gab es, die im großen Ansehen standen, und alle Arten von Orakel liebten sie eben so leidenschaftlich als ihre germanischen Vettern. Das ist alles, was wir wissen; damit müssen wir uns begnügen.

Aristophanes.

(Er war a), wenn auch kein geborner Athenienser, doch gewiß ein atheniensischer Bürger und lebte noch im vierten Jahre der 97 Olympiade, in welchem der Plutus, von ihm überarbeitet, und wahrscheinlich zum zweyten Mahle, auf die Bühne gebracht wurde. Seine Blüthe fällt in den Zeitraum des peloponnesischen Krieges.)

Es ist eine schwer zu lösende Frage, wie viel Antheil der eigenthümlichen Verfassung der griechischen Staaten und so manchen, sie ausschließend begünstigenden, Umständen an der Bildung und Vervollkommnung der Beredtsamkeit und Poesie im Allgemeinen gebühre: aber es leidet keinen Zweifel, daß wenigstens eine Gattung der letztern, — die komische und deren Anbau durch den Einfluß der Regierungsform und politischen Verhältnisse, die in dem alten Griechenland obwalteten, auf eine entschiedene Weise geleitet

a) Man vergl. Fabricii Bibl. Graeca, Tom. II. p. 356.

und bestimmt worden sey. Wenn die tragische Muse überall einen ihr zusagenden Boden und willige Aufnahme findet, so ist dieß keineswegs der Fall mit der komischen, die weder allenthalben ein Feld antrifft, wie sie bedarf, noch auch unbedingt die Erlaubniß erhält sich anzusiedeln. Der erstern, um mich ohne Bild auszudrücken, kann es nie an Gegenständen der Darstellung, und an Herzen, die sich ihr öffnen, fehlen: denn sie schildert Leidenschaften und nimmt einzig die Empfindung in Anspruch; die zweyte kann verlegen seyn um den Stoff, und noch verlegner um die Art, wie sie den ihr gegebenen behandeln soll: denn ihre Darstellungen gehen auf Sitten, und, um diese zu mahlen, braucht sie Freyheit. Je einfacher ein Volk lebt, je geringer die Unterschiede sind, die unter den einzelnen Mitgliedern desselben durch Geburt, Stand und Vermögen begründet werden, je mehr alle in ihrer Denkart und Lebensweise einander ähnlichen, wie in Sparta *b*), um desto weniger bildet sich hier das Talent für das Komische: es gebricht an dankbarem Stoff. Eben dieß ist auf der andern Seite der Erfolg, wenn, bey wirklichem Ueberfluß an komischen Gegenständen, die Staatsverfassung und die mit ihr verbundenen Zufälligkeiten die

b) Daß die dort üblichen mimischen Darstellungen keine Lustspiele waren, bedarf keines Beweises.

Wirksamkeit des komischen Dichters zu enge begränzen. Gezwungen, die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen nur im Allgemeinen zu fassen und auf die Bühne zu bringen, erschöpft er sie entweder bald, oder wird versucht, das Komische, statt es auf Sitten und Charakter zu gründen, in die Fabel und deren Anordnung und Verbindung zu legen.

So wenig wir die frühere Geschichte des griechischen Trauerspiels kennen, eben so wenig kennen wir die des Lustspiels. Von welchen rohen Anfängen es fortschritt, ob und wie lange die bloße Erzählung lustiger Schwänke und lächerlicher Begebenheiten, oder die Absingung eines aus dem Stegreife gedichteten Spottliedes den Nahmen der Komödie führte, wie jene Erzählung und dieser Gesang allmählig scenische Form und Bildung erhielt, endlich, was für einen, größern oder geringern, Einfluß die ersten kunst- und regellosen Versuche auf die künstlichern dramatischen Darstellungen und deren Ton und Charakter gehabt haben, — das alles beruht auf Muthmaßungen, welche von einzelnen Winken und dunkeln Sagen, die in den Alten vorkommen, ausgehen. Aber wie dicht auch der Nebel seyn mag, in dem sich das Entstehn der griechischen Komödie verliert, — die Zeit, in welcher, und die Menschen, unter und für welche das aristophanische Lustspiel geschrieben ward, sind uns hinlänglich bekannt, und dieser

Kenntniß allein bedürfen wir, es zu beurtheilen und zu würdigen. Ein kurzer Abriß der Sittengeschichte Athens wird die beste Einleitung zur Kritik des Aristophanes geben.

Mit dem Tode des Aristides (Ol. 79, 4.) endigte bekanntlich das schöne Zeitalter, dessen sich Athen, seit der Vertreibung der Pisistratiden, erfreute, das Zeitalter der guten Ordnung, beglückenden Gesetzmäßigkeit und billigen Gleichheit. Bis dahin hatten die Bürger dieses Staates zufrieden und thätig, einfach und gottesfürchtig, unbeneidet und unbeneidend, mehr sich und dem Vaterlande, als den Musen und ihren Künsten, gelebt. Ihre Feldherren siegten durch Weisheit und benutzten ihre Siege mit Mäßigung; die Reichern wohnten größtentheils auf dem Lande, dienten dem Staate uneigennützig und unentgeldlich, und verschwendeten ihr Vermögen nicht in eitler Pracht und Ueppigkeit. Die Armen nährten sich redlich von den Arbeiten ihrer Hände, und die Jugend ward strenge erzogen und zu gymnastischen Uebungen angehalten. Wenn auch hie und da Laster emporkeimten und Ungerechtigkeiten begangen wurden, so blieb dieses doch ohne allen Einfluß fürs Ganze. Der Charakter des Volkes erhielt sich edel und bieder, die Sitten unbescholten und rein, die Volksversammlungen frey von der Einwirkung selbstsüchtiger Demagogen und Recht und Herkommen *in* Achtung.

Ueberall herrschte eine Handlungsweise und galt eine Regel.

Aber nicht lange, so verschwand dieses schöne Zeitalter, oder wich vielmehr einem andern, ihm durchaus unähnlichen, dem Zeitalter des Perikles. Man darf nur den Nahmen dieses großen Feldherrn und berühmten Volksführers nennen, und man hat die Quelle genannt, aus der Gutes und Böses sich in reicher Fülle über Athen ergoß, die Ursache, wodurch es zugleich stark und schwach ward, die Veranlassung, durch die der Geist der Verfassung unterging und die ganze äußere Gestalt der Dinge sich änderte. Beseelt von einem Ehrgeize, der ohne Rast nach dem Höchsten strebte, und wohl einsehend, daß ein solches Ziel einzig durch die Zertrümmerung der alten Formen erreicht werden könnte, verdrängte Perikles seinen Nebenbuhler, den edlen Cimon, löste durch Ephialtes kräftige Mitwirkung die bestehenden Gewalten und geheiligten Einrichtungen auf, drückte bald darauf durch die Vertreibung des Thucydides die ganze Macht der Aristokraten zu Boden, und legte die Herrschaft von nun an in die Hände der leicht beweglichen Menge. Schon diese Veränderung erweiterte den Spielraum der Leidenschaften und trug nicht wenig zur Umstimmung des bisherigen öffentlichen Charakters der Bürger und zur Entfaltung dreisterer Gesinnungen und ungebundener Sitten bey.

Aber noch weit mehr ward das eine und das andere durch die Herrschaft, welche Athen über die Inseln des Aegäer-Meers und an den Küsten Klein-Asiens erlangte, durch die Steuern und Abgaben, die es von seinen in Unterthanen verwandelten Bundesgenossen bezog und ausschließend in seinen Nutzen verwandte, und durch den einträglichen Handel, den es führte, befördert. In einer Stadt, die, funfzig Jahre früher, verwüstet und verbrannt von den Persern, ein öder Steinhaufen gewesen war, erhuben sich itzt, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, die herrlichsten Paläste und Tempel und beschäftigten und bereicherten eine Menge müßiger Hände. Kunstwerke, dergleichen man noch nie gesehen hatte, schmückten und verschönerten beyde und vermehrten den Ruhm und die Einkünfte derer, die sie verfertigten. Zahlreiche Flotten, die in den Piräeus einliefen, versahen die Märkte und Niederlagen nicht bloß mit den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens, sondern zugleich mit allem, was fremde Länder Seltenes und Kostbares erzeugten, und die auslaufenden, beladen mit den durch Geschicklichkeit und Fleiß veredelten Waaren, kehrten, Gewinn bringend, dahin zurück. Um endlich, gerade als ob man es geflissentlich auf eine völlige Verwandlung angelegt hätte, auch die unterste Volksclasse sich unähnlich zu machen, nährte und besoldete man sie aus dem öffentlichen Schatze,

sorgte durch die Veranstaltung glänzender Feste für ihr Vergnügen und ließ sie nicht bloß unentgeldlich an allem Theil nehmen, sondern bewirthete sie sogar freygebig. So mannigfaltige, plötzliche, das Wesen der bisherigen Verfassung zerstörende und alle Zweige des Staates durchdringende Veränderungen konnten natürlich nicht ohne die wichtigsten Folgen für den innern und äußern Menschen bleiben, und in der That wurden die außerordentlichsten, durch jene Ursachen herbeygeführten, Wirkungen bald und allgemein genug sichtbar. In dem neuen Athen, das Perikles hervorrief, war das alte, wie es Miltiades und Aristides gesehen hatten, schlechterdings nicht mehr zu erkennen. Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und Eingezogenheit hörten auf, und Trägheit und Wohlleben traten an ihre Stelle, ergriffen alle Stände und Alter und äußerten sich in tausend bunten Gestalten. Die Jugend fing an die ernsten und anstrengenden Uebungen, denen sie sich bisher gewidmet hatte, zu vermeiden und ergab sich der Weichlichkeit und ihrem Gefolge, den Lastern und den Lüsten. Asien sandte dem Mutterlande seine verführerischen Buhlerinnen, und das Mutterland nahm sie mit Begeisterung auf und ließ sich von ihnen beherrschen. Dichtkunst, Beredtsamkeit und Philosophie wurden in eben dem Maaße, in welchem sie sich ausbildeten, Dienerinnen der Mode und Eitelkeit, und Mahlerey und Bildhauer-

kunst Sklavinnen der Prachtliebe und Sinnlichkeit. Ueberhaupt entfalteten sich die Züge, die man jederzeit als die hervorstechendsten in dem Charakter der Athenienser betrachtet hat, — Leichtsinn, Unbestand und Uebermuth je länger je mehr und traten von nun an immer stärker und stärker hervor.

Noch weit entscheidender äußerte sich jedoch das bürgerliche und sittliche Verderben Athens, während dem Laufe des peloponnesischen Krieges, oder in dem Zeitalter des Nicias, Kleon und Alcibiades, in welchem in der That alles das ganz eigentlich aufsproßte und reifte, was das Zeitalter des Perikles ausgestreut und im Keimen gesehen hatte. So kostspielig für den Staat der zu führende Krieg und so bedeutend die Einbuße war, die er herbeyführte, so gewiß ist es gleichwohl, daß die Vornehmern nie mehr in Schwelgerey versunken, der Pöbel nie ausgelassener, die Demagogen nie unredlicher und die Verwaltung des Gemeinwesens nie vernachlässigter war, als in dem genannten Zeitraume. Es ist wahr, auch jene Tage hatten treffliche und den alten Sitten treu ergebene Männer aufzuweisen, und selbst Nicias, den ich eben nannte, gehört, wenn nicht zu den kraftvollen und entschlossenen, doch gewiß zu den verdienten und rechtlichen Männern des Staats. Aber es ist nicht weniger gewiß, daß diese Einzelnen sich in der Menge verloren und nicht vermögend waren, sie zu leiten

oder ihr entgegenwirken, sondern daß vielmehr die politische Lage des Staates, der durch die Demagogie herrschend gewordene Geist, und das Verderbniß, welches einmahl in das Leben übergegangen war, jeder bessern Einwirkung entgegenstrebte. Wenn Perikles, bey aller Nachgiebigkeit gegen das Volk, es durch Klugheit, Ansehn und Erfahrung zu zügeln und in die gebührenden Schranken zurückzuweisen gewußt hatte, so sahen sich dagegen seine Nachfolger gezwungen, um Ansehen zu gewinnen, oder das gewonnene zu erhalten, in ihrer Gefälligkeit gegen die untere, ihnen wirklich verächtliche, Classe ihrer Mitbürger alles Maß und Ziel zu überschreiten und sich entweder zu entehrender Schmeicheley zu erniedrigen, oder ihr Vermögen in Feyerlichkeiten, Aufzügen und Spenden, die man, statt sie ihnen zu verdanken, als schuldigen Tribut ansah und foderte, zu vergeuden. Wenn der eben genannte Demagog nur prächtig, und so nicht, ohne bittern Tadel zu erfahren, gelebt hatte, so lebte dagegen sein Verwandter, Alcibiades, bis zur Ausgelassenheit üppig und schwelgerisch und bewirkte, da die ganze Jugend Athens auf ihn als Muster und Vorbild sah, daß diese Lebensart Ton und Regel ward. Wenn bisher die Liebe zum Vaterlande auch in selbstischen Gemüthern über andere Leidenschaften gesiegt hatte, so erstickte die Sucht sich auszuzeichnen, zu glänzen und zu gebiethen, jenes

edle Gefühl nun so ganz, daß man sogar die Wohlfahrt des Staates vernachlässigte und aufs Spiel setzte, um nur den stärkern und eigennützigen Begierden zu genügen. Wenn endlich die Anständigkeit wenigstens in den Volksversammlungen und im öffentlichen Leben beobachtet worden war, so verlor sich auch diese allmählig, oder artete vielmehr in Ungebundenheit und beleidigende Vernachläßigung alles Schicklichen aus. Man sieht leicht ein, wie verderbt durch alle diese in einem kleinen Zeitraume auf einander folgenden Veränderungen Athen ward, aber man begreift auch zugleich ohne Mühe, was für ein reiches, buntes und auffallendes Sittengemählde der Anblick einer Stadt gewähren mußte, deren Bürger, ohnlängst noch arm, einfach und zurückgezogen, auf einmahl in Ueberfluß und umringt von dem ganzen Gefolge des Ueberflusses lebten. Diese völlige Umwandlung mußte um so viel bedeutender seyn, da sie, wie gedacht, das Werk von wenigen Jahren war und zum Theil noch unter den Augen derer zu Stande kam, die noch aus den alten bessern Tagen stammten. In jedem Falle war hier dem Mahler ein Stoff gegeben, an dem ein geschickter Pinsel sich vielfach versuchen und üben, den er ernsthaft und scherzhaft behandeln und eben so wohl tragisch darstellen, als zur Carricatur-Gestalt ausbilden konnte.

So ausgezeichnet indeß diese Erscheinung in dem athenienſiſchen Staate seyn mag, — einzig ist sie wenigstens nicht in der Geschichte der Menschheit; ja die neuesten Erfahrungen haben uns ein Beyspiel von einer plötzlichen Umbildung lange bestehender Formen, Grundsätze und Sitten gegeben, an welche die ältere in mehrerer Rücksicht nicht reicht. Ein Vorrecht aber, und gerade ein solches, das hier von großer Bedeutung ist, hat die politische und moralische Umformung des griechischen Staates voraus, — den Genuß einer Freyheit, dergleichen sich wohl schwerlich irgend eine Demokratie in dieser Allgemeinheit und in diesem Umfange rühmen darf. Seit Perikles nähmlich durch die oben erwähnten Maßregeln die Macht der Optimaten Athens gebrochen und alle Gewalt in die Hände des Volkes gelegt hatte, um seinen ehrgeizigen Zwecken zu genügen, warf das letztere in der That nicht nur alle Fesseln der Gesetze, sondern auch alle Banden schuldiger Achtung und billiger Schonung hinweg. Jeder Bürger der Minerven-Stadt hielt sich von der Zeit an für einen gebornen König, und Jeder strebte, sich als einen solchen zu zeigen. Keine Begebenheit in der politischen Welt trug sich zu, ohne daß der Athenienser sie mit aller seinem Charakter eigenthümlichen Anmaßung besprochen, beurtheilt und gerichtet hätte; kein Feldherr und kein Staatsbeamter gab eine wirkliche oder

scheinbare Blöße, ohne daß sie wäre ans Licht gezogen und laut gerügt worden; keine Veranlassung zum Scherz und Spott ereignete sich, ohne von dem witzigsten Volke der Erde aufgefaßt und benutzt zu werden. Dieser Ton war bereits unter Perikles herrschend und wurde es noch weit mehr in den Tagen des peloponnesischen Krieges. Unter allen denen, die es wagten, nach dem Hefte der Regierung zu greifen, war, wie bekannt, auch nicht Einer, der sich mit jenem wahrhaft großen Staatsmanne messen durfte. Die meisten standen ihm an Einsicht und Fähigkeit, alle an Größe und Festigkeit des Charakters nach und waren mehr oder weniger ein Spiel der wankelmüthigen, unzuverlässigen Menge und der Laune, von der sie beherrscht ward. Auf dem einen ruhte der unverdiente Vorwurf der Armuth, dem andern schadete seine ängstliche Unentschlossenheit, den dritten machte schmutziges Gewerbe, Unwissenheit und Prahlerey verächtlich. Man denke sich solchen Führern gegen über einen Haufen Menschen von Natur lebendig, redselig und für die Empfindung alles Lächerlichen empfänglich, die einen großen Theil ihres Tages auf freyen Plätzen zubrachten, in den öffentlichen Versammlungen durch nichts zurückgehalten wurden, ihre Meinungen uneingeschränkt zu äußern, und in einen Krieg verwickelt waren, der sie unaufhörlich mit Neuigkeiten versahe, alle Leidenschaften weckte und

nährte, sie nicht selten für ihre politische Fortdauer besorgt machte und ohne Unterlaß in ihren Urtheilen mit einander entzweyte, — man denke sich, sage ich, ein solches Volk, und man wird begreifen, daß hier nicht nur die demokratische Freyheit den günstigsten Boden fand, sondern auch nothwendig in jene demokratische Zügellosigkeit ausarten mußte, die sich, wie uns Thucydides und Xenophon lehren, in dem Ungestüm der gemeinschaftlichen Berathschlagungen, in der Uebereilung der zu fassenden Beschlüsse und in der unwürdigen Behandlung der verdientesten Männer offenbarte.

Wenn man diese Eigenthümlichkeiten des Zeitalters, die ich aufzufassen bemüht gewesen bin, mit dem Komiker, der der Zögling und, man darf wohl sagen, zugleich das Vergnügen und die Geißel desselben war, zusammenhält, so drängt sich die Bemerkung von selbst auf, daß das Charakteristische des Dichters in der Darstellung der Geschichte, Menschen und Sitten seiner Zeit, das Befremdende aber, das seine Darstellung für uns hat, in der Freyheit, mit der er schildert, gegründet ist. Der Beurtheilung und Würdigung der Dramen des Aristophanes stehen daher hauptsächlich zwey Schwierigkeiten entgegen. Die erste, der man begegnet, ist die in der Wahl der Gegenstände, der Zeichnung, der Personen und der ganzen Anlage und Zusammensetzung der Fabel sich

ausdrückende Individualität, in die man gleichwohl nothwendig eingehen muß, wofern man den Komiker nicht aus einem völlig falschen Gesichtspunkte betrachten will. Die zweyte ist die auffallende Verletzung nicht nur aller Regeln des Anstandes, sondern so gar aller bürgerlichen Verhältnisse und aller sittlichen und religiösen Gesetze, deren kein Dichter in dem Maße beschuldigt werden kann, wie er. Indem man die Ereignisse und den Charakter der Zeit zu Rathe zieht, lernt man sich der falschen Ideen, die man gewöhnlich zu seinen Stücken mitbringt, entwöhnen, und, indem man sich hierüber mit dem Dichter verständigt, ihn selbst mit Unparteylichkeit prüfen und seinen Werth richtig bestimmen.

Von allen Stücken des Aristophanes, deren Anzahl Suidas und Thomas Magister auf vier und funfzig setzen, sind bekanntlich nicht mehr, als eilf, auf uns gekommen; aber selbst unter diesen eilfen ist vielleicht nur ein einziges, von dem man behaupten darf, es sey ohne eine besondere Absicht geschrieben. Es ist wahr, die Ausleger haben sich noch nicht durchgehends, weder über das Jahr, worein jedes fällt, noch über das Ziel, das der Dichter sich bey jedem zu erreichen vorsetzte, vereinigen können, und vielleicht werden sie es nie, da sowohl die Gegenstände als die ganze innere Oekonomie mehrerer aristophanischen Lustspiele in beyden Rücksichten eine mannig-

faltige Deutung zulassen. Indeß waltet diese Unsicherheit gleichwohl nicht bey allen ob; und so gar bey den schwerer zu enträthselnden schwankt die Wagschale nicht so zweifelhaft hin und her, um nicht wenigstens, wenn man sich mit einer allgemeinen Angabe begnügt, nach Wahrscheinlichkeit entscheiden zu können. Meine Leser erwarten mit Recht, daß ich von dieser Betrachtung ausgehe und das Nöthige über den Zweck der aristophanischen Lustspiele in der Kürze zusammenfasse.

Ungeachtet man bey einer auch nur flüchtigen Ansicht des griechischen Komikers leicht gewahr wird, daß kein einziges seiner Lustspiele ohne politische Beziehungen ist, sondern alle vielmehr, bald näher, bald entfernter, auf Athens Verfassung, Lage, Einrichtungen und Gebrechen anspielen, so entdeckt man doch, bey einer genauern Prüfung, gar bald, daß diese Beziehungen, der Art wie dem Grade nach, sehr verschieden sind und Aristophanes Stücke sich füglich in mehrere Classen absondern lassen. In die erste möchte ich diejenigen setzen, von denen klar ist, daß besondere Zeitumstände und eigenthümliche Staats-Verhältnisse sie herbeyführten und veranlaßten. Man begreift leicht, daß beyde häufig genug in einer Gemeinheit eintreten mußten, die sieben und zwanzig Jahre hinter einander einen eben so abwechselnden als beschwerlichen Krieg führte, in welcher

mehrere der unwürdigsten Demagogen die bedeutendsten Rollen spielten, eine aristokratische und demokratische Partey stets heimlich, und zuweilen öffentlich gegen einander wirkte, die Gelegenheit, einen vortheilhaften Frieden zu schließen, immer gewünscht und, so oft sie erschien, auf das muthwilligste zurückgewiesen, überhaupt aber die öffentliche Wohlfahrt fleißig besprochen und nie ernstlich beachtet wurde. In einem so gearteten und verwalteten Staate mußten schon die Ereignisse des Tages dem Witze eines Aristophanes die mannigfaltigsten Auffoderungen sich zu äußern darbiethen; und, daß er sie zu nutzen verstand, zeigen, ungeachtet die Zeit so manches aus dieser Quelle hervorgegangene Denkmahl seiner Laune c) vertilgt hat, auch die wenigen auf uns gekommenen. In dem einen Stücke stellt er die Vortheile des Friedens in einem grellen Gemählde neben die Beschwerden des Krieges und ergiest sich in lauten Spott über die Athenienser, indem er einen Privatmann in aller Stille ein besonderes Bündniß für sich und die Seinigen mit Sparta schließen und sich des dadurch erhaltenen Wohlstandes freuen läßt. In einem zweyten verlacht er die Einfalt seiner Mitbürger, oder

c) Z. B. die gegen Kleon und andere Magistrats-Personen gerichteten Babylonier. (Ol. 88, 2.) Man sehe die Scholien zum 376 und 501 V. der Acharner, vergl. den 1276 der Wespen.

verweist ihnen vielmehr die Thorheit, sich der Leitung der unwissendsten und unredlichsten Demagogen anzuvertrauen und Leben und Glück in die Hände solcher Unbesonnenen zu legen. In einem dritten entwickelt er die mannigfaltigen Ursachen, wodurch eine aufrichtige Versöhnung zwischen Athen und Sparta gehindert werde, und führt endlich den aus seinen Banden befreyten Frieden und in seinem Gefolge Vorsicht und Ueberfluß auf die Bühne. In einem vierten bilden die Weiber eine förmliche Verschwörung gegen ihre Männer und bereden sich, allen Umgang mit ihnen aufzuheben, wenn der Krieg nicht augenblicklich geendigt und die Ruhe zwischen den streitenden Parteyen hergestellt werde. Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß ich, unter die politischen Lustspiele des Aristophanes im engsten Sinne, die Acharner, die Ritter, den Frieden und Lysistrata rechne. Das erste, welches in das sechste Jahr des peloponnesischen Krieges (Ol. 88, 3.) fällt, wurde unstreitig durch die verheerenden Einfälle, die der spartanische König Archidam gegen Athen unternommen hatte, und sein Nachfolger, Agis der Erste, fortzusetzen drohte, veranlaßt, und drückt sicher die Empfindungen eines großen Theils der Athenienser, wie sie uns Thucydides *d*) schildert, sehr wahr und

d) II. 21.

treffend aus. Das zweyte, aufgeführt im siebenten Jahre (Ol. 88, 4.), steht mit der Eroberung von Sphakteria, dem Uebermuthe des unverschämten Kleon und der Unterdrückung der Optimaten in einer zu auffallenden Beziehung, als daß man einen Augenblick ungewiß seyn könnte, wem es gelte und warum es geschrieben sey. Das dritte, gegeben *) im dreyzehnten Jahre (Ol. 90, 1.), hängt mit den Bewegungen, die Griechenland, nach dem Waffenstillstande des Nicias, von neuem erschütterten und den Genuß einer kurzen Ruhe unterbrachen, zusammen, oder geht vielmehr von ihnen aus. Das vierte endlich, auf die Bühne gebracht im ein und zwanzigsten Jahre (Ol. 92, 1.), trifft gerade in den Zeitpunkt, wo Athen an seinen in Sicilien erhaltenen Wunden blutete und gleichwohl, anstatt friedliche Unterhandlungen einzuleiten und seine treulosen Bundesgenossen zu beruhigen, einen abermahligen Kampf wagte und sich anschickte, den mit den Persern vereinigten Spartanern die Spitze zu biethen.

*) Die Bestimmung ergiebt sich aus V. 990. Ich erinnere übrigens, daß ich mich, in Absicht der chronologischen Ordnung, an Brunck und dessen Vorgänger, den, an Genauigkeit den Petitus weit übertreffenden, Palmerius gehalten habe. Auch in der neuen Ausgabe des Théâtre des Grecs par Brumoy ist die von Brunck beliebte Zeitfolge beybehalten. Man sehe Tom. X. p. 282.

Eine zweyte Classe machen diejenigen von Aristophanes Lustspielen aus, in welchen er zwar nicht besondere politische Vorfälle, aber doch den Staat überhaupt und dessen Unvollkommenheiten und Mängel vor Augen hat. Zu ihr gehören, meines Bedünkens, die Wespen, die Vögel und die Ekklesiazusen. Die Wespen, die in das neunte Jahr des peloponnesischen Krieges (Ol. 89, 2.) fallen, züchtigen bekanntlich die Gewinnsucht der atheniensischen Sachwalter und Richter und verdanken vielleicht ihr Entstehen zunächst der durch Kleon bewirkten Erhöhung des richterlichen Soldes *f*) und folglich einem eigenthümlichen Umstande. Indeß eignen sie sich darum doch nicht für die erste Classe, da sie ein schon seit Jahren bestehendes und gleichsam einheimisches Uebel des Staates rügen. Eben dieses gilt von den Vögeln, die in das achtzehnte Jahr (Ol. 91, 2.) gesetzt und, höchst gezwungen, ja so gar gegen alle Chronologie, auf die Befestigung von Decelea gedeutet und mit ihr in Verbindung gebracht werden. So reich auch immer dieß Stück an Beziehungen und Anspielungen ist, so liegt ihm doch schwerlich irgend eine bestimmte politische Veranlassung zum Grunde. Vielmehr scheint der Hauptgedanke desselben, wie der

f) Man vergl. in Equit. V. 255. 256. und in Vesp. V. 593. u. f.

neueste Herausgeber *g*) bemerkt, kein anderer zu seyn, als der: Die Bürger, die Gerichtsverfassung, die Religion, die Sitten, — mit einem Worte, ganz Athen ist so verderbt, daß hier an eine Umformung und Verbesserung nicht zu denken ist. Nichts bleibt übrig, als die Stadt aufzugeben und anderwärts eine neue zu gründen. Die Ekklesiazusen, die fünf oder sechs Jahre nach dem Schlusse des peloponnesischen Krieges (Ol. 97, 1. 2.) geschrieben wurden, haben so wenig, als die beyden eben genannten Stücke, einen festen Punkt, von dem sie ausgehen und zu welchem sie hinstreben. Was vor Augen liegt, ist die allgemeine Absicht, die Mängel und Gebrechen des athenienfischen Staates, durch den Mund der Weiber, die sich seiner Verwaltung unterziehen wollen, aufzudecken und zu bespötteln. Will man neben dieser allgemeinen noch eine besondere annehmen, so kann es keine andere gewesen seyn, als die, auf die Republik Plato's ein lächerliches Licht zu werfen und die Grundsätze dieses Philosophen durchzuziehn *h*). Aber auch nach dieser Ansicht

g) Beck in Praef. ad Aves.

h) Für die einzige oder Haupt-Absicht erklären sie Le Beau in den Mémoires de l'académie des inscript. et de belles lettres, Tom. 30. und die Herausgeber des Théâtre des Grecs par Brumoy, Tom. 13. p. 288. Den Mittelweg geht Clodius in seinen bekannten Versuchen, S. 513. u. f.

würden die Ekklesiazusen nicht in der ersten, sondern allenfalls in der folgenden dritten Classe ihre Stelle finden.

Ich ordne nähmlich in diese dritte Classe diejenigen Dramen des Aristophanes, deren hervorstechende Seite, wenn man den Ausdruck erlauben will, die litterarische ist, also die Wolken (Ol. 89, 1.), die Thesmophoriazusen (Ol. 92, 1.), und die Frösche (Ol. 93, 3.), oder, mit andern Worten, die, in denen Aristophanes seine muthwilligen Spöttereyen über den Sokrates, über den Euripides, vorzüglich in Beziehung auf seinen Weiberhaß, und über eben denselben als Tragiker ausgießt. Daß auch in diesen Lustspielen politische Ideen in Menge verwebt sind, ja die Ausfälle, die sich der Komiker gegen die genannten Männer erlaubt, mit den politischen, wahren oder geglaubten Wirkungen ihrer Lehren und Schriften zusammenhängen *i*), leuchtet jedem aufmerksamen Leser von selbst ein. Indeß sind die Angriffe auf Staat und Verfassung doch nur gelegentlich angebracht, der eigentliche Gegenstand aber, auf welchen der Dichter seine Pfeile abdrückt, so viel ich einsehe, kein anderer, als die Sitten, Meinungen

i) So gründet sich unter andern der Tadel des Euripides mit auf die Beschuldigung, daß er die Weichlichkeit und Erschlaffung der Sitten befördere.

und Verdienste jenes trefflichen Weisen und des in seiner Schule erzogenen Dichters.

Zu keiner von allen diesen Classen gehört der Plutus (Ol. 92, 4. und 97, 4.), ein Lustspiel, in welchem die moralische Wahrheit, daß das Glück nach blinder Willkühr seine Güter vertheile und die ganze Welt, wenn es sich von Wahrheit und Gerechtigkeit leiten ließe, eine andere Gestalt gewinnen müßte, scenisch ausgeführt wird. Bekanntlich ist dieses Stück unter allen aristophanischen das von Persönlichkeiten reinste und kommt in so fern dem Begriffe, den man sich gewöhnlich von der mittlern Komödie der Griechen bildet, am nächsten *k*).

k) Wie gar verschieden die Ansicht der Gelehrten, in Betreff der Stücke des Aristophanes, und die Urtheile über den Zweck des Dichters ausfallen, beweisen ganz vorzüglich die Réflexions, die der vorhin schon angezogenen neuen Ausgabe des Théâtre des Grecs par Brumoy beygefügt sind. In den Rittern (Tom. XI. p. 145.) soll der Satz ausgeführt seyn: Die Freyheit, den ersten Eingebungen seines Willens zu folgen, ist die größte aller Sklavereyen. Den Vögeln wird (Tom. XII. 583.) der Zweck untergelegt, den proceßsüchtigen Charakter der Athenienser in seiner Blöße darzustellen und zu zeigen, wie nachtheilig und verderblich er für die innere und äußere Ruhe des Staats werde. Die Wolken, heißt es Tom. XI. p. 369, sind eigentlich eine Schule für die Väter und sollten billig die Väterschule überschrieben seyn. Die Philosophen spielen hier in der That nur die zweyte Rolle. Von den Fröschen wird Tom. XII. p. 149. behauptet, sie ständen durch

Wenn schon in der Wahl des Stoffes der Dichter sich beynah ausschließend von dem Individuellen und Gegenwärtigen bestimmen und leiten läßt, so ist dieß noch weit mehr der Fall in der Darstellung seiner Personen, der Zeichnung ihrer Sitten und dem Gebrauche, den er von der Geschichte des Tages macht. Es giebt unter allen Komikern keinen, dessen Gemählde ein so vollendeter Abdruck der Wirklichkeit wären, als es die Gemählde des Aristophanes sind. Der Demos, den er auf die Bühne bringt, gleicht den Atheniensern Zug für Zug. In ihrer ganzen Veränderlichkeit, Leichtsinnigkeit und Verkehrtheit stehen sie vor uns, ohne alle dichterische Uebertreibung und Verunstaltung. Ihre Beschlüsse, Aeußerungen und Handlungsweise sind genau aufgefaßt

und durch mit der Politik in Beziehung und wären gegen die zu Athen herrschende Staatsmaxime, Sklaven und Fremden das Bürgerrecht zu ertheilen und unfähigen Leuten die Verwaltung der Geschäfte anzuvertrauen, geschrieben worden. Der Plutus endlich wird Tom. XII. 425. für eine Satire auf die eingewurzelte dira cupido habendi der Athenienser erklärt. — Ich gebe gern zu, daß von dem Verfasser der Réflexions zur Bestätigung dieser Hypothese manche scharfsinnige Bemerkungen beygebracht und mehrere Stellen des Dichters glücklich genug angewandt worden sind: aber darum werden sie doch schwerlich Jemanden überzeugen, der die Stücke des Aristophanes nicht nach einzelnen Theilen und Versen, sondern nach dem Eindrucke, den sie als Ganze hervorbringen, beurtheilt.

und treu wiedergegeben, und kommen mit dem Bilde, das uns die Geschichte vorhält, ganz überein. Ueberall schauen wir die nackte Wahrheit, und das wirkliche Leben tritt rein und unverkünstelt hervor. Nicht anders verhält es sich mit einzelnen Bürgern und deren Schilderung. Kleon wird vom Aristophanes auf das kenntlichste gezeichnet, zuweilen nahmentlich erwähnt *l*) und erscheint bey ihm ganz so, wie beym Thucydides. Der eine, wie der andere, spricht von den beleidigenden Anmaßungen des Mannes und der Art, wie er sie geltend zu machen sucht, auf die nähmliche Weise und die Belege, die der Dichter beybringt, um ihn in einem lächerlichen und verächtlichen Lichte zu zeigen, sind nicht Erfindungen, sondern bekannte Thatsachen. Nicias, Demosthenes, Lamachus, Euripides, Sokrates, und wer kann wissen, ob nicht auch ein Strepsiades und andere, treten ebenfalls unter ihren wahren Nahmen und, im Ganzen genommen, gewiß auch in ihrer wahren Gestalt auf und müssen ihre Individualität dem Publicum Preis geben. Es sind nicht selbst geschaffene Wesen, oder aus der Einbildungskraft des Dichters

l) Zwar nicht in den Rittern, wo er ihn, unter der Maske und Benennung eines paphlagonischen Sklaven, und, weil kein anderer Schauspieler Muth genug hatte, ihn zu spielen, selbst darstellte, aber doch in den Acharnern und anderwärts.

hervorgegangene Charaktere; es sind Personen, die in der wirklichen Welt leben und aus ihr auf die Bühne gebracht werden. Eben so die Sitten, die er ihnen leihet, und die Züge und Eigenheiten, durch die er sie kenntlich macht. Nicht nur die aus spätern Zeiten herrührenden Scholien haben uns eine Menge Anekdoten aufbewahrt, aus denen deutlich hervorgeht, daß der Dichter auf geschichtliche Ereignisse anspielt; auch die gleichzeitigen Schriftsteller erwähnen mehreres, das so, wie sie es erzählen, sich im Aristophanes wieder findet, oder wovon er wenigstens Gebrauch macht. Weit gefehlt also, daß die Nachahmung der sittlichen Welt und die Fehler und Thorheiten der Menschen im Allgemeinen der Gegenstand des Dichters und seiner Dramen seyn sollten, ist vielmehr sein Bestreben immer auf die Ergreifung und Darstellung des Individuellen und Persönlichen gerichtet. Die Erscheinungen und Begebenheiten s e i n e r Zeit und die Charaktere und Sitten s e i n e r Zeitgenossen, und beyde, so wahr und der Natur so gemäß, als möglich, zu geben, offenbaret sich durchgehends als Zweck und erste Eigenheit seiner Stücke.

Eine zweyte und nicht minder auffallende ist die Freyheit, oder, wie man eigentlich sagen sollte, die Frechheit, mit der Aristophanes seinen Pinsel führt. Diesem Satyr, dessen höchster Triumph darin besteht, den großen Haufen zum Lachen zu zwingen, ist nichts

zu werth und zu heilig, daß sein Muthwille es nicht antasten und beschmutzen sollte. So sehr ihm auf der einen Seite das Lob eines treuen Mahlers gebührt, so wenig kann man auf der andern in Abrede seyn, daß er zu seinem Gemählde gerade die grellsten Farben wählt und in keiner Mischung sich mehr gefällt, als in dieser. Unstreitig stehen in den Schilderungen der Art seine weiblichen Charaktere oben an. Hier, wo das Zeitalter ihm keine würdigen Muster vorhielt und sein Genie, das sich ganz von dem wirklichen Leben nährte, ihn an der Veredlung der ihn umgebenden gemeinen Natur hinderte, hat er sich einer Zügellosigkeit ohne Gleichen überlassen und ist nicht bloß platt und leer, sondern zugleich ekelhaft und verächtlich geworden. Man darf sich nur an die ärgerlichen Auftritte in der Lysistrata und in den Ekklesiazusen erinnern, und man wird nicht länger zweifeln, daß Aristophanes das weibliche Geschlecht zu nichts anderm, als zum Ziele seines bösen Muthwillens und seines ungezogenen Witzes braucht. In den Gesinnungen, die er einer Lysistrata und Praxagora leiht, in den Beschlüssen, die er sie mit ihren Verbündeten fassen läßt, in den Bekenntnissen, die sie gegen einander ablegen, endlich in der Art, wie sie von ihren Männern behandelt werden, in allem verräth sich eine Ausgelassenheit und Schamlosigkeit, dergleichen schwerlich vor Aristophanes und gewiß

nicht, seit die Komödie, der er das Daseyn gab, erloschen ist, die Bühne befleckt und entweiht hat. So sehr man auch immer sich durch den Umgang mit den Alten, in Betreff des zweyten Geschlechts, an einen freyen Ton und an den Anblick gewisser Nacktheiten gewöhnt haben mag, so wird es doch kaum begreiflich, wie ein Dichter sich solche Darstellungen und Scenen erlauben und das Volk von Athen solche Verletzungen aller Zucht und Ehrbarkeit dulden konnte. Die Natur, die hier erscheint, ist in jeder Rücksicht die roheste, die gedacht, und der Witz, der hier sein Glück zu machen versucht, der plumpeste, der gefunden werden kann. Nur die kecke Uebertretung aller Gesetze der Sittlichkeit und des Anstandes kann dem Schöpfer dieser Scherze oder Späße die Aufmerksamkeit des ungebildeten Haufens errungen haben, so wie sie wirklich das Einzige ist, was ihnen heute noch in unsern Augen Merkwürdigkeit giebt.

Doch die weibliche Welt ist nicht bloß die Sphäre, innerhalb welcher Aristophanes mit demokratischer Zügellosigkeit herrscht; seine Geißel trifft Alle, — die Lebendigen und die Todten, die Schuldigen und die Unschuldigen. Euripides wird so gut gezüchtiget, wie Kratinus, und der Sohn des Sophroniskus leidet nicht weniger, als Kleon: denn es ist nun einmahl die Sitte des Dichters, nicht bloß das wahrhaft Schändliche und Verkehrte aufzusuchen und zu

bestrafen; auch die Lächerlichkeiten und Schwächen der Menschen hebt er heraus und leiht ihnen durch die schlaue Kunst der Uebertreibung bald den Anstrich der Thorheit und bald das Ansehen des Lasters. Belege hierzu giebt es allenthalben. Sie finden sich in der Art, wie er den tapfern und allgemein geschätzten Lamachus zum militärischen Großsprecher umschafft, in den Angriffen, die er sich gegen die tragischen Dichter und gegen seine Nebenbuhler auf der komischen Laufbahn erlaubt, ja so gar in der Behandlung, die der athenienſische Demos von ihm erfährt. Aristophanes spottet nie ohne Ursache und Grund, aber schonungslos und zerreißend, wie er ist, verwandelt er seinen Spott nicht selten in Beleidigungen und Anklagen. Am auffallendsten bestätigt sich diese Behauptung in den Wolken. Es ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß die Ausfälle, die sich der Komiker gegen den Sokrates erlaubt, weit begreiflicher und verständlicher für uns seyn würden, wenn wir den berühmten Weisen Griechenlands genauer und, was hier von Wichtigkeit ist, nicht bloß aus den Berichten seiner Schüler und Freunde kennten. Wir würden uns dann unfehlbar überzeugen, daß er, bey allen seinen großen Tugenden und herrlichen Eigenschaften, doch die Fehler und Gebrechen der Menschheit im reichen Maße an sich trug, daß er, wie so gar mehrere unverdächtige Winke vermuthen lassen, in noch

mancher Rücksicht zu der Classe der Sonderlinge gehörte, seine Lehrart von dem Vorwurfe der Weitschweifigkeit und Pedanterey nicht frey war, und das Ansehen und die Achtung, deren er genoß, sich doch mehr auf den engen Kreis seiner Verehrer beschränkte, als auf die buntgemischten Classen seiner Mitbürger erstreckte. Allein darum würde Sokrates bey einer genauern Bekanntschaft gleichwohl nicht so viel verlieren, daß Aristophanes gerechtfertigt vor uns stände. Nur die Veranlassung, die der Dichter hatte, einen Mann von solchen Sitten und solcher Denkungsart zum Gegenstande seiner Satire zu machen, würde deutlicher hervorgehen. Die Ungebundenheit, mit der er sich der Eingebung seiner spöttischen Laune überläßt, und der wilde Muthwille, mit dem er einen edeln Charakter anfeindet und schändet, würde immer als eine verwerfliche Eigenheit seiner Komödie erscheinen und an ein Zeitalter und an eine Staatsverfassung von eigenthümlicher Richtung und ausgezeichnetem Charakter erinnern.

Von der übermüthigen Lästerung und Verhöhnung der Menschen ist nur ein Schritt zur Verspottung der Götter, und auch diesen zu thun hat Aristophanes kein Bedenken getragen. Er, der ganz eigentlich darauf ausgeht, den Sokrates, wegen seiner bessern Einsichten in das Wesen und die Eigenschaften der Gottheit, verdächtig zu machen, nimmt nicht

den mindesten Anstand, die Götter des athenienſiſchen Volkes, deren Verehrung die Zeit geheiligt und der Aberglaube geſichert hatte, auf die Bühne zu bringen, und auf alle Weiſe zu necken und bloß zu ſtellen. Bald wird Jupiter der Tyranney gegen die Menſchen beſchuldigt und, im Vergleich mit dem Plutus, als ein Ohnmächtiger geſchildert, und bald die Verabredung getroffen, ihn, nebſt ſeinen Mitregenten, im hohen Olymp auszuhungern; hier erſcheint, von dem Erderſchütterer Neptun begleitet, Herkules in der Löwenhaut als Geſandter an die Republik des Epops und verkauft die Vorrechte der Unſterblichen um einen Braten, und dort tritt Bacchus in den Rollen eines Eiſenfreſſers auf und wird vom Aeakus in der Unterwelt durchgeprügelt. Wo Ariſtophanes ſein Spiel treibt, ſey es im Himmel oder auf der Erde, da greift er ſogleich um ſich und gebiethet unumſchränkt. Würden, Anſehen, Herkommen und Vorurtheile gelten nicht mehr, und das Heilige hat vor den Unheiligen nichts voraus. Er herrſcht von der Bühne herab, wie ein Gott, und tyranniſirt Staat und Religion.

Aber nicht nur von der Bühne herab herrſcht er nach Gutdünken; ſeine Anmaßungen erſtrecken ſich auch über die Bühne, und die Eingriffe, die er ſich in die Rechte der Kunſt erlaubt, ſind nicht weniger auffallend und beleidigend, als die Gewaltthätigkeiten, die er über Götter und Menſchen ausübt.

Schon die Unsicherheit, die bey der Erforschung und Beurtheilung des Zwecks der aristophanischen Komödie obwaltet und früher von mir berührt worden ist, hat vielleicht in mehrern Lesern den Gedanken erregt, daß der Dichter auf die Anordnung und den innern Zusammenhang seiner Stücke keinen sonderlichen Fleiß verwandt haben müsse, und so findet es sich auch in der That. Die Gesetze, welche Sophokles und Euripides für die Tragödie entwarfen, Menander auf das Lustspiel übertrug, und die neuern Kunstrichter als wesentlich für das Drama betrachten, sind schlechterdings auf Aristophanes Versuche nicht anwendbar. Diese sind, von Seiten ihrer Zusammensetzung, formlose Gestalten, deren Theile schlecht, oft so wenig in einander greifen, daß sie ganz verschiedenen Körpern anzugehören scheinen. In einigen paßt das Vordere nicht zum Mittlern und das Mittlere nicht zum Hintern; in andere, wo die Verbindung weniger locker ist, fügen sich doch die Scenen mehr an einander, als in einander; aus keinem geht ein durchdachter Plan, oder eine wohl geordnete Handlung hervor. Die Acharner sind unstreitig eins von den aristophanischen Schauspielen, in welchem die Begebenheit, vergleichungsweise, einen recht regelmäßigen Gang nimmt, und wie wenig ist gleichwohl die Fabel, als solche, werth! Der Athenienser Dikäopolis, des schon sechs Jahre mit den Spartanern dauernden Krieges

herzlich müde, besucht die eben zusammengerufene Volksversammlung, in der Absicht, wenigstens einen Waffenstillstand mit den Feinden zu befördern, als gerade mehrere, dem Vorgeben nach, von dem Staate an fremde Mächte abgeordnete Bürger zurückkehren und durch erlogene Versprechungen alle friedlichen Gesinnungen in der Menge vernichten. Dikäopolis, der den Betrug leicht durchschaut, sendet hierauf auf der Stelle seinen Freund Amphitheos nach Sparta, schließt durch ihn für sich und seine Familie einen dreyßigjährigen Frieden und ordnet, um sich dessen zu freuen, ein Fest an. Ueber der Feyer dieses Festes beschleichen ihn die Acharner, die geschwornen Feinde Sparta's, werfen ihm seine Treulosigkeit vor und drohen, ihn als einen Verräther des Vaterlandes umzubringen. Erst nach einer langen Unterhandlung, bekommt er die Erlaubniß, sich vertheidigen zu dürfen, und begiebt sich zuvörderst vor das Haus des Euripides, um sich von ihm ein für seine traurige Lage passendes Costum, das des mysischen Telephus, zu erbitten. Er erhält, was er sucht, und beginnt, in seinem neuen Gewande, und mit dem Kopf auf dem Blocke, seine Rechtfertigung, die aber nichts anders ist, als eine Anklage des eben so leichtsinnigen als leichtgläubigen atheniensischen Volkes. Erbittert über die Art, wie die Spartaner in Schutz genommen werden, wendet der eine Theil der Acharner sich an

den in der Nähe wohnenden Kriegshelden Lamachus, und ruft ihn auf, den Unverschämten zu züchtigen, während der andre sich des Sprechers annimmt und die Richtigkeit seiner Behauptungen einräumt. Nach einem kurzen Wortwechsel, in welchem Lamachus vielfach verspottet wird, geht Dikäopolis ungekränkt ab und eröffnet, kraft des ihm sichernden Friedens, einen Markt, zu welchem er alle Peloponnesier, Megarenser und Böotier unter der Bedingung einladet, daß sie alles ihm, und dem Lamachus nichts verkaufen. Nicht lange, so finden sich Handelsleute ein, Megarenser mit zwey Mädchen, die er für Ferkel ausgiebt, und ein Böotier mit Eßwaare, und Dikäopolis versorgt Bett und Küche und fängt unverzüglich an, zu sieden und zu braten, um die Choen, oder das Becherfest, dessen Eintritt ein Herold ansagt, recht fröhlich und feyerlich zu begehn. Lamachus schickt und läßt ihn um einen Aal und Drosseln zum Feste ersuchen, und sieht sich abgewiesen; ein Landmann, dem die Böotier seine Ochsen geraubt haben, fleht, ihm doch ein Tröpfchen Frieden zukommen zu lassen, und wird ausgelacht, ein Bräutigam will ihm eine Flasche Frieden für ein Stück Fleisch abhandeln, um, sicher vor den Werbern, bey seiner Braut schlafen zu können, und erhält eine verneinende Antwort; die Braut allein, die ihre Hochzeitdienerinnen in eben der Absicht sendet, wird, weil sie ein Weib ist und keine Schuld

am Kriege hat, ihrer Bitte gewährt. Auf einmahl erscheinen zwey Bothen, von denen der eine, weil die Böotier einen Einfall gethan haben, den Lamachus auffodert, augenblicklich gegen sie auszurücken, und der andere den Dikäopolis, im Nahmen der Bacchus-Priester, zum Feste einladet, und beyde ziehen, jener unter Verwünschungen sich zum Kampf, dieser voll Freude sich zum Schmaus anschickend, ihre Straße. Die Schlacht wird geliefert, der Schmaus geendigt, und beyde Helden kehren zurück, aber in ganz verschiedener Stimmung, — Lamachus verwundet, jammernd und im voraus den Spott seines Gegners fürchtend, Dikäopolis mit zwey Hetären am Arm, laut jubelnd und den blutenden Krieger verhöhnend. — Man sieht, wie leicht zusammengeworfen das Ganze ist, und wie des Dichters Absicht mehr darauf ging, eine Reihe von Situationen, die seinem leichtfertigen Witze einen hinlänglich großen Spielraum geben, an einander zu hängen, als eine dramatische Fabel zu schaffen; und doch hat er, wenn wir die Acharner mit den Vögeln, Fröschen und andern seiner Stücke vergleichen, in jenen nicht nur eine bessere Anordnung beobachtet, sondern auch seine Einbildungskraft überhaupt strenger gezügelt.

Denn, um den Charakter seiner Dramen ganz zu vollenden, so sehr er, von Seiten der Erfindung und Anlage der Handlung, sich über alles Kunstgerechte

und Herkömmliche hinwegsetzt, und itzt in der widersinnigen Verbindung durch Ort und Zeit getrennter Begebenheiten, itzt durch Einmischung unerwarteter dem Ganzen durchaus fremder Scenen, itzt durch Störungen ähnlicher Art beleidigt, eben so sehr spottet er in der Ausführung aller Natur und Wahrheit. Bald schwingt sich einer seiner Helden auf einem Käfer zu Jupiters Thron empor; bald gründen Vögel eine Stadt in den Wolken und fassen den Entschluß, die Olympier auszuhungern; bald müssen Begriffe sich in Personen verwandeln lassen und auf der Bühne erscheinen. Und wer kennt sie nicht, diese seltsamen phantastischen Chöre des Aristophanes, diese redenden und singenden Vögel, Wespen, Wolken und Frösche? Man denke sich einen Aufzug von Fröschen, welche die Bühne erfüllen und einen Gesang anheben, wie folget:

Brekekekex, Koax, Koax,
Wir Sumpfbewohnendes Geschlecht,
Auf, lassen wir einstimmig einen Hymnus
Erschallen, ein helltönend Lied,
Koax, Koax,
Wie wir den Sohn des Zevs, den Dionysus
Von Nysa, in den Limnen jubelnd grüssen,
Wenn, dick und wohl berauscht,
Am heiligen Feste der Lenäen
Ein Haufe Volks vorbey an meinem Haine zieht.

Brekekekex, Koax, Koax.

— — — — — —

Mich lieben die der Lyra kundigen Musen,
Und der hornfüßige Pan,
Der sich der Rohrflöte freut.
Es ergetzt sich an uns der Cätharöde Apollo,
Ob des Schilfes, das wir zum Dienste der Lyra
Unter dem Wasser in Sümpfen nähren.
Brekekekex, Koax, Koax.

Man denke sich, sage ich, diese und ähnliche Aufzüge und zweifle, daß hier die poetische Freyheit, alles zu wagen, bis aufs höchste getrieben werde.

Noch mehr. Es ist längst bekannt, daß die Chöre der griechischen Schauspieldichter nicht immer in einem genauen Bezuge mit der Handlung ihrer Stücke standen, sondern sich oft in Abschweifungen, die nicht zur Sache gehörten, wie unter andern in die Darstellung eines Mythus, oder in die Ausführung einer philosophischen Idee verloren. Schwerlich hat jedoch ein Dichter, soll ich sagen, diese Freyheit öfter gebraucht oder stärker gemißbraucht, als Aristophanes. Ohne alle Rücksicht auf die eigentliche Bestimmung des Chors, bedient er sich des Chorführers, in den meisten Dramen, als einer Person, durch deren Mund er sich mit den Zuschauern über seine Verhältnisse zu ihnen, und über seine Angelegenheiten und Wünsche verständigt. Er tadelt das Publicum, daß es ihm

und seinen Verdiensten um den Staat nicht die gehörige Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und bemüht sich die letztern aus einander zu setzen; er eifert gegen die Wandelbarkeit der urtheilenden Menge; die heute diesen und morgen jenen Dichter begünstige, ohne von ihren Aussprüchen Rechenschaft geben zu können; er zieht förmlich gegen seine Mitwerber um den poetischen Lorber zu Felde und bestürmt sie mit allen Waffen des Witzes; er parodirt einzelne Stellen aus tragischen und andern Dichtern und raubt ihnen durch seine Behandlung alle Würde und Kraft; er wird endlich sein eigener Sachwalter und vertheidigt sich gegen gemachte Beschuldigungen. Zu allen solchen Herzenserleichterungen wählt er, wie gesagt, den Chorführer. Nie hängen diese Einschaltungen auf irgend eine Weise mit dem Stücke und dessen Inhalte zusammen. Sie stehen schlechterdings einzeln und sind bloß darum vorhanden, weil der Dichter ihrer für seine Person bedarf oder zu bedürfen glaubt.

Ich habe mich bisher bestrebt, die Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die aristophanische Komödie auszeichnet, aufzusuchen und zusammenzustellen. Die genauere Kenntniß derselben führt nothwendig auf die Fragen, was dieses Schauspiel eigentlich war, zu wessen Belustigung oder Belehrung es geschrieben ward, wie Vorstellungen, die in mehrerer Rücksicht so gemein und beleidigend erscheinen, sich auf der

geschmackvollsten aller Bühnen erhalten konnten, und endlich, wie viel der Dichter, als Dichter, werth sey. Es ist hauptsächlich die Erörterung dieser Fragen, die mich von nun an beschäftigen wird.

Ueber die Natur der aristophanischen Dramen kann, denke ich, nach dem Bilde, das ich von ihnen entworfen habe, kein Zweifel obwalten. Sie sind eigentlich Charakter-Stücke und machen auf keinen andern Ruhm Anspruch, als auf eine kenntliche Darstellung, bald des gesammten athenienſischen Volkes, bald einzelner Personen, bald merkwürdiger Vorfälle aus der Geschichte des Tages, bald hervortretender Laster und Thorheiten. Diese Bestimmung enthält das Eigenthümliche dieser Dichtungen und zugleich die Entschuldigung des Dichters, wenn seine Versuche in so manchen Rücksichten den Foderungen, die man sich an Dramen zu thun für berechtigt hält, nicht entsprechen. Indem er sich begnügte, ein treuer, oft allzutreuer Mahler dessen zu seyn, was er sah, hat er sichs selbst unmöglich gemacht, jene Vorzüge zu erreichen, die aus der glücklichen Anordnung und Ausbildung einer scenischen Handlung entspringen. Es ist nähmlich gewiß, daß die Begebenheiten, wie sie vor unsern Augen vorgehn, sich selten oder nie zu einer dramatischen Vorstellung eignen. Gewöhnlich sind sie für den Dichter nichts, als eine entfernte Veranlassung, — eine Auffoderung an seine Erfin-

dungskraft. Das Brauchbare, das sie für ihn enthalten, schränkt sich oft auf eine Kleinigkeit, auf einen einzelnen Zug, oder einen zufälligen Umstand ein. Bringt er sie daher unverändert auf das Theater, so wird ihnen schlechterdings jenes Leben und jener Reiz abgehen, den allein die geschickte Ausführung einer wohlgeordneten Handluug gewährt. Dieses muß natürlich noch weit mehr der Fall seyn, wenn es dem Dichter nicht einmahl nm eine Darlegung einer Begebenheit, sondern einzig um das Auffassen und Wiedergeben wirklicher Charaktere, oder um eine glückliche Anspielung auf bekannte Zeitereignisse zu thun ist. Seine Einbildungskraft würde sich vergebens anstrengen, um eine Begebenheit zu erfinden, auf deren Grund er, wie auf einer Leinewand, so viele Figuren, und ohne an ihrer Individualität etwas zu verändern, auftragen und zu einem Ganzen verbinden könnte, oder sich gezwungen sehn, der Erfindung der Fabel die Wahrheit der Zeichnung und die Verständlichkeit der Beziehungen aufzuopfern. Wie viel dem griechischen Komiker an der Erreichung und Bewahrung beyder gelegen war, davon zeugen seine Schauspiele auf die einleuchtendste Weise. Ihm ist unter allen dramatischen Zwecken nur ein einziger wichtig, der Zweck, seine Personen so sprechend als möglich abzuschildern und diese beweglichen Gestalten seinen Zuschauern bald in einem lächerlichen, bald in

einem verächtlichen Lichte zu zeigen. Aber um dieß zu erlangen, gab es für ihn keinen andern Weg, als denjenigen, den er wirklich betreten hat. Unbekümmert um den innern Zusammenhang des Darzustellenden, überläßt er sich den launigen Eingebungen seines Genius und sorgt nur, Situationen herbeyzuführen, welche diesem Gelegenheit verschaffen, sich zu äußern und seinen ganzen Muthwillen in der Entfaltung der Sitten und Denkungsart der handelnden Personen an den Tag zu legen. So bildet sich, gleichsam spielend und zufällig, eine Reihe von bunten Scenen, denen es freylich an einem gemeinsamen Vereinigungspunkte fehlt, die aber für den Mangel an Uebereinstimmung unter und mit einander durch den überschwänklichen Erguß eines nie versiegenden Witzes schadlos halten.

Und was bedurfte es denn auch weiter, um zu leisten, was Aristophanes leisten wollte, oder durch welche größere Anstrengung hätte er eine Wirkung erreichen können, die derjenigen, die man von der alten Komödie erwartete, und seiner eigenen Absicht besser entsprochen hätte? So unbekannt uns auch immer die frühere Geschichte des griechischen Lustspiels ist, so geht wenigstens so viel aus allen Nachrichten hervor, daß es eine Tochter der bacchischen Fröhlichkeit, sein Inhalt Spott und lustige Schwänke und die, welche hauptsächlich daran Theil nahmen,

ungezogene Landleute waren. Alle diese Bestimmungen gelten offenbar auch dann noch von der Komödie, als sie bereits von dem Lande in die Stadt gewandert war, und unter den Händen ihrer ersten Verbesserer, eines Eupolis und Kratinus, ihre durchaus rohe Gestalt ausgezogen und so sich einiger Maßen in die Fessel der Kunst gefügt hatte. Auch da blieb sie noch ein Eigenthum der Bacchusfeste und erschien nicht öfter, als drey- oder viermahl in einem Jahre, auf der Bühne; auch da behauptete sie noch den Charakter, der ihr ursprünglich aufgedrückt worden war, den satirischen; auch da fröhnte sie hauptsächlich noch dem Vergnügen der Menge und buhlte um deren Beyfall. Auf solchem Boden entsprossen und unter solchen Umgebungen ihre Pflege und Erziehung erhaltend, — warum hätte sie plötzlich eine andere Richtung nehmen, oder von einer andern größere Vortheile hoffen sollen? Eine Umbildung und Verwandlung foderte damahls weder ein Gesetz, noch der Geschmack der Volks-Classe, zu deren Belustigung sie gegeben ward, ja die letztere würde es sicher für einen Eingriff in ihre Rechte und für eine Versündigung an ihrer Freude gehalten haben, wenn es Aristophanes oder ein anderer Komiker gewagt hätte, das ihr gehörende und für sie berechnete Lustspiel umzugestalten. So viel vermochte späterhin erst die Schreckenszeit und die Gewalt, die den atheniensi-

schen Staat selbst umkehrte und alle Freyheit beschränkte.

Doch nicht genug, daß die Neigung der Menge ein so ausgelassenes Lustspiel, wie das aristophanische war, begünstigte und aufrecht erhielt; es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch die Optimaten und die bessern Bürger es, wenn nicht beförderten und unterstützten, doch nicht hinderten und beschränkten. Ich bin weit davon entfernt, den Komiker beschuldigen zu wollen, daß er im Solde der aristokratischen Partey gestanden, oder doch von Zeit zu Zeit den Einfluß ihres Goldes erfahren habe; allein so viel ist gleichwohl gewiß, daß er, auch bestochen, sie nicht besser bedienen konnte, als er sie wirklich bedient hat. Man lese seine politischen Schauspiele und entscheide! Die Pfeile, die er gegen edle und gutgesinnte Bürger, gegen einen Nicias und Demosthenes, abdrückt, verwunden nicht, sondern ritzen nur; die er auf den Demos selbst und auf einen Kleon und seines Gleichen richtet, dringen tief ein und schmerzen. Jene können sichs, den letztern gegen über, schon gefallen lassen, ihre schwache Seite beleuchtet zu sehen; — sie verlieren wenig oder nichts, — diese können ohne Schamröthe nicht füglich bekennen, daß sie zu dem Bilde gesessen haben. Mich dünkt, diese den Aristokratismus zu gut kommende Wirkung der aristophanischen Schauspiele verdient wenigstens eben so sehr

beachtet zu werden, als die auf die Unterhaltung des großen Haufens berechnete. In einem Freystaate, der so geartet oder vielmehr so entartet war, wie der atheniensische in den Tagen des peloponnesischen Krieges, mußte ein Dichter, wie Aristophanes, dem besser denkenden Theile schon um seiner Kühnheit willen willkommen seyn. Was die Angesehendsten und weiter um sich Schauenden im Volke nur dachten, oder wenigstens nicht in den öffentlichen Versammlungen zu sagen wagten, das sagte er frey und unverholen in ihrem Nahmen. So wurde die Bühne zuweilen ihr Vertheidigungsort und das Drama ihre Schutzrede. Unwürdige Demagogen fanden hier ihre gerechte Bestrafung und das Volk eine Gelegenheit mehr, sich, wie es wollte, über seinen wahren Vortheil aufzuklären.

Verlangt man nichts mehr, als eine allgemeine Auflösung der Frage, wie das Schauspiel des Aristophanes der niedern Volksclasse gefallen und der höhern nicht mißfallen konnte, so genügen vielleicht die aufgestellten Betrachtungen; nicht so, wenn man in das Einzelne eingeht. Dann wundert man sich mit Recht, wie der große Haufe ohne Murren sich selbst und seine geliebten Demagogen, der bessere Theil ohne Widerwillen die edelsten Dichter und würdigsten Männer, beyde gleichgültig Götter und Religion und, was mehr, oder doch eben so viel ist, dem gesunden

Menschenverstand und die guten Sitten Preis geben konnten. Hier ist, was, wie ich hoffe, einigen Aufschluß hierüber gewähren wird *m*).

Am wenigsten unter allen kann, denke ich, die Ruhe befremden, mit welcher das Volk zu Athen den Spott über sich selbst aufnahm. Die Satire verliert den größten Theil ihrer Wirkung, sobald sie nicht gegen eine bestimmte Person, sondern gegen eine ganze Classe oder Gemeinheit gerichtet ist. Jeder Einzelne hegt eine viel zu gute Meinung von sich, um zu glauben, daß das Gesagte ihm insbesondre gelte, oder tröstet sich doch mit dem Gedanken, daß andre keine geringere Befugniß haben, es auf sich zu deuten, als er. Dieser schwache, blödsinnige Greis, Demos genannt, das wohlgetroffene Bild des athenienſischen Volkes, war sicher für jeden Einzelnen nichts, als ein Zerrbild, in dem er seine wahren Züge entweder gar nicht, oder vergröbert und ganz entstellt wieder fand. Dieser Wandelbarkeit in Beschlüssen, dieser Untauglichkeit zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen, dieses stolzen Uebermuthes auf der einen und dieser

m) Wenn man zwischen den nachfolgenden Ideen und verschiedenen im attischen Museum geäußerten Gedanken Aehnlichkeit finden sollte, so bitte ich deshalb nicht sogleich auf ein Plagiat zu schließen. Was ich hier sage, habe ich bereits, der Hauptsache nach, im Jahre 1788 in der Bibl. d. sch. Wiss. Band 37. S. 1. u. f. drucken lassen.

Wegwerfung auf der andern Seite, dieses Wohlgefallens an kindischen Schmeicheleyen und dieser Unsicherheit im öffentlichen Benehmen, — aller solcher und ähnlicher Schwächen glaubte jeder athenienſische Bürger sich so wenig schuldig, oder, wenn sein Gewissen widersprach, sie doch mit seinen übrigen Mitbürgern so ohne Ausnahme zu theilen, daß es ihm nicht einfallen konnte, den Beleidigten zu spielen oder den Satiriker in Anspruch zu nehmen. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit den Angriffen, die sich Aristophanes auf die athenienſischen Demagogen erlaubte. Diese Herren, so übel sie die nahmentlichen Ausfälle und handgreiflichen Anspielungen des Dichters, wie wir unter andern von Kleon wissen, empfinden mochten, galten doch gleichwohl so viel nicht bey dem Volke, daß es für sie mehr hätte thun sollen, als es für sich that *n*). Die meisten derselben waren in der That ganz das, wofür sie der Dichter ausgiebt, — unwürdige Günstlinge des Glücks, durch kriechende Herablassung gegen die Menge, Verkleinerung der Bessern im Staate, und ungestüme Beredtsamkeit in den Versammlungen zu dem Ansehn, dessen sie

n) Man lese die Stellen in den Acharnern von V. 376 — 382, aus denen deutlich hervorgeht, daß Kleon den Dichter, der ihn in den Babyloniern angegriffen hatte, vor Gericht zog, aber ohne etwas gegen ihn auszurichten.

genossen, emporgestiegen, und gewisser Maßen ein beständiger Vorwurf für ihre Mitbürger, die sich von ihnen beherrschen und leiten ließen. Solche Leute im Nahmen des Staats gegen den Dichter in Schutz nehmen, hieß nichts anders, als seine eigenen Thorheiten rechtfertigen wollen; dagegen war sie dem verdienten Spotte Preis geben ein Triumph, wie ihn die demokratische Freyheit foderte, und eine Demüthigung, die der geringere Bürger dem Aristokraten gern gönnte und als eine billige Rache für erlittenes Unrecht und vielfach gekränkten Stolz ansah.

Aber den athenienſischen Demagogen, diese ausgelassenen, meistens unwissenden, oft schmutzigen Menschen, an denen Aristophanes, wenn er sie züchtigte, nur strenge Gerechtigkeit ausübte, stehen andere und geehrte Männer gegen über, ein Euripides und ein Sokrates. Wie konnte man es ohne Widerwillen ansehen und ihm ohne Mißbilligung es hingehen lassen, daß er den wohl erworbenen Ehrenkranz des todten Dichters entblätterte und den Nahmen des durch seine Tugend über alle Lästerung erhabenen Weisen schändete? wie den Thesmophoriazusen und Fröschen, in welchen dem Tragiker so übel mitgespielt ward, selbst den Preis zuerkennen? Es wird erlaubt seyn, zu den mannigfaltigen Muthmaßungen, die man in den neuern Zeiten für die Erklärung dieser Erscheinung gewagt hat, einen kleinen Beytrag zu liefern.

So weit wir die Charaktere der Personen, die der Komiker auf die Bühne bringt, nach der Geschichte beurtheilen und die Schilderungen des Dichters mit den historischen Aussagen vergleichen können, so weit sprechen die letztern wenigstens im Allgemeinen für die Richtigkeit der erstern. Aristophanes ist ein arger durchtriebener Spötter, aber ein muthwilliger Verläumder, ein schändlicher Lügner ist er nicht. Allen seinen Gemählden, so grell auch immer die Farben gewählt sind, liegt Wahrheit zum Grunde, und seine Aeußerungen enthalten gewiß in den meisten Fällen nichts anders, als die Ueberzeugung des ganzen oder doch eines schätzbaren Theils des Publikums. Irre ich nicht, so findet diese Behauptung beym Euripides ihre Anwendung. Die Unvollkommenheit seiner Entwürfe, die Nothbehelfe, deren er sich bedient, um seine Handlungen bald einzuleiten, bald zu endigen, die Weichlichkeit seiner Moral, der rhetorische Geist, der seine Reden durchdringt und so deutlich den Verfall der dramatischen Kunst ankündigt, alle diese und andre Mängel, die auch wir zu entdecken vermögen, wurden sicher von den Atheniensern in noch weit höherm Maße empfunden und veranlaßten, gerade, wie es unter uns noch geht, die Bildung zweyer Parteyen, einer gemäßigten, die über den Flecken des Dichters seiner Schönheiten nicht vergaß und einer strengern, die ihn ohne Einschränkung

verdammte. Der Wortführer dieser letztern ist offenbar Aristophanes. In ihrem Nahmen und unter ihrer Aegide beginnt er seinen Kampf wider Euripides, und da er in der That nichts rügt, als was eine Rüge verdient, und, vermittelst seines unerschöpflichen Witzes, das Lächerliche so leicht entdeckt und so glücklich heraushebt, so darf man sich nicht wundern, daß seine Spöttereyen über einen der beliebtesten griechischen Tragiker dem gern lachenden Publicum eben so willkommen waren, als mehrere französische Versuche der Art und noch in unsern Tagen die Parodien, womit zwey nahmhafte deutsche Dichter sich wechselsweise befehdet haben, den Lachern auf und außer dem Theater gewesen sind. Und wie? wenn er, dessen Schauspiele immer von eigenthümlichen Veranlassungen ausgehen, auch eine besondere Auffoderung den Euripides anzugreifen gehabt und durch die Benutzung derselben seiner Satire den Eingang erleichtert hätte? Bey den Fröschen wenigstens scheint es bedeutend, daß ihre Aufführung mit dem Sterbejahre des Euripides o) zusammenfällt. Wer sich erinnert, auf was für eine ausschweifende Weise die Athenienser ihre Betrübniß über den Tod des Dichters zu Tage legten p),

o) Ol. 93, 3.

p) Es ist bekannt, daß sie sich in Trauer warfen, seine Gebeine vom Archelaus, dem Könige Macedoniens, in dessen Lande er gestorben war, im Namen der Gemein-

wird es vielleicht nicht unwahrscheinlich finden, daß Aristophanes darauf ausging, die enthusiastischen Bewunderer der euripideischen Dramen ein wenig abzukühlen, und seine Partey nicht ermangelte, dieß Vorhaben, so viel sie vermochte, zu unterstützen.

Bey weitem auffallender ist die Kühnheit oder vielmehr die Unverschämtheit, mit welcher der Komiker in den Wolken gegen den Sokrates auftritt und ihn zum betrüglichen Sophisten und schädlichen Bürger umschaft: denn ob wir gleich aus des Dichters eigenem Berichte *q*) wissen, daß er sich in der Hoffnung, durch die Wolken sein Glück zu machen, getäuscht sah, und die Athenienser dießmahl den Preiß seinen Mitkämpfern, Kratinus und Amipsias, zuerkannten, so ist es doch nur zu gewiß *r*), daß das Urtheil nicht darum ungünstig ausfiel, weil man ihn für das an einem Unschuldigen begangene Unrecht strafen wollte, sondern, weil man die Scherze seiner Nebenbuhler unterhaltender und belustigender fand, als die seinigen.

heit, zurückfoderten und, als dieser sie nicht verabfolgen ließ, dem Dichter ein Cenotaphium errichteten. Barnes in Vit. Eurip. §. 32.

q) Man lese das Bekenntniß, das der Chor in den Wolken V. 518 — 527 ablegt.

r) Theils aus der eben angezogenen Stelle, theils, weil der Dichter sich Hoffnung machen durfte, durch eine zweyte umgearbeitete Vorstellung der Wolken, den Preis, den man der ersten versagt hatte, zu erhalten.

In der That, was man auch von dem Umfange demokratischer Freyheit, und von der Unschädlichkeit der vom Theater ausgehenden Meinungen und Spöttereyen und dem geringen Einflusse beyder auf das Publicum sagen mag, — immer würde es unbegreiflich bleiben, wie Aristophanes nicht nur, ohne Furcht sich der allgemeinen Verachtung Preis zu geben, diese Anfälle auf einen seiner edelsten Mitbürger wagen, sondern so gar sich eine zweyte und glücklichere Vorstellung der Wolken versprechen durfte, wenn die Athenienser den Sokrates so geehrt und ihn in diesem reinen Lichte erblickt hätten, wie seine vertrauten Freunde und Schüler. Aber gerade dieß ist es, was ich bezweifle. Ein Schwärmer, und wäre er auch ein Schwärmer von der edelsten Art, erlaubt sich immer Abweichungen von dem Gewöhnlichen und verliert dadurch in den Augen der kältern und gemeinen Sterblichen. Leider kennen wir den Sokrates nur aus den verschönernden Gemählden eines Plato und Xenophon, indeß geht aus diesen so manches hervor, was Befremden erregt und auf einen seltsamen Mann hindeutet. Die Leitung eines unsichtbaren Genius, deren der Weise sich zu erfreuen glaubte, seine Zurückgezogenheit und Versenkung in sich selbst, die so gar im Lager tagelang dauerte und allen seinen Zeltgenossen auffiel *s*), seine Unterhaltungen, deren Gegenstand,

s) Plato im Sympos. Tom. X. p. 267. Ed. Bip. Sympos.

Zweck und Wendungen sich durch so viel Eigenthümlichkeiten auszeichneten, sein vernachlässigtes Aeußere und sein in vielen Hinsichten ungewöhnliches Betragen *t*), — alles dieß mußte ihm nothwendig in den Augen der Menge den Anstrich eines Sonderlings geben und sie geneigt machen, den Spott, der über ihn ausgegossen wurde, gerecht und billig zu nennen. Schon haben kluge Ausleger mehrere auf Sokrates Ton und Lehrart sich beziehende Anspielungen in den Wolken entdeckt *v*) und es ist nichts gewisser, als daß noch viele ähnliche in ihnen versteckt liegen, die hervorgezogen zu werden verdienen und sich nicht länger verbergen werden, wenn man aufhört, den Sohn des Sophroniskus als ein überirdisches Wesen zu denken. Noch mehr. Wer mag behaupten, daß er sich immer so vorsichtig über Gott und göttliche Dinge ausgedrückt habe, wie die Klugheit und Schonung, die man anders Denkenden schuldig ist, fodern? Ist es nicht vielmehr so gar glaublich, daß sein Enthusiasmus für Wahrheit und Tugend ihn auch hier zuweilen über die Gränzen, innerhalb welchen stehen zu bleiben Behutsamkeit anräth, hinausführte, und er selbst die Waffen schmiedete, die der Spötter gegen ihn braucht? Man nehme noch hiezu, daß der große

t) Mehrere Beyspiele finden sich am angezognen Orte.

v) Man vergleiche, was sie unter andern zum 137. und 150. V. der Wolken erinnern.

Mann in Athen überhaupt schwerlich mehr gekann wurde, als der große Mann in den volkreichen Städten Deutschlands, und ein ansehnlicher Theil von Sokrates Mitbürgern sicher weder wußte, wer Sokrates war, noch, was er eigentlich lehrte, und es liegt ziemlich klar vor uns, warum die Wolken den lebendigen Antheil für den Angeschuldigten und den entschiedenen Abscheu gegen den Ankläger nicht hervorbrachten, welchen wir, die wir einzig den platonischen Sokrates im Auge und Herzen tragen, als nothwendige Folge erwarten.

Noch sind die letzten Eigenheiten im Aristophanes, die eine Betrachtung verdienen, übrig, — seine Verspottung der Götter, seine ungereimten Erfindungen und sein schmutziger Witz. Wie konnte man das erste verzeihen, das zweyte belachen und das dritte ohne Aergerniß dulden?

Ich bin nicht gesonnen, hier weitläuftig zu wiederholen, was ich selbst x) und andere auf diese Fragen zu antworten versucht haben. Man ist ziemlich übereingekommen, daß der wahre Grund jener Erscheinungen in dem Charakter der griechischen Götter, den man nie anders als menschlich dachte, in der Trennung der gottesdienstlichen Verehrung vom

x) In der o'en angezogenen Abhandlung.

religiösen Glauben *y*), in der Bedeutsamkeit der griechischen Chöre und der Fruchtbarkeit der in ihnen enthaltenen Allegorien, in der Absonderung der beyden Geschlechter und dem dadurch verhinderten wohlthätigen Einflusse auf die Sitten, in der nach Zeit, Volk und Umständen sich ändernden Würdigung des Anständigen und Schicklichen *z*), in dem dreisten,

y) Eine Aeußerung Brumoy's in Théâtre des Grecs verdient hier eine Stelle. Les Payens, heißt es Tom. XIII. p. 440, avoient donc leurs fables qu'ils distinguoient fort de leur religion. Hé qui se persuadera qu'Ovide ait prétendu exposer dans ses Métamorphoses la religion des Romains? On passoit donc aux poëtes leurs imaginations sur les dieux, comme des choses qui n'interessoient en rien le culte reçu. Sur ce principe, je l'ai dit et je le répéte, il y avoit chez les payens deux sortes de religions, une religion poëtique, et une religion réelle; une religion de théâtre, et une religion de pratique; une mythologie pour la poësie, et une théologie pour l'usage des fables en un mot, et un culte tout différent d'elles, quoique fondé sur elles.

z) Ein anderer Franzos Levesqur in einem Mémoire sur Aristophane (Mémoires de l'institut national des sciences e arts. Litterature et Beaux-arts. Tom. I. Paris, an. 6.) erläutert diesen Punkt aus der Sittengeschichte seines Volks nicht übel. D'ailleurs, sagt er p. 364, ce n'est qu'avec le temps et par les progrès d'une politesse hypocrite, que les peuples se soumettent aux loix d'une sévère décence. Remontons seulement parmi nous jusqu'au tems de Français Ier et de son fils; nous verrons les hommes et les femmes de la cour lire le fameux ouvrage de Rabelais, cet auteur si comique et en même temps si fameux

keine Rücksichten beachtenden, Vortrage der öffentlichen Redner, und in der Zügellosigkeit der Feste, an denen man die Schauspiele aufführte, zu suchen sey. Aber erinnern darf ich, da Vergleichungen so viel zur Erläuterung beytragen, an das, was unter uns geschehen ist und noch täglich geschieht. Die Waldmänner, ein Stück, das der Religion und den guten Sitten in seiner Art so sehr Hohn spricht, wie irgend ein aristophanisches, ist bekanntlich, vor noch nicht vielen Jahren, in einer echt katholischen Stadt mehrmahls, und immer mit Beyfall, gegeben worden, und noch heute erscheinen vor unsern Augen der Spiegel von Arkadien, in welchem die Menschen aus Kürbissen hervorwachsen, der Teufelsstein auf Mödlingen, in dem Hähne und Hühner sich lustig im Tanze schwingen und der Knappe auf einem Bären durch die Luft reitet, und ähnliche scenische Seltenheiten, die, von Seiten der Anlage und Zusammensetzung, eben

par tout les genres de saleté qu'il s'est permis pour exciter le rire. — — La comédie fut licencieuse en France jusqu'au règne de Louis XIII; elle le fut dans la Rome moderne, quoique elle eût pour spectateurs le pape et les cardinaux; elle le fut en Espagne malgré les rigueurs de l'inquisition. — — Montfleury, Poisson et d'autres offensent aujourd'hui l'oreille de Français qui ont changé la surface de leurs moeurs sans les epurer, et la pudeur ne se trouve pas même assez ménagée dans Molière. Aehnliche Bemerkungen biethet auch **unsere** Sittengeschichte dar.

so ungereimt, nur leider! in der Ausführung bey weitem nicht so witzig sind, als die Versuche des Aristophanes. Sollten wohl solche dramatische Erzeugnisse, an deren Daseyn unsre feinen Weltleute und gebildeten Stände einen so lebhaften Antheil nehmen, uns zu irgend einer Erhebung über das athenienſische Publicum berechtigen, oder es einen Augenblick zweifelhaft lassen, welcher von beyden Gattungen der Vorzug gebühre, ob der oft ungesitteten, aber bedeutungsreichen und witzigen Posse des Griechen, oder unserer verschämten, aber nüchternen und nur närrischen Oper?

Die Vergleichung, die ich gewagt habe, enthält zugleich, der Hauptsache nach, meine Ansicht der Dramen des Aristophanes und mein Urtheil über den Werth ihres Verfassers. Aristophanes hat mehr, als irgend ein Dichter, unter dem Einflusse seiner Zeit und der Natur, die ihn umgab, gestanden. Ein angebornes Talent, das Lächerliche überall wahrzunehmen, und ein Witz, der ihm jederzeit zu Gebothe stand, bestimmte ihn unstreitig für die Laufbahn, welche er einschlug, und die Menschen, unter denen er lebte, ließen es ihm nie an Stoff, beydes zu üben, fehlen. Da aber die Sitten seines Zeitalters bereits in hohem Grade verderbt waren, er selbst sich den äußern Eindrücken unbedingt und unbesorgt hingab und die politischen Verhältnisse ihm nicht den mindesten

Zwang auflegten, so ist es ihm gegangen, wie allen naiven Dichtern, die, anstatt über ihre Gegenstände zu herrschen, sich von ihnen beherrschen lassen. Er hat über dem Materiellen das Formelle verabsäumet; er hat nicht selten Rohheit für Kraft und Plattheit für Witz genommen; er hat, indem er das Laster verächtlich darzustellen bemüht gewesen ist, sich selbst verächtlich gemacht. Wäre er, bey der ihm eigenen Fülle von Spott und Laune, auf eine weniger gemeine Natur gestoßen, oder hätte er sein ausschweifendes Genie besser zu zügeln und von innen heraus das Leben außer sich zu verschönern und zu veredeln gewußt, so würde er nicht in einigen Theilen widrig und in andern erträglich, sondern durchgehends vortrefflich seyn und seine Dramen in die Classe wahrer Lustspiele, nicht in die Reihe satirischer Possenspiele treten.

John Milton.

Gebohren zu London d. 9. December 1608, nimmt seit 1641 Antheil an den politischen und theologischen Streitigkeiten seines Vaterlandes, und bekleidet unter Cromwell's Protektorat die Stelle eines Sekretairs der auswärtigen Angelegenheiten. Nach Wiederherstellung des Königthums lebt er, in der allgemeinen Amnestie begriffen, in der Einsamkeit und stirbt d. 10. November 1674 in einem Alter von sechs und sechzig Jahren *a*).

Unter der langen und glänzenden Regierung der Königinn Elisabeth hatten sich alle Kräfte der rüstigen Britten geregt. Das Gefühl einer größern

a) Ueber Milton's Leben und Schicksale s. Thomas Newton's Life of J. Milton vor dessen Ausgabe seiner Werke London. 1757. 3 Bände. 8. — Samuel Johnson's Lives of the most eminent english poets. T. I. — und William Hailey's Life of J. Milton. London 1795. (Basil. 1799. 8.) Das letztere kann als eine kritische Revision aller vorhergehenden Biographien unsers Dichters angesehen werden, ganz vorzüglich aber ist sie Johnson's schneidenden, oft bittern und bisweilen unbilligen Bemerkungen entgegengesetzt.

Freyheit nach mannichfaltigen Bedrückungen, der durch den blühenden Handel vermehrte Wohlstand, das durch Verdienst und Glück befestigte Ansehn im Auslande, alles dieses hatte den Geist der Nation erhöht und belebt. Die Künste trieben aus dem frischen Keime mächtig empor und veredelten den frohen und heitern Genuß des Lebens. England schien fast zu gleicher Zeit mit den Völkern des südlichen Europa von der Liebe zur Dichtkunst begeistert, und suchte wie diese neue und eigenthümliche Wege zu ihrem Heiligthume auf. Aber die Fackel, welche Shakespeare angezündet hatte, leuchtete dem nächsten Zeitalter nicht. Die zügellosen Leidenschaften, welche das doppelte Uebel politischer und religiöser Händel erzeugte, drängten die heitre Kunst aus dem Leben zurück, oder nöthigten ihr die entehrenden Zeichen des Partheygeistes auf. Auch Milton's Genie, das sich in dieser düstern Zeit erhob, entging dem Einflusse der Umstände nicht, sondern, einem leuchtenden Meteore vergleichbar, durchbricht es zuweilen den umhüllenden Nebel mit seinem wunderbaren Glanze, wird aber noch öftrer durch denselben getrübt und seiner Strahlen beraubt. In dem größten und vollkommensten seiner Werke spiegelt sich der Charakter seiner Zeit und sein eigner unverkennbar, denn beyde waren so innig verschmolzen, daß Milton als ein vollgültiger Repräsentant dessen, was

in dem Geiste seiner Zeit beyfallswürdig oder mit dem Beyfallswürdigen nur einigermaßen verwandt war, betrachtet werden darf.

Der gerechte Haß, mit welchem die Frevel einer Parthey, die sich republikanisch nannte, ächte Republikaner und rechtschaffene Monarchisten erfüllt hatte, ist von einigen auch auf Milton übergetragen worden, nnd seine Theilnahme an den öffentlichen Händeln seines Vaterlands hat oft auch bey den Bewunderern seines Genies bittrer Tadel betroffen. Glücklicher wäre es ohne Zweifel für ihn und ersprießlicher für seine Kunst gewesen, hätte er die Wellen des politischen Sturms in der Ferne verbraußen lassen; aber niemand ist bloß Dichter oder Künstler, auch der Mensch fordert sein Recht. Milton's großes Gemüth glühte von Haß gegen politischen und hierarchischen Despotismus; seine ganze Seele war auf Freyheit gerichtet von Jugend auf *b*); wie hätte

b) Beweise hievon finden sich mehrere in seinen prosaischen Werken; einer in der Elegie an Carl Diodati (Works T. III. p. 301.)

Jam nec arundiferum mihi cura revisere Camum,
Nec dudum vetiti me laris angit amor.
Nuda nec arva placent, umbrasque negantia molles,
Quam male Phoebicolis convenit ille locus.
Nec duri libet usque minas perferre magistri,
Caeteraque ingenio non subeunda meo.

Die letzte Zeile wird als Beleg zu der Sage angeführt, daß M. körperliche Züchtigungen auf der Uni-

er nicht eine Sache ergreifen sollen, die mit einem mal die Fesseln der Gewalt zu brechen und den Schleyer zu zerreißen schien, welcher alle ihm verhaßten Laster verbarg. Sein Haß war edel, seine Liebe rein; und geschützt durch das stolze Bewußtseyn, ohne Eigennutz nur der für gut erkannten Sache und dem, was gut in ihr war, gedient zu haben, blieb er ohne Wankelmuth und Reue der einmal gefaßten Meinung getreu. Die Strenge der Sitten, welcher seine Partey huldigte, der religiöse Enthusiasmus, von dem sie begeistert schien, und selbst die düstre Größe, welche in ihren Handlungen und ihrer Sprache lag, stimmte mit Milton's Denkungsart allzu gut überein, als daß er sich gegen ihren Einfluß hätte bewahren können. Was viele zum Schein waren, war Milton mit ganzer Seele; und auch von denen, die es aufrichtig meynten, mochten wenige es edler seyn als er. Daher werden alle seine Werke von Einem Geiste durchströmt. Ein strenger und fester Sinn, ernste und keusche Sitten, religiöse Erhebung des Gemüths, und das stolze Gefühl überschwenglicher Kraft kündigt sich in den frühern an,

versität vorher erlitten habe; eine Sage, welche Hailey (S. 20. ed. Basil.) bestreitet, und die wenigstens, um Glauben zu verdienen, eine bessere Autorität haben müßte, als Milton's unbestimmte Ausdrücke von Drohungen und einer ihm misfälligen Behandlung.

und erfüllt die spätern. Das Große und Mächtige herrschte in seinem Geiste und in seinen Werken; die Grazien der Anmuth aber waren ihm fremd. Er wurde im Leben mehr bewundert als geliebt, und so erregen auch seine Werke mehr ein ehrerbietiges Staunen als ein heitres Entzücken.

Die Liebe zur Dichtkunst zeigte sich früh in Milton's Leben; aber seine ersten Arbeiten würden uns ungewiß lassen, ob sie nicht bloß Früchte eines Talentes wären, das die Sonne der Jugend und die Lectüre andrer Dichter so leicht hervorlockt, die reifern Jahre aber eben so geschwind verwelken lassen. Milton hatte die Alten mit Eifer studirt und bildete ihre Manier in ihrer eignen Sprache mit Geschicklichkeit nach; auch die welschen Dichter waren ihm geläufig und werth c). Für unsern Zweck haben nur

c) Milton begab sich 1638. nach Italien, wo er sich durch seinen Geist und seine Gelehrsamkeit viele und angesehene Freunde erwarb. Seine italienischen Sonnette und Canzonen (Works T. III. 216. ff.) wurden in dem Vaterlande Petrarca's mit Beyfall gelesen. Eine dieser Sonnette (an Leonora Baroni, wie man glaubt) enthält eine so wahre Schilderung seines Charakters, daß es hier an seiner Stelle stehn wird:

Giovane piano e semplicetto amante
Poichè fuggir me stesso in dubio sono,
Madonna a voi del mio cuor l' umil dono
Farò divoto; io certo a prove tante
L' ebbi fedele, intrepido, costante,
Di pensieri leggiadri accorto e buono;

diejenigen Arbeiten einen Werth, die er in seiner Muttersprache gedichtet hat. In einer Elegie auf den Tod eines schönen Kindes, die er in seinem 17. Jahre schrieb, zeigen sich dem, durch die Betrachtung des Verlohrnen Paradieses geschärftem, Blicke die Fehler und Schönheiten seiner Poesie; aber jene in reiferer Fülle, diese nur in schwachen Andeutungen. Das Streben nach Größe ist auch hier schon sichtbar, aber ihre Wirkung verliert sich in der kalten Pracht überladner Sprache und Gelehrsamkeit, neben welcher der Ausdruck inniger Gefühle fast keinen Platz findet. Ein wenig wärmer spricht die Empfindung in dem Schäfergedichte Lycidas auf den Tod eines Freundes; welches übrigens gänzlich dem Geschmack jenes Zeitalters fröhnte, das die wirkliche Welt in leichter Verkappung von Schäfermasken zu sehen liebte, und in diesem, meistentheils schlecht beobachteten Costume *d)* ich weiß nicht welchen Reiz zu finden

Quando rugge il gran mondo, e Scocca il tuono,
S'arma di se e d' intero diamante;
Tanto del forse, e d' individia si curo,
Di timori, e speranze, al popol use,
Quanto d' ingegno e d' alto valor vago,
E di cetra sonora, e delle muse:
Sol troverete in tal parte men duro,
Ove amor mise l' insanabil ago.

d) Nachdem Virgil die Ekloge häufig als Maske gebraucht hatte, wurde der Geist der Allegorien und Anspielungen herrschend in dieser Gattung, und im XV.

vermeynte. Merkwürdig ist indeß dieses Gedicht, weil auch in ihm schon die Meynungen des Verfassers

und XVI. Jahrh. war keine Dichtungsart beliebter, um einem wirklichen Verfalle zur zierlichen Einkleidung zu dienen. Einer der Commentatoren Milton's bemerkt, that this poem is made with great propriety of the pastoral kind, as both Mr. King (dessen Tod die Veranlassung des Gedichtes war) and Milton had been designed for holy orders and the pastoral care, which gives a peculiar propriety to several passages in it. Wenn in dem Thyrsis des syrakusanischen Bukolikers der sterbende Daphnis von einigen Göttern und Göttinnen besucht und beklagt wird, so tritt hier Apoll, ein Triton, der Fluß Camus und endlich gar der h. Petrus auf

The pilot of the Galilean lake,
Two massy keys he bore of metals twain,
(The golden opes, the iron shuts amain)
He shook his mitred locks and stern bespake; etc.

Er beklagt in seiner Rede den Tod des jungen Lycidas um desto mehr, da er an seiner Stelle gern viele von denen entbehrt hätte, die sich um ihres Bauches willen in den geistlichen Schaafstall eindrängen oder einschleichen, und schildert mit lebhaften Farben die untauglichen Diener der Kirche unter dem Bilde schlechter Hirten:

Of other care the little reck'ning make,
Than how to scramble at the shearer feast,
And shove away the worthy bidden guest;
Blind mouths! that scarce themselves know how to hold
A sheep-hook, or have learned ought else the least
That to the faithful herdman's art belongs! etc.

Zuletzt kündet er sogar im prophetischen Geist eine schärfere Reformation an, welche die Axt an den verderbten Baum legen und ihn ausrotten werde.

so stark hervortreten, und, wie in dem Verlornen Paradiese immer geschieht, sein Individuum sich auf die Bühne unter die handelnden Personen drängt. Um dieselbe Zeit (1634) schrieb er den Comus, ein dramatisches Gedicht, welches Milton's enthusiastische Bewunderer für eine seiner schönsten Compositionen, und die Freunde moralisirender Poesie für ein eingreifendes Werk der Belehrung erklären. Nun ist auch nicht zu leugnen, daß sich in diesem ausgearbeiteten Gedichte Milton's Geist mit eben so viel Glanz als Würde zeigt, wahrscheinlich weil der moralisch-satirische Stoff, indem er seiner Denkungsart und seinen Neigungen zusagte, auch die Kräfte seines Geistes mächtiger aufrief. Wenn man die Vollkommenheit eines Kunstwerks nach der metaphysischen Wahrheit seines Inhaltes, und die Poesie in demselben nach dem Reichthum glänzender Beschreibungen, bedeutender Anspielungen und Bilder schätzen dürfte, so könnte der Comus allerdings auf großen Ruhm Anspruch machen, aber nimmer werden jene Eigenschaften hinreichen, den hier durchaus herrschenden Mangel an plastischem Talent, und der freyen und leichten Regsamkeit in den einzelnen Gliedern zu verbergen, oder gar gut zu machen. Schwerfällig schreitet die Handlung in langen Reden fort, in denen die allegorische Tendenz so überwiegend ist, daß die poetische Wirkung ohne

Unterlaß durch das Streben nach einem äußern Ziele aufgehoben wird e). Uebrigens zeigt die Beschaffenheit dieses Drama, dessen Geist, Inhalt und Sprache

e) Zwey Brüder begleiten ihre Schwester durch einen Wald, in welchem Comus nebst seinen Gesellschaftern, den Lastern der Sinnlichkeit, sein Unwesen treibt. Das Frauenzimmer ermattet vor Durst; ihre Brüder verlassen sie, um Beeren zu suchen; während dieser Zeit nähert sich ihr Comus in Gestalt eines Schäfers und lockt sie tief in den Wald, um sie in die Mysterien seines Ordens einzuweihn. Die Brüder kehren zurück und sehen mit Besorgniß die Entfernung ihrer Schwester. Ein Schutzgeist, ebenfalls in Gestalt eines Schäfers, kommt ihnen zu Hülfe; sie finden ihre Schwester wieder und entreissen sie den Händen des Comus. — Weder die Erfindung der Handlung, noch die dramatische Bearbeitung hat einen vorzüglichen Werth, und wenn man die erste Scene der Lady und des Comus abrechnet, so scheinen die übrigen Gespräche mehr absichtlich verfertigte Reden über moralische Gegenstände Die Scene der Brüder, in welcher sich die meiste Leidenschaft zeigen sollte, und so wenige zeigt, beschreibt Johnson S. 226. wahr und witzig: The Brothers enther with too much tranquillity; and when they have feared lest their sister should be in danger, and hoped that she is not in danger, the Elder makes a speech in praise of chastity, and the Younger finds how fine it is to be a philosopher. — In der zweyten Scene der Lady mit dem Comus ist mehreres als dramatische Poesie vortrefflich. Comus spricht wie Satan im V. P. und sein Streit mit der Lady, der Gegensatz der epikurischen Lehre des Genusses mit den Grundsätzen der Enthaltsamkeit läßt uns den beredten, mit dialektischen Künsten vertrauten Dichter erkennen.

den künftigen Dichter des Verlornen Paradieses mehr als irgend ein andres seiner Gedichte ankündiget, wie nothwendig es war, daß Milton, der strengen Form des Drama ungefügig, den früh gefaßten Gedanken, die Geschichte des Sündenfalls in dramatischer Form zu bearbeiten *f*), aufgeben mußte.

Der gerechte Stolz, mit welchem sich die englische Nation eines solchen Dichters erfreut, hat sie zu den sorgfältigsten Untersuchungen über jeden, seine Person und seine Werke betreffenden Umstand veranlaßt, und die Geschichte der Entstehung und Vollendung des Verlornen Paradieses ist daher vorzüglich der Gegenstand genauer Forschung geworden. Für unsern Zweck kann es gleichgültig seyn, bey welchem vergessenen Gedichte der erste Gedanke seines großen Werkes in Milton's Busen erwachte *g*); genug, daß schon den Jüngling die Hoffnung unsterblichen Ruhms in den Haynen der Musen beseelte und sein Gemüth auf irgend ein hohes Ziel

f) Daß M. diese Absicht gehabt habe, ist aus einigen Skizzen bekannt, die sich nach seinem Tode gefunden haben. S. Johnson S. 164. ff.

g) Es giebt mehrere lateinische und italienische Gedichte dieses Inhaltes, die M. wahrscheinlich kannte, und aus denen sich einzelne Reminiscenzen im V. P. finden. Die ausführlichsten und gründlichsten Untersuchungen hierüber hat Hailey in dem Anhange zu Milton's Leben, (Conjectures on the Origin of the Paradise Lost.) angestellt.

der Dichtkunst gerichtet hatte *h*). Als er in Italien die noch frischen Spuren des göttlichen Tasso aufsuchte, welcher, kaum der Erde entschwunden, alles mit seinem Ruhme erfüllt hinterlassen hatte, scheint er sich, jenem bewunderten Muster folgend, einen romantischen und vaterländischen Stoff *i*) der

h) S. die lateinische Elegie an Diodati. — In einer andern Elegie auf den Frühling betrachtet man folgende Zeilen als eine prophetische Ankündigung seines großen Werkes:

Jam mihi mens liquidi raptatur in ardua coeli,
Perque vagas nubes corpore liber eo;
Intuiturque animus toto quid agatur Olympo,
Nec fugiunt oculos Tartara caeca meos.

In einem Briefe an Diodati schreibt er: Multa sollicite quaeris, etiam quid cogitem. Audi, Theodate, verum in aurem, ut ne rubeam, et finito paulisper apud te grandia loquar: quid cogitem quaeris? Ita me bonus deus, immortalitatem. Quid agam vero? πτεροφύω et volare meditor: sed tenellis admodum adhuc pennis evehit se noster Pegasus: humile sapiamus.

i) Diesen Vorsatz kündigt M. in einem lateinischen Gedichte an den Freund Tasso's, den Ritter Manso an, dessen Liebe er sich während seines Aufenthaltes zu Neapel zu erwerben wußte. (Works T. III. S. 370. V. 78.)

O mihi si mea sors talem concedat amicum
Phoebaeos decorasse viros qui tam bene norit,
Si quando indigenas revocabo in carmina reges,
Arturumque etiam sub terris bella moventem;
Aut dicam invictae sociali foedere mensae
Magnanimos Heroas, et (o modo spiritus adsit)
Frangam Saxonicas Britonum sub Marte Phalanges.

Bearbeitung vorgesetzt zu haben. Aber als er in sein Vaterland zurückgekehrt war, hemmte der Andrang andrer Sorgen die Ausführung; und in der langen und ernsten Beschäftigung mit theologischen und politischen Gegenständen ging nach und nach der Gedanke, einen profanen Stoff auszuschmücken, gänzlich unter. Die Geschichte des Sündenfalls, ehemals für eine andre Form bestimmt, schien nun ein würdigerer Stoff des epischen Gedichts; und der Eifer, mit dem er, von Armuth und Blindheit, körperlichen und moralischen Leiden gedrückt *k*), das einmal unter=

k) Jedermann kennt die eben so rührende als schöne Stelle im Eingange des III. B., wo M. das Licht begrüßend, seiner Blindheit mit einer edeln Resignation und wahrhaft dichterischer Erhebung erwähnt:

thee I revisit safe,
And feel thy sovran vital lamp; but thou
Revisit'st not those eyes, that roll in vain
To find thy piercing ray, and find no dawn;
So thien a drop serene hath quench'd their orbs
Ordim suffusion veil'd. Yet not the more
Cease I to wander, where the Muses haunt
Clear spring, or shady grove, or sunnyhill,
Smit with the love of sacred song; but chief
Thee, Sion, and the flovry brooks beneath,
That vash thy hallow'd feet, and warbling flow,
Nightly I visit: nor sometimes forget
Those other two equal'd with me in fate,
So vere I equal'd with them in renown,
Blind Thamyris and blind Maeonides,
And Tiresias and Phineus prophets old etc.

nommene Werk vollendete, zeigt hinlänglich, daß dieser Gegenstand, indem er zu gleicher Zeit den Theologen, den Metaphysiker, den Gelehrten und den Dichter beschäftigte, sein ganzes Gemüth gefesselt hielt. Milton hatte jetzt seinen wahren Beruf entdeckt, und indem er seinen Stoff mit dem andrer Epopöen verglich, fand er in ihm allein die Würde und Hoheit, nach welcher jene, aber umsonst, gerungen hatten. Er besingt einen Gegenstand

Weit mehr heroisch als Achilles Zorn
Als dreymal er den Sohn des Priamus
Um Troja's Mauern trieb; und Turnus Wuth,
Als die Verlobte ihm entrissen ward;
Und Juno's und Neptunus Groll, der lang
Den Ithaker und Venus Sohn verfolgt;
Wenn angemeßnen Styl die himmlische
Schutzgöttinn mir verleiht, die nächtlich mich

Nicht minder rührend, aber mit einem noch tiefern Gefühle seiner traurigen Lage durchdrungen ist die Anrufung an die Muse im Anfange des VII. Gesangs, wo er unter andern sagt, sein Mund verstumme nicht

though fall'n on evil days
on evil days though fall'n and evil tongues,
In darkneſt and with dangers compaſſ'd round,
And ſolitude;

Allerdings waren die Tage, in denen er sein Werk vollendete, üble Tage, in denen er seine Hoffnungen und sein Ansehn zerstört, seine Parthey zerstreut und verachtet, und alle seine politischen Grundsätze durch Facta angegriffen und geschlagen sah.

Unangefleht besucht, Begeisterung mir
Im Schlummer anhaucht, oder leichten Fluß
Den unvorherbedachten Versen leiht;
Seit dieser Stoff heroischen Gesangs
Nach langer Wahl und spätem Anfang mir
Gefallen; denn nicht neigt sich mein Gemüth
Zum Krieg, des Heldenliedes einziger
Materie, seinem größten Meisterstück,
Der Fabel Ritter in ermüdender
Verwirrung und erdichtetem Gefecht
Zu spalten; während jener größre Muth
Ausharrender Geduld, der Heldengeist
Des Martyrthumes unbesungen blieb;
Noch lüstet mir zu schildern bunte Pracht
Beym Wettlauf und Turnier, der Wappen Schmuck,
Der Schilde Zeichen, zierliche Devisen,
Den Streithengst und die Rosse schön gezäumt,
Die Teppiche, der Paladine Stolz,
Im Kampf und beym Turnier, und dann das Fest
In Sälen aufgetischt, von Seneschalls,
Marschälken und Furieren rund umringt;
Ein Stoff, in dem nur niedriges Geschäft
Und Kunde prangt, nicht das, was einem Lied,
Was einem Mann den Heldennamen giebt. *l*)

Ein solcher Stoff war für Milton's Individualität wunderbar glücklich gewählt. In ihm glänzet das Ideal der menschlichen Unschuld, jenes Ebenbild Gottes, dessen Verlust Milton's edles Herz

l) Parad. d. IX. 13.

betrauerte, auf einem düstern und wilden Hintergrunde, in welchem sich alles Große und Kühne der überirdischen Welt vereinigt. Die Herrlichkeit Gottes auf der einen, die Verworrenheit des Chaos und die Schrecknisse der Hölle auf der andern Seite, scheinen allein einem Gemüthe genügt zu haben, das groß und düster, voll Unmuths über die kleine und kindische Wirklichkeit, sich in das Unbegränzte und Unendliche stürzte. Daher ist seine Begeisterung so melancholisch erhaben; darum schimmert durch seine Darstellung so oft das Gefühl unbefriedigten Daseyns hindurch. Milton rettete sich aus der wirklichen Welt in die Welt der Geister; aber seines Unmuths nicht Herr, schaut er von der Höhe seiner poetischen Sphäre unablässig in die Wirklichkeit hinab und rächt sich an ihr durch Satyren und Spott. Es ist merkwürdig, aber, wie mich dünkt, noch nicht hinlänglich bemerkt, daß ein großer Theil des Verlornen Paradieses satyrisch und daß die Begeisterung des Dichters keineswegs so rein als sein Herz ist *m*).

m) Das schöne Gebet III. 51. war ihm, in poetischen Sinn, nicht in seinem ganzen Umfange erhört worden:

So scheine du denn in der innern Brust,
Du Licht des Himmels, und mein ganz Gemüth
In jeder seiner Kraft erleuchte du.
Hier schaffe Augen, hier vertreibe Dunst
Und Nebel, daß ich sehn und sagen mag,
Was unsichtbar der Menschen Augen ist.

In ungenügsamer Begierde wendet er sich oft von der Betrachtung des reichsten und mannigfaltigsten Stoffes ab, um moralischen, oder satyrischen, oder dogmatischen Tendenzen nachzujagen; und diese Neigung, die sich schon in seinen frühern Werken zeigt *n*), ward durch die moralisch-theologische Richtung der Zeit, durch das ernstere Alter und den Unmuth über getäuschte Erwartungen vermehrt. Es ist daher kein Wunder, wenn sich in dem V. P. die satyrische Laune so oft hervordrängt und selbst durch die Beschauung heitrer und erfreulicher Gegenstände geweckt

n) Milton's Allegorien und die höchst wunderbaren Verirrungen seiner Phantasien in denselben sind berühmt. Die bekannte Allegorie von der Sünde und dem Tode im II. Buche hat den unleugbaren Fehler, daß Bild und Wahrheit in derselben gemischt, und das Bildliche, durch das beständige Eingreifen des Sinnes, ohne Zusammenhang ist. Es war freylich kein kleines Wagstück, den spitzfindigen Gedanken (V. 803. ff.), daß der Tod die Folge der Sünde sey, und daß er die Sünde selbst aufzehren würde, wenn ihm dieß nicht selbst den Untergang brächte, sinnlich darzustellen. — Noch abentheuerlicher, bey großer Kühnheit, ist der Damm, welchen (im X. B.) Sünde und Tod gemeinschaftlich über das Chaos bauen, indem sie, mit vergeblicher Anstrengung, einen metaphorischen Uebergang in ein wirkliches Gebäude zu verwandeln bemüht sind. Mühsam treibt der Tod den Schlamm zusammen und befestigt ihn zum Theil mit seinem versteinernden Zepter, zum Theil mit seinem gorgonischen Blick. Und als so der Damm bis an die Gränzen unsers Weltgebäudes geführt worden ist, wird er von ihnen mit Ketten und diamantnen Pflöcken befestigt.

wird o). Nicht weniger mächtig reißt ihn von einer andern Seite die Begierde zu disputiren und dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, geltend zu machen, aus der poetischen Bahn. Indem er aber diesen Hang befriedigte, glaubte er ohne Zweifel zugleich einer menschlichen und poetischen Pflicht Genüge zu leisten; denn er glaubte mit vielen andern, daß das epische Gedicht aus sich selbst herausstreben und gleichsam eine anmuthige Hülle der Lehre seyn müsse. Nun war gerade der gewählte Stoff recht geeignet, dieser geträumten Pflicht und der natürlichen Neigung Genüge zu leisten. Die Verführung der unschuldigen Menschen führt unmittelbar auf die Verhältnisse Gottes zu ihnen und auf den wichtigen Artikel von der

o) Ein Beyspiel wird die Meinung dieser Kritik erläutern. Als im 5. Buch 351 Adam den Erzengel Raphael herankommen sieht, geht er ihm ehrerbietig entgegen, und, wie sichs von selbst versteht, ohne Begleiter. Milton faßt den letzten Umstand auf und sagt, der Prachtliebe der Großen spottend,

— Er geht
Dem göttergleichen Gaste zum Empfang
Entgegen, sonder anderes Gefolg
Als seine Tugenden; denn in ihm selbst
War all' sein Prunk, und schöner dieser Prunk
Als jen' Gepränge, das langweilig sich
Um Fürsten drängt, wenn glänzend ihr Gefolg
Auf Rossen, und der Diener lange Schaar,
Mit Gold beklebt, das gaffende Gedräng
Des Volkes blendet.

moralischen Freyheit des Menschen, welcher daher an mehrern Stellen und unter andern auch in dem Augenblicke discutirt wird, da sich Satan in boshaften Absichten der Erde nähert und ein einziges Wort der Allmacht genügt hätte, den Frevler zurückzuscheuchen, das Glück der Menschen zu sichern und alle Erlösung unnöthig zu machen *p*). Die Betrachtung des glücklich vereinten Paares im Paradies führt Lobreden auf den Ehestand, und die Furcht vor der Strafe, nach dem Genusse der verbotenen Frucht, metaphysische Erörterungen über den Tod und die Sterblichkeit herbey. Bey solchem Stoffe fand die Neigung des Dichters ihre volle Befriedigung; und so sehr er auch bemüht war, ihn unter die handelnden Personen seines Gedichts zu vertheilen, so hören wir doch in den meisten Fällen nur den Verfasser, der sich seiner Lieblingsideen zu entschütten strebt.

So glücklich aber auch immer der Stoff des V. P. für Milton's Neigungen und die besondere Mischung seiner Fähigkeiten gewählt war, so können

p) Milton kommt so oft auf diesen Punkt zurück, er giebt sich so viele Mühe, den Leser zu überzeugen, daß Gott dem Verführer diese Freyheit habe lassen müssen, daß man wohl an seiner eignen Ueberzeugung zweifeln möchte. Aber es ist gewiß, daß eine Nothwendigkeit, die nur aus subtilen metaphysischen Gründen erkannt werden kann, für den epischen Dichter so gut als nicht vorhanden ist.

wir ihn doch keineswegs für einen absolut wohl gefundenen Stoff des epischen Gedichts überhaupt betrachten. Zwar hatten diejenigen, welche für den Inhalt eines Heldengedichtes ein allgemeines, und zwar äußeres Interesse fordern q), bey dem V. P. ein sehr gutes Spiel, indem nach jenem Grundsatze leicht zu beweisen war, daß es in Rücksicht seines Stoffes den Epopöen aller Zeiten vorgezogen werden müsse. Aber wie viel man auch hievon zuzugeben oder abzustreiten geneigt seyn mag, niemals wird man erweisen können, daß die Geschichte des Sündenfalls ein brauchbarer Stoff für den epischen Zweck sey. Der poetische Flocken war für den Umfang des epischen Gewebes, das Milton daraus spinnen wollte, offenbar zu dürftig. Daher enthält beynahe ein Drittheil des Ganzen unpoetische Zugaben; und dessen, was zwar poetisch aber fremdartig ist, dürfte leicht eben so viel seyn. So brachte es die Unfruchtbarkeit des Stoffs nothwendig mit sich. Derjenige

q) Addison bemerkt und Johnson wiederholt es, that this poem has, by the nature of its subject, the advantage above all others, that it is universally and perpetually interesting. All mankind will, through all ages, bear the same relation to Adam and to Eve, and must partake of that good and evil which extend to themselves. Niemand zweifelt jetzt, daß dieser Umstand für den wahren Werth eines epischen Gedichtes ganz gleichgültig ist.

Theil der Handlung, in welchem sich, als in dem Mittelpunkte, die ganze Fülle des poetischen Lebens regen sollte, ist reizend aber bewegungslos; denn die unschuldigen Menschen sind, bis auf den Augenblick ihres Falls, in einem passiven Zustande. Ihr ruhiges und harmloses Daseyn hat den Reiz einer Gesnerischen Idylle, aber keine Elemente epischer Kraft; ihr Leben ist ein heiteres, aber stillstehendes Gemählde seligen Müßigangs, dessen Genuß ihr einziger Zweck ist *r*). In der sinnlichen Vollkommenheit eines solchen Zustandes würde schon die Sorge für die Erhaltung desselben ein Uebel seyn; und in der That wird kaum die Kraft zum Widerstand aufgefordert, als sie auch schon erschöpft ist. Nur die Feinde der Unschuld zeigen sich in rüstiger Thätigkeit, und alles, was wahr-

r) Selbst die Arbeiten, durch welche Milton der Darstellung dieses Lebens Abwechselung zu geben gesucht hat, sind unnütz und zwecklos. S. IX. 242. Liebe, Gespräch und Gebot füllt ihre Zeit, und nichts anders füllt mehrere Gesänge des V. P. in denen die Handlung nur unmerklich fortrückt. Das, was allein hier Handlung seyn konnte, Satan's Angriff auf die Unschuld der Menschen, ihr Kampf gegen denselben und ihre Niederlage, macht seiner Natur nach eine so kleine Reihe von Momenten aus, daß nur eine Ballade, nicht aber eine Epopöe daraus entstehen konnte. Einer Ballade würde dieser Stoff auch in Rücksicht auf das ihm anhängende Wunderbare und die großen Contraste des Anmuthigsten und Schrecklichsten, des Zarten und Kühnen, außerordentlich zusagen.

haft episch in diesem Gedichte ist — die Handlung in den Episoden abgerechnet — fällt nur dem einen Theile der aufgeführten Wesen, den gefallenen Engeln, anheim. Aber leider fehlt es dem Theil der Handlung, welcher die Plane des Verführers betrifft, und allein Handlung zu heissen verdient, an Zusammenhang und innerer Nothwendigkeit. Wozu mochte es dienen, ihn in den Kerker der Hölle zu bannen, wenn er diese willkührlich verlassen darf? Und wenn ihm die Verführung des Menschengeschlechts verstattet werden mußte, wozu waren die Mittel nöthig, mit denen die Bewohner des Himmels seine boshaften Absichten zu hemmen suchen? Und wozu waren selbst Satan's mannichfaltige Anstalten nöthig, wenn er seinen Sieg mit so leichter Mühe, auf den ersten Angriff, gewinnen konnte? s)

Wenn Milton eine Titanomachie hätte schreiben, oder wenn er seinen Stoff in einer beschränktern Form mit der ganzen Naivetät des Alterthums hätte

s) Nach vollbrachter That verkündigt Satan den gefallnen Engeln, daß sein Plan gelungen sey, daß Gott ihnen die Menschen überlassen habe, daß sie über dieselben herrschen können. Ist dieses wirklich das Resultat seiner Unternehmung? Keineswegs. Denn die Unternehmung wäre ohne die Voraussetzung jener von Gott gelassenen Freyheit nicht einmal möglich gewesen. Oder wie kann Satan die Menschen jetzt anders beherrschen, als er bey der Verführung Eva's that?

fassen wollen, sein Gedicht würde das wunderbarste und außerordentlichste Werk geworden seyn. Denn seine Einbildungskraft trieb ihn zu dem Großen und Gigantischen, und wo er sich ihren Eingebungen frey überläßt, reißt er den erstaunten Leser in die wunderbare Welt seiner geistigen Heroen hinauf. Die ganze Geschichte des himmlischen Krieges, in so weit sie homerisch und episch ist, ist außerordentlich, erhaben und neu. Milton's Himmel ist eine schönere und mächtigere Erde, mit Bergen und Thälern geschmückt, und in ihren Tiefen, so wie die unsrige, mit Metallen ausgestattet, aus denen die Waffen der Engel geschmiedet sind. Hier thront Gott als König in stiller und sichrer Majestät; der Messias ist sein Achill; die Schaaren der Engel seine Myrmidonier. Alles, was uns in dieser Ansicht gezeigt wird, ist wunderbar schön. Und wie viel Größe, Kühnheit und sinnliche Kraft ist in der Darstellung der bösen Geister, ihrer Gestalten, ihres Wohnplatzes, ihrer Versammlungen! Satan ist eine erhabne, mit wahrhaft plastischem Geiste ausgebildete Gestalt. Milton mag nun seine Größe schildern, wenn er von der Schwelle des Himmels herabgestürzt, ausgestreckt in dem Pfuhle liegt (I. 200.)

gleich dem Ungeheu'r
Des Meers, dem Leviathan, welchen Gott
Die größte aller Kreaturen schuf.

Die schwimmen in des Oceanes Strom.
Oft wenn er in Norwegens Meeren schläft,
Wähnt der Pilot der kleinen, lecken Jacht
Ein Eiland ihn, und schlägt des Ankers Zahn
In seiner Schuppen Rind' ihm ein; und liegt
Oft also, während Nacht die Wellen deckt,
Bis zu des Morgens Anbruch, unter Wind,
So ausgestreckt, in weiter Länge, lag
Gefesselt in dem Feuer=Meer der Feind.

oder sein stolzes Einherwandeln (I. 284.)

Kaum endet' er, da schritt der stolze Feind
Der Küste zu; auf seinem Rücken hing
Des Schildes Last; schwer, groß und rund und dicht,
Gestählt im Aether, breiten Umfangs hing
Die Scheib' auf seinen Schultern, gleich dem Mond,
Deß Antlitz oft der Künstler Tusciens †)
Am Abend an den Hügeln Fesolus
Durch optisch Glas beschaut, dort neues Land
Und Berg' und Ström' im fleckenvollen Rund
Zu finden. Seine Rechte füllt ein Speer,
Dem selbst die schlanke Fichte vom Gebirg
Norwegens, eines Kriegsschiffs stolzer Mast
Zu seyn bestimmt, nur eine Ruthe war.

oder den Abglanz seiner Würde bey der Musterung seines Heers (I. 589.)

†) Galilei, welchen Milton auf seiner Reise im Gefängnisse besucht hatte. Er nennt ihn noch einmal V. 262.

As when by night the glaſſ
Of Galileo, leſſ aſſur'd, obſerves
Imagin'd lands and regions in the moon.

über seine Schaar
Ragt' er in Wuchs und Wesen stolz hervor
Und stand gleich einem Thurm. Es schwand ihm noch
Nicht ganz der Strahlenglanz der Göttlichkeit,
Der vormals ihn umfloß; und immer noch
Strahlt Engels=Würde durch; denn nur umflort
Schien seiner Glorie Uebermaaß; wie Morgens oft
Die Sonn' im Aufgang durch der Nebel Dunst
Umschor'nen Haupts erscheint, und wie der Mond
Ein furchtbar Zwielicht oft der halben Welt
Verbreitet, und mit bangen Wandels Furcht
Monarchen schreckt.

überall zeigt sich die eigenthümliche Sphäre seines Genies, das durch die Betrachtung überirdischer Größe entzündet, dem Kühnen und Wunderbaren mehr als dem Schönen und der Anmuth huldigt. Indessen darf nicht unbemerkt bleiben, daß Milton, wenn er sich aus der Bahn des Schönen in das Abentheuerliche oder Häßliche verirrt, fast immer durch einen äußern und unpoetischen Antrieb (welches meist eine didaktische Tendenz ist) verführt erscheint; während er da, wo seine Einbildungskraft frey und ungehindert schafft, das Schöne meistentheils glücklich mit dem Erhabnen paart. In der Idee des Erzfeindes ist kühner Frevel mit einem schönen Zuge rührender Schwermuth verbunden, welcher sich bey einzelnen Veranlassungen bis zur Wehmuth

erweicht *u*); und in der Darstellung der ganzen Schaar der gefallnen Engel herrscht, ohne Nachtheil der poetischen Kraft, eine schöne Mäßigung *v*). Nur wenige unter ihnen sind zu einer gänzlichen Verworfenheit herabgesunken; aber so wie in den übrigen der idealische Glanz der Vortrefflichkeit nur getrübt und verdüstert erscheint, so regen sich bey ihnen, auch in ihrer furchtbaren Wohnung, die schönen Neigungen des ehemaligen Lebens und äußern sich in der Art der Unterhaltungen, mit denen sie das Andenken an ihr Unglück zu täuschen bemüht sind *w*).

u) Z. B. als er im Anfang des 5. Gesangs auf Edens Reize herabsieht und der Glanz der Sonne ihn einen Augenblick erfreut.

v) Die bekannte Stelle im Befreyten Jerusalem IV. 3 — 16. konnte vielleicht die Einbildungskraft unsers Dichters zuerst mit der Idee der Hölle befruchtet haben. Keiner von M. Auslegern hat dieß bemerkt, und doch ist die Aehnlichkeit der Züge auffallend; ob man schon gestehn muß, daß M. sein Original weit hinter sich gelassen habe. Es ist aber auch sehr begreiflich, daß eine Anhäufung von Häßlichkeit, die in einem beschränkten und episodischen Gemählde keinen Anstoß giebt, bey der Ausdehnung, welche M. dem Feinde seiner Hölle giebt, unerträglich gewesen wäre.

w) Als Satan das große Wagstück der Reise durch das Chaos unternimmt, erkennen die Mitgenossen seines Unglücks rühmend die Aufopferung ihres Führers für das gemeine Beste:

denn alle Tugenden
Entschwinden auch verdammten Geistern nicht.

(II. 481.) Während ihrer Muße erfreuen sich einige

Hätte nun Milton seinen Stoff durchaus in diesem poetischen Lichte der Fiction halten, oder hätte er auch nur den Anthropomorphismus des alten Testamentes rein auffassen dürfen, so würde das, was jetzt als ein übel zusammenhängendes Ganze erscheint, die höchste sinnliche Kraft mit der vollkommensten Wahrheit vereinigt haben. Dann würde uns auch der oft ironische und familiäre Stil in den Unterredungen Gottes und des Messias nicht mehr anstößig seyn x); wir würden fröhlich die Lust der Himmels-

mit Gesang und ergötzlichen Harmonien, andre mit philosophischen Gesprächen (III. 557.):

Of providence, foreknowledge, will and fate,
Fix'dfate, free will, foreknowledge absolute,
And found no end, in wand'ring mazes lost.
Of good and evil much they argered then,
Of happineſſ and final misery,
Passion and apathy, and glory and shame,
Vain wisdom all, and false philosophy:
Yot with a pleasing sorcery could charm
Pain for a while or anguish, and excite
Fallarious hope, or arm th' obdured breast
With stubborn patience as with triple steel.

x) Wie wenn er V. 718. bey den Rüstungen seiner Feinde spottend zu dem Messias sagt:

Laß uns zu Rathe gehn, und jede Macht,
Die uns noch übrig ist, in größter Eil
Zusammenziehn, und nichts zu unserm Schutz
Versäumen, daß wir nicht noch unversehns
Dieß Heiligthum verlieren, unsern Thron.

Im VIII. Ges. äußert Raphael die Vermuthung, daß Gott die Einrichtung der Welt absichtlich verborgen

bewohner theilen, wenn sie auf die Erbauer des babylonischen Thurmes neugierig herabschaun und ihre Verwirrung belachen y), und ihre Gefechte und Kriege würden uns, von aller Ungereimtheit frey, durch ihre wunderbare Kühnheit entzücken.

Aber leider! drängte sich in die Darstellung des alttestamentlichen Mythus die christliche Dogmatik ein und unterjochte die Einbildungskraft des Dichters, so daß sie nur bisweilen, in dem Gefühl ihrer eigenthümlichen Macht, die usurpirte Gewalt von sich stieß und ihren Fesseln entschlüpfte. Denn daß M. es für Pflicht gehalten, das poetische Werk durch Verwebung mit höhern theologischen Kenntnissen zu veredeln, läßt sich kaum bezweifeln; und dieser Irrthum ist bey dem frommen und gelehrten Manne allerdings verzeihlicher, als das Einstimmen seiner Beurtheiler in denselben und ihre Bewunderung über die künstliche Verkettung des Historischen mit dem

habe, um sich über der Menschen ungeräumte und täuschende Hypothesen Lachen zu bereiten.

y) Gott, welcher oft herabsteigt, ungesehn
Die Menschen zu besuchen

erblickt der Thurmbauer thörichtes Unternehmen und verwirrt ihre Sprachen

great laughter was in Heav'n
And looking down, to see the hubbub strange
And hear the din; thus was the building left
Ridiculous,

Didaktischen. Aber das Einweben des fremdartigen Stoffes allein wäre noch immer ein geringes Uebel, wenn nicht ein großer Theil der Handlung von dem Einflusse der unpoetischen Ideen durchdrungen und eben dadurch in die Regionen unzusammenhängender Abentheuerlichkeiten gespielt worden wäre. Der unendlichen und heiligen Gottheit, welche das Christenthum zu glauben lehrt, sollte kein Dichter eine Rolle zu spielen aufgeben; oder wenn sie ja, als allgebietendes Schicksal, aus einer dunkeln und tiefen Ferne wirkend gezeigt werden kann, so kann sie doch gewiß nicht die invidueIle Persönlichkeit einer epischen Maschine erhalten. In dem V. P. aber wird sie uns oft so nahe gebracht, sie ist einem Theile der handelnden Wesen so verwandt, sie ist selbst in einen Theil der Handlung so wesentlich verflochten, daß uns der Gedanke ihrer Unendlichkeit und Gestaltlosigkeit nicht anders als peinlich seyn kann. Auf den Gränzen des Sinnlichen und Uebersinnlichen schwebend, scheint sie in keiner Region recht einheimisch, und was das schlimmste ist, ihre geistige Natur kömmt oft mit irdischer Beschränktheit der Gesinnungen und Kräfte ins Gedräng. Der Krieg der himmlischen Heerschaaren, welcher als Titanenkrieg so vortrefflich wäre, ist, mit rein-christlichen Ideen gepaart, eine schreyende Ungereimtheit, die nur darum nicht jeden Augenblick empfunden wird, weil sie oft unter

der Fülle der reichsten Einbildungskraft verschleyert ist. Aber keine Kunst und Sophisterey kann uns verbergen, daß die Würde Gottes gefordert hätte, den frevelnden Feind mit einem Worte der Allmacht zurückzuschlagen; und daß es nur das Interesse des Gedichtes war, welches sinnliche Kräfte in Bewegung zu setzen, Schwierigkeiten zu erheben und wenigstens einen Schein der Gefahr entstehen zu lassen forderte. Bey der Rolle des Messias trafen sich die Lehren der Dogmatik und die Forderungen der Kunst besser zusammen. Von der Geschichte mit menschlicher Gestalt begabt, von der Bibel als Besieger der Hölle gepriesen, konnte er den Stürmern des göttlichen Thrones mit geringerer Bedenklichkeit entgegengesetzt werden. Einem homerischen Jupiter gleich, in der ganzen Fülle der Macht, fährt er auf dem Streitwagen einher, von furchtbaren Donnern begleitet (VI. 831.)

Stracks trieb er seine Flammen-Räder fort
Auf den verruchten Feind, der Mitternacht
Vergleichbar, und es bebte unter ihm
Des Empyreum's fester Grund durchaus,
Nur Gottes ehrner Thron erbebte nicht.
Urplötzlich kam er mitten unter sie,
Und schwang zehntausend Donner in der Hand
Dem Feinde zu. Da drang in ihre Brust
Verderben; und sie staunten aller Kraft
Und alles Muths verlustig sich zu sehn.
Die eiteln Waffen fielen auf den Grund.

Und über Schild' und Helm' und Häupter hin
Fuhr sein Gespann; denn Throne, Seraphine,
Die mächtigen, sie lagen hingestreckt,
Und wünschten, daß auf's neu der Berge Last
Sie decke und verbürge seinem Zorn.

Da bey einer so überwiegenden Macht gar kein Widerstreben statt fand, so war die Schwierigkeit, die göttliche Würde mit einer irdischen Handlung in Uebereinstimmung zu bringen, leicht gelöst; aber in ein ganz anderes Gedränge ward der Dichter durch die geistige Natur der streitendeu Engel gebracht. Denn ob diese sich gleich gelegentlich mit irdischen Speisen nähren z), so sind sie doch keineswegs, wie die homerischen Götter, irdische Wesen von einer erhöhtern Natur, sondern wahre Geister, deren ursprüngliche Beschaffenheit jedes Gefecht zu einer Un-

z) V. B. 433.

So down they ſat
And to their viands fell; nor ſeemingly
The Angel, nor in miſt, the common gloſs
Of Theologians; but with keen diſpatch
Of real hunger, and concoctive heat
To tranſubſtantiate: what redounds, tranſpires
Through Spirits with eaſe.

Milton verschwendet viel Gelehrsamkeit, um diese Erscheinung zu erklären, und läßt auch den Engel selbst sich auf eine schwerfällige und pedantische Weise über seine Theilnahme an irdischer Nahrung rechtfertigen.

gereimtheit macht *a*). Die Gabe, welche sie besitzen, sich willkührlich auszudehnen und zusammenzuziehn, eine Gabe, von der sie unter andern in dem zu engen Versammlungssaale Mulcibers Gebrauch machen *b*), die sich aber mit einer Schlacht nach menschlicher Weise durchaus nicht verträgt, muß daher zum Besten der Wahrscheinlichkeit suspendirt werden; und als Satan's Feuergeschütz einen Theil des feindlichen Heeres zu Boden stürzt, und Engel und Erzengel über einander rollen, setzt der Dichter, gleichsam sich selbst verspottend, hinzu (VI. 595.);

> Dieß war der Rüstung Schuld, denn unbewehrt,
> Als Geister, wären durch Entfernung sie
> Und schnell Zusammenziehn dem Angriff leicht
> Entgangen.

Solche Mängel, welche an einem der schönsten und herrlichsten Theile dieses Gedichtes haften, ver-

a) VI. 348.
> Denn keine tödtliche Verwundung nimmt,
> So wenig als die Luft, ihr flüßiges
> Gewebe an: sie sind ganz Herz, ganz Haupt,
> Ganz Ohr, ganz Auge, ganz Verstand und ganz
> Gefühl, und nehmen, stets nach eigner Lust,
> Gestalt und Größ' und Farbe an, bald dicht
> Bald flüssiger, wie gut es ihnen dünkt.

b) I. 177.
> Ein Wunder schau! sie schienen eben noch
> Der Erde Riesenbrut an Größe gleich,
> Und schrumpfen jetzt zu kleinen Zwergen ein,
> Zahllos im engen Raum gedrängt. —

unstalten mehr oder weniger das ganze Werk, und die meisten entspringen aus der Beschaffenheit des Stoffes, der bey einer zugleich theologischen und poetischen Entwickelung durchaus ungereimt erscheinen mußte. Daß Milton dieß übersah, kann nur dem mächtigen Einflusse der Gewohnheit und seinen frommen Absichten zugeschrieben werden. Wenig fehlte, so hätte die im Eingange angekündigte Absicht, die Wege Gottes vor den Augen der Menschen zu rechtfertigen, die ganze Epopöe in ein Lehrgedicht umgewandelt, in welchem die schönste und lebendigste Poesie nur episodisch in die Dornen einer metaphysischen Dogmatik eingeflochten worden wäre. Was geschehen konnte, ist wirklich geschehen, und es war noch glücklich, daß der Strom der Einbildungskraft des Dichters zu stark gegen seine eignen Vorsätze andrängte, um nicht wider seinen Willen durchzuschlüpfen und Freyheit zu gewinnen. Aber ein Kampf ist es immer, und wenn die poetische Tendenz eine Zeitlang die Oberhand gewonnen hat, drängt sich die mahnende Erinnerung an die didaktische Absicht zur Unzeit herein. Die ermüdenden und subtilen Erörterungen über die moralische Freyheit, welche bald den höhern Naturen in den Mund gelegt, bald von dem Dichter in seiner eignen Person gegeben werden, lagen jener Absicht und dem Inhalte der Handlung zunächst. Nicht minder ermüdend sind die Unterre-

dungen Gottes mit Adam, als dieser eine ihm angemessene Gesellschaft begehrt, und den Einwand seines Schöpfers, daß auch er einsam und ohne Gesellschaft sey, mit den spitzfündigsten Gründen beantwortet. In den Schilderungen des Lebens der ersten Eltern ist der unzeitigen oder übermäßig ausgeführten Betrachtungen kein Ende zu finden. Was kann, um nur Ein Beyspiel anzuführen, unzeitiger seyn, als die der Erzählung Adams von der überraschenden Erscheinung seiner Gattinn angeknüpfte Betrachtung über weibliche Sittsamkeit, in welcher Adam die Kenntniß des künftigen Zustandes verlorner Unschuld auf eine unschickliche Weise antizipirt, (VIII. 500.)

> Sie hörte mich, und ob sie gleich von Gott
> Mir zugeführt war, wirkten Unschuld doch
> Und jungfräuliche Schaam, des innern Werths
> Bewußtseyn und der Tugend Hochgefühl,
> Das sich nicht ungesucht noch unbemüht
> Dahingiebt, nie sich aufdrängt, sondern sich
> Zurückeziehend desto mehr gefällt;
> Dieß, oder kurz zu sagen, die Natur,
> Obgleich von sündlichen Gedanken rein,
> Wirkt' in ihr so, daß sie mich schauend floh.

Diese Stelle, welche viele ihres gleichen hat, in denen der Mangel an Zweckmäßigkeit auch durch größere Schönheiten nicht gut gemacht werden könnte, möchte vielleicht allein schon hinreichen, den Geist

ahnden zu lassen, in welchem die unschuldigen Menschen des Paradieses dargestellt sind. Daß dieser Darstellung etwas mangle, haben mehrere bemerkt; doch schwerlich dürfte der Mangel in dem Umstande gegründet seyn, daß sich die Hauptpersonen des Gedichtes in einem Zustande befänden, in welchem kein Mann und kein Weib jemals wieder gerathen könne c). Der Zustand vollkommner Unschuld und Reinheit, in welchem sich die ersten Eltern befinden sollen, kann von uns so gut als jeder andre vorgestellt werden, und das Ebenbild Gottes, welches in ihnen ausgedrückt war, ist auch in unsern Herzen als Ideal aufbewahrt. Von dieser Seite also würde unserm Interesse an den Hauptpersonen des V. P. nichts im Wege stehn, wenn es nur dem Dichter gelungen wäre, der leeren Form einen reichhaltigern Inhalt zu geben, ohne der Wahrheit und Reinheit des Ideals zu nahe zu treten. Milton versuchte es allerdings, aber der Versuch mislang, indem er

c) Johnson S. 246. The plan of Paradise Lost has this inconvenience, that it comprises neither human actions nor human manners. The man and woman who act and suffer, are in a state which no other man or woman can ever know. The reader finds no transaction in which he can be engaged; beholds no condition in which he can by any effort of imagination place himself; he has, therefore, little natural curiosity or Sympathy.

die bedeutungslose Reinheit der ersten Eltern durch eine Fülle an Kenntnissen zu heben suchte, die nicht aus der Tiefe ihres Wesens entsprungen und also auch nicht mit demselben verwebt und verschmolzen sind. Daher findet sich in ihnen, was der Idee der erfahrungslosen Unbefangenheit am meisten widerspricht, das Angelernte, welches sich immer als Pedanterey zeigt; ein Fehler, von welchem auch Adam keineswegs frey ist *d*). In seiner oben berührten Unterredung mit Gott erscheint er als ein gewandter Dialektiker, und der Sündenfall scheint das Talent subtiler Untersuchung noch erhöht zu haben, wenn er auf folgende Weise über seine Sterblichkeit disserirt (X. 782.):

Ein Zweifel nur
Verfolgt mich, daß ich nicht ganz sterben kann;
Daß jener reine Lebenshauch, der Geist
Des Menschen, welchen Gott ihm eingehaucht,

d) Nichts ist pedantischer und folglich ermüdender, als der häusliche Zwist des paradiesischen Paars im IX. Gesang. Eva schlägt eine kurze Trennung bey der Arbeit im Garten vor, und unterstützt ihren Vorschlag mit schlechten Gründen. Adam setzt ihr ein pedantisches und schwerfälliges Raisonnement entgegen. Die meisten Leser dieser Scene werden geneigt seyn, der Vermuthung eines Commentators beyzutreten, daß M. hier sein eignes, nichts weniger als glückliches Verhältniß, zu seiner ersten Frau habe darstellen wollen.

Mit diesem körperlichen Erdenkloß
Nicht untergehn kann; also sterb' ich denn,
Wer weiß, im Grabe oder einem andern Ort
Des Schreckens einen Tod, der Leben hat?
Gedanke, schreckenvoll, wenn wahr! Doch wie?
Es war des Lebens Hauch, der sündigte,
So stirbt denn auch was Sünd' und Leben hegt?
Und beydes wohnet ja nicht eigentlich
Dem Leibe bey; so sterb' ich also ganz.
Dieß schweige meine Zweifel, da der Mensch
Nicht weiter reicht. — Doch wenn der Herr der Welt
Unendlich ist, ist denn sein Zorn es auch?
Und ist er es, so ist der Mensch es nicht,
Deß Loos die Sterblichkeit. Wie übt er dann
Endlosen Zorn am Menschen, dem der Tod
Sein Ende bringt? Macht todlos er den Tod?
Das wäre traun! ein fremder Widerspruch,
Nicht möglich, selbst in Gott; ein Ausweg nur
Der Ohnmacht, nicht der Macht. Wird er vielleicht,
Zur Stillung seines Zorns, das Endliche
Ausdehnen zum Unendlichen, der Strenge so
Genug zu thun, der nie genug geschieht?
Dann dehnt er ja sein Urtheil über Staub
Und der Natur Gesetz, nach welchem sonst
Die Ursach' stets der Receptivität
Des Stoffs gemäß wirkt u. s. w.

Wenn wir dasjenige, was Milton's Genie am besten gelang, mit Aufmerksamkeit betrachten, so werden wir uns nicht wundern, wenn er in der Darstellung reiner und heitrer Unschuld, paradiesischen

Frohsinns und süßen Genusses hinter unsern Wünschen zurückbleibt. Seine Heimath waren die Regionen des Furchtbaren und Düstern; in ihnen bewegt er sich mit eigenthümlicher Kraft. Die wunderbaren Gemählde des Chaos und der Unterwelt sind ganz sein, aber zur Schilderung des Paradieses und Himmels leiht er seine Farben. Der originale Dichter macht dann dem gelehrten Platz *e*). Glänzend und prächtig ist in solchen Beschreibungen sein Kolorit, aber selten anmuthig und zart; er blendet uns, aber er fesselt uns nicht. Erst dann findet er sich wieder, wenn er sich in eine reichhaltige Tiefe der Gefühle taucht. Nichts ist schöner und reichhaltiger, als die Beschreibung des Traums, in welchem Adam die Schöpfung des Weibes erblickt (VIII. 355.); eine Beschreibung, welcher vielleicht nur die beseelte Schilderung von Adams erstem Besinnen und Aufmerken (VIII. 253.) an die Seite gestellt werden kann. Ich fand mich, erzählt er,

vom tiefen Schlafe neu erwacht,
Sanft hingelegt in blumenreiches Gras,
Im zarten Thau, den bald der Sonne Strahl

e) Welchen Gegenstand Milton mahlt, sagt Johnson, er erfüllt immer unsre Einbildungskraft. Doch scheinen seine Bilder der Natur nicht immer von der originalen Gestalt genommen, sondern er sah sie, wie Dryden sich ausdrückt, durch die Brille der Bücher.

Genährt vom feuchten Dampf austrocknete.
Stracks kehrt ich mein verwundert Aug empor
Zum Himmel staunend ob dem weiten Raum;
Bis auf ich sprang, getrieben vom Instinkt,
Als strebt ich dort hinauf. So stand ich da
Auf meinen Füßen, und beschaut' umher
Thal, Hügel, Schattenwälder, sonnige
Gefild' und murmelnder Gewässer Sturz,
Und Wesen, welche lebten, wandelten,
Und flogen; Vögel wirbelnd im Gezweig,
Und lächelnd jedes Ding von Wohlgeruch.
Da überströmte Freude meine Brust.
Dann schaut' ich selbst mich an, und Glied bey Glied
Betrachtet' ich, und ging und lief behend
Auf schlanken Füßen, wie die Lebenskraft
Mich antrieb; aber wer ich war und wo,
Das wußt' ich nicht; noch auch warum ich war.
Zu sprechen wagt' ich's nun, und sieh' ich sprach;
Die Zunge folgte mir; ich konnte leicht
Benennen was ich sah. O schönes Licht,
O Sonne, sprach ich; du erleuchtete,
Du frische heitre Erd', o Hügel ihr,
Ihr Thäler, Flüsse, Wälder, Ebenen,
Und die ihr lebt und webt, ihr herrlichen
Geschöpfe, sagt mir, wenn ihr's wißt, wie kam
Ich so hierher? gewiß nicht von mir selbst. u. s. w.

Nach dem Genusse der verbotnen Frucht häufen sich die belebten und reichhaltigen Stellen, und das steigende Interesse von dem Augenblick an, wo Begierde und Furcht die bis jetzt stillen Gemüther bewegt, zeigt die Ursache des Gefühles der Leerheit, das wir bey

der Betrachtung ihres unschuldigen Zustandes empfanden, unverkennbar an. Welch' eine schöne Mischung von taumelnder Begeisterung, zagender Bangigkeit, zarter Liebe und thörichten Verlangens enthält Eva's Rede nach vollbrachter That; wie rührend kündigt sich schon in dem Taumel der Freude die künftige Verzweiflung an! Nicht minder mächtig wirkt die Theilnahme des Verbrechens in Adam's Brust, und die Darstellung seines Rausches und der sinnlichen Begierde, die in irdischer Wollust und drückendem Schlafe endigt, (IX. 1017.) ist gleich bewunderns-würdig durch tiefes Gefühl, reiche Phantasie und ergreifende Wahrheit.

Solche Schönheiten, in welchen sich der ganze Reichthum von Milton's Geiste zeigt, sichern dem Verlornen Paradiese einen ehrenvollen Rang unter den Epopöen der Neuern zu, wenn es gleich den Meisterstücken Ariosto's und Tasso's keinesweges an die Seite gesetzt werden kann. Denn was diesen und vorzüglich dem erstern die Bewundrung der Welt und Nachwelt zusichert, die wunderbare Verbindung an Klarheit und Tiefe, die entzückende Leichtigkeit, die sichre Herrschaft über den Stoff und die kunstvolle Mischung der mannichfaltigsten Farben — alles dieses vermißt man bald mehr bald weniger in Milton's Gedicht. Indessen wird es keiner ohne Bewundrung seines Schöpfers weglegen, wenn er

auch gleich, wie sich einer seiner Beurtheiler ausdrückt, vergessen sollte, es wieder aufzunehmen *f*).

Die Sprache in diesem wunderbaren Gedichte ist dem Geist und Charakter desselben angemessen. Sie ist im Ganzen so neu als die Idee des Werkes selbst war, voll Kraft und Gedrängtheit, aber oft hart und mehr gelehrt als schön *g*). Fülle, Reichthum und Hoheit vermißt man selten in ihr; aber die Fülle artet bisweilen in Ueppigkeit, der Reichthum in Luxus, die Hoheit in Schwulst aus. Das letztere ist indeß dem Dichter am seltensten und vielleicht nur da begegnet, wo ihn der falsche Schimmer unzeitiger Gelehrsamkeit verblendet hat.

f) Johnson S. 249. Paradise Lost is one of the Books which the reader admires and lays down, and forgets to take up again. None ever wished it longer than it is. Its penesal is a duty rather than a pleasure. We read Milton for instruction, retire harrassed and overburdened, and lookelsewhere for recreation; we desert our marter and seek for companion.

g) Daß sich M. bemühte, seiner Sprache durch Nachbildung eines fremden Idioms Neuheit und Glanz zu geben, ist von mehrern bemerkt worden. Er liebte alte Formen und seltene Worte, und bedient sich gern, oft zum Verdruß des Lesers, technischer Ausdrücke. Diese Erscheinung kann vielleicht aus dem doppelten Grunde eines überwiegenden Hanges zur Gelehrsamkeit überhaupt, und einer einseitigen Nachahmung der homerischen Sprache erklärt werden.

Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Siebenten Bandes zweytes Stück.

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Siebenten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1805.

Ueber die

Poesie der Alten und Neuern a).

Die Untersuchung über die Verschiedenheiten, die zwischen den ältern und neuern Dichtern obwalten, ist, wie die mit ihr zusammenhängende Frage über die Vorzüge und den Werth beyder, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften mehrmahls erneuert und obgleich gewöhnlich zum Vortheil der ersten, doch nicht immer nach denselben Ansichten entschieden worden. Daß für die Erforschung und Festsetzung der eigenthümlichen Merkmahle beyder weder die besondere Stimmung der Urtheilenden, noch die Richtung des Volkes, unter welchem geurtheilt wurde, gleichgültig seyn konnte, leuchtet von selbst ein; den größten Einfluß in die immer von neuem aufgenommene und immer anders gelöste Aufgabe haben jedoch unstreitig die verbesserten Einsichten in das

a) Ein Versuch, den Artikel die Alten in Sulzers Theorie, nach den belehrenden Untersuchungen unserer Philosophen, zu berichtigen und zu ergänzen.

Wesen der Poesie und das tiefere Eindringen in den Geist des Alterthums selbst gehabt. Indem die Kritik jenes gründlicher erörterte und dieses schärfer auffaßte, stieg sie zu immer allgemeinern Begriffen und Urtheilen empor und vertauschte jedesmahl den niedrigern Standpunkt mit einem höhern. Die Bestätigung hiervon liefert besonders die Geschichte unserer Litteratur. Ohne daß wir in jene berüchtigten Streitigkeiten, wem im Gebiethe der Dichtkunst der Vorrang gebühre, eingegangen sind, haben wir doch nicht unterlassen, die Alten und Neuen, bald einzeln bald im Ganzen, sorgfältig zu vergleichen und uns allmählig von beschränkten Aussichten zu weitern und befriedigendern zu erheben. Drey Gesichtspunkte sind es hauptsächlich, von denen, wenn wir einzig bey dem Wesentlichen der Untersuchung stehen bleiben, die Würdigung des poetischen Alterthums unter uns ausgegangen ist. Sie empfehlen sich der Aufmerksamkeit um so mehr, da sie die bedeutendsten von allen sind und die vielfachen Seiten des Gegenstandes sich in ihnen am bestimmtesten und deutlichsten offenbaren.

Der erste, den man auffaßte (man könnte ihn den ästhetisch-technischen nennen), war der niedrigste unter allen. Wenn ein Volk, dessen Litteratur im Aufblühen begriffen ist, sich zu den Geisteswerken

der Alten wendet, um aus ihnen zu lernn und sich nach ihnen zu bilden, so wird es gewöhnlich von keinen Schönheiten lebhafter gerührt, noo von den Vollkommenheiten irgend einer Art stärker ur Nachahmung aufgefodert, als von denen, die si auf das Geschmacksvermögen beziehn. Wahre untlebendige Schilderungen, eine vollendete poetische Spache, ein Vers, der sich leicht und gefällig bewegt, ne glückliche Anordnung und Verbindung der einzelen Theile zu einem Ganzen, mit einem Worte, des, was sich nach der Idee der Zweckmäßigkeit beurleilen und gewisser Maßen in Regeln fassen läßt, wi dann in den Schriften der Vorzeit am ersten agefunden, bewundert und nachgeahmt. Man glaub das Verdienst der Griechen und Römer erkannt un den ganzen Unterschied zwischen ihnen und den Rnern entdeckt zu haben, wenn man jene Vorzügeempfindet und sie als das schöne Eigenthum des lterthums auszeichnet. Die Behauptungen, aufwelche die Kunstrichter Italiens und Frankreichs ihr Urtheil über den Werth und Unwerth der Altenstüßten, die Vorwürfe, mit welchen die eine Part sie angriff und die Vertheidigungen, welche die arre ihr entgegensetzte, betrafen fast alle die Regeläßigkeit der Zusammensetzung, die Wahrheit und Wrde des Ausdrucks, die Wahl und Anmuth der Boer und die Richtigkeit und Schicklichkeit der Veleichungen,

also immernur die Sorgfalt in der Anlage des Ganzen und inder Ausführung des Einzelnen. Man lese die Bemerungen, die Boileau, unstreitig der einsichtsvollste frnzösische Kunstrichter der frühern Zeit, zu seiner Uecrsetzung des Longin gegeben hat, und in denen ersich hauptsächlich der Alten gegen die Verkleinerunen Perraults annimmt, und man wird finden, da er überall Worte und Redensarten wägt und richt, den auf einige geworfnen Tadel des Niedriget und Unedlen zurückweist, die Empfindungen und iesinnungen, die Homer und die Tragiker ihren Helen in den Mund legen, als wahr und ihrer Lage gem, in Schutz nimmt und andere Ausstellungen drch den bemerkten Abstand zwischen unsern und den riechischen Sitten entkräftet. Eben so verfährt imGanzen La Harpe, wiewohl zwischen Boileau undihm ein Jahrhundert liegt. Vergebens sieht man ich in seinem weitläuftigen Gemählde der alten und neuen Litteratur nach einer Vergleichung um, die vn einem höhern Standpunkte ausginge. Die Verschdenheiten, die er zwischen beyden bemerkt, sind mer nur solche, die in den Verschiedenheiten des eschmacks so weit aus einander liegender Zeiten u Völker, wie er vergleicht, ihren Grund haben, und a er, gleich den meisten seiner Landsleute, keine poische Gattung mit so viel Liebe umfaßt, als die dratische, so verweilt er am längsten bey

der Entwickelung der epischen und scenischen Charaktere, und bey der Art, wie die griechischen und römischen Dichter auf der einen und die französischen auf der andern Seite sie bilden und halten. Dieser Theil seines Werkes ist unstreitig der schätzbarste unter allen: aber La Harpe richtet dennoch seinen Blick überall mehr auf das Einzelne, als auf das Ganze, geht tiefer in die Manier, als in den Geist der Schriftsteller, die er beurtheilt, ein, und gewährt uns öfter künstlerische Ansichten, als bedeutende Unterscheidungen.

Die erste Huldigung, die wir Deutsche den Dichtern des Alterthums brachten, bezog sich ebenfalls auf die Form ihrer Werke, den Wohlklang ihrer Sprache, und den vollendeten Ausdruck ihrer Gedanken; und in der That standen wir in allen diesen Rücksichten so weit hinter ihnen, daß es verzeihlich war, wenn wir das Unterscheidende ihrer Poesie in diese Tugenden setzten. Wir dürfen nicht allzuweit in die Geschichte unserer Litteratur zurückgehen, und wir stoßen überall auf Belege, welche jene Behauptung rechtfertigen. Die Frage, ob das Wunderbare die Bedingung des Epos und die Beobachtung der berühmten drey Einheiten das Erforderniß eines guten Drama sey, die Untersuchungen über die Natur und Wirkung der Gleichnisse, über die Macht- und

Bey-Wörter und über die Mahlerey des Ausdrucks, wie sie Bodmer und Breitinger anstellten, überhaupt alles, was zu der so genannten sinnlichen Vollkommenheit der Rede gehört, wurde, nach Anleitung der Alten, erörtert und ausgemittelt, und die ihnen eigenen unverkennbaren Vorzüge der Anordnuug und der Schreibart, als der sie unterscheidende Charakter, betrachtet. Ja selbst, als man von einigen Vorurtheilen, welche sich in diese Schätzung mischten, zurückkam, als man sich überzeugte, daß die Form in vielen Werken des Alterthums durch Zufälligkeiten bestimmt werde, und Mehreres, was man für Eigenthümlichkeiten des Genius der Griechen und Römer hielt, nicht in der Poesie dieser Völker allein, sondern in der Poesie überhaupt, wenn sie diesen Nahmen verdienen solle, sich finden müsse, selbst dann glaubte man noch, Einfalt, Natur und Wahrheit herrschten vorzugsweise in den Schriften der Vorzeit und müßten zu denen sie auszeichnenden Merkmahlen gezählt werden.

Der zweyte Gesichtspunkt zur Begründung des Unterschieds zwischen den Alten und Neuen *b*) bezieht sich — nicht auf die ästhetische und technische

b) Garve hat ihn in seinen Betrachtungen einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältern und neuern Schriftsteller, besonders der Dichter, aufgefaßt.

Vollkommenheit in den Werken der erstern, sondern — auf die eigenthümliche Art, wie sie die Natur auffaßten und darstellten. Die Poesie der Alten ist originell, sinnlich und absichtslos, die Poesie der Neuern nachahmend, betrachtend und absichtlich. Offenbar war des eigentlichen Unterrichts bey den Alten sehr wenig. Was sie lernten, das lernten sie in der Natur und unter den Menschen, und was sie von beyden wußten, das wußten sie aus eigener Anschauung und Erfahrung. Wenn Homer, Pindar und Aeschylus zu ihrem Volke reden, so theilen sie ihm nichts mit, als was sie selbst empfanden, sahen, bemerkten, — ihre Einsichten, ihre Begriffe, ihre Erkenntniß, und alles das in der Form, die sie unabhängig von andern, für den Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken in sich selbst finden. Sie haben kein Muster vor sich, an das sie sich halten, und bedürfen keins. Den Stoff ihrer Dichtungen sammeln sie aus der Welt, und auf die Gestalt, die für ihn die passendste ist, leitet sie nicht Beyspiel, oder kritische Forschung, sondern ihr Genius und die in dem Gegenstande selbst liegende Leichtigkeit, ihn auf diese oder jene Art zu bilden. Auf eben dem Wege aber, auf welchem die Darstellungen der Alten ihre Originalität gewinnen, gewinnen sie auch die sinnliche Kraft, durch die sie sich auszeichnen. Wer mehr anschaut, als zergliedert, und lieber zusammenfaßt, als zerlegt,

wird schwerlich das Innere der Dinge und ihre verborgenen Eigenschaften erforschen, allein das Aeußere, das, was sich den Sinnen darbiethet, wird er sehr genau kennen lernen, und es in allen seinen Wirkungen und Beziehungen wieder geben können. So finden wir es in den Dichterwerken der Alten. Den Wechsel der Jahreszeiten, den Auf- und Untergang der Gestirne, das Meer im Sturme, die Wuth des Gewitters, das Ungestüm der Schlacht, die Verheerungen, die Seuche und Krankheit anrichten, — alle diese und ähnliche Gegenstände haben sie auf das fleißigste beobachtet und verstehen sie, unterstützt von ihrer in hohem Grade mahlerischen Sprache, treffend zu schildern. Auch dem Menschen brachte sie ihr Leben, das größtentheils ein öffentliches war, und die einfachen, durch Stand und Rang weniger erschwerten, Verhältnisse des Umganges näher. So erhielten sie Gelegenheit, nicht nur das, was der Gattung gemein ist, wie Empfindungen und Leidenschaften und die unverstellten Aeußerungen beyder, sondern selbst die einzelnen Classen und deren abwechselnde Verrichtungen und Geschäfte aus eigener Anschauung kennen zu lernen und ihrer Poesie die sinnliche Wahrheit und Anschaulichkeit, die ihr Eigenthum ist, mitzutheilen. Endlich, wenn die Alten dichteten, so dichteten sie aus Veranlassung. Ihre Religion, ihre Spiele, ihre Feste weckten den Funken der Begeiste-

rung und gaben ihnen oft den Stoff zu ihren Gesängen. Homers Rhapsodien wurden nicht gelesen, sondern bey feyerlichen Zusammenkünften und Mahlen gehört. Alcäus diente mit seiner Leyer, wie mit seinen Waffen, dem Vaterlande. Pindars Siegeshymnen gingen mitten unter den Kämpfen zu Olympia, Delphi und Nemea und unter denen auf dem Isthmus hervor, und Aeschylus und seine Nachfolger weihten ihre Muse dem Gotte, dessen Verherrlichung die Lenäen und Dionysien galten.

Ganz anders verhält es sich mit der Poesie der Neuern. Von der Lesung der Alten ausgehend, und durch sie unterrichtet, geweckt und begeistert, haben wir uns immer an sie, als unsere ersten Lehrer, hochachtungsvoll angeschlossen. Die Formen, die wir in ihren Werken fanden, sind in den unsrigen beybehalten, ihr Ton und ihre Manier aufgefaßt und wiedergegeben, und sogar ihre Versarten, wenigstens in Deutschland, sorgfältig nachgeahmt worden. Wohin wir forschend das Auge wenden, überall stoßen wir auf fremde Gegenstände, die wir uns erst aneignen müssen. Bald begegnen wir Göttern und Heroen, die unter uns nicht einheimisch sind, bald Sitten, die wir nicht für die unsrigen erkennen, bald einer Natur, die uns nicht angehört. Unsere Dichter, selbst die, welche sich ihre Eigenthümlichkeit am meisten

bewahrt haben, verrathen alle, der so, der anders, daß sie einen Theil ihrer Bildung und ihres Unterrichts von Griechen und Römern erhalten haben. Und möchte nur die Einbuße an Originalität die einzige seyn, die sie auf die Rechnung des Unterrichts schreiben müßten! Aber die gelehrte Erziehung unserer Dichter überhaupt, der Umstand, daß sie den bey weitem größten Theil ihrer Kenntnisse nicht durch sich und die eigene Beobachtung der Dinge, sondern aus Büchern und durch Mittheilung anderer empfangen, hat auf den Geist ihrer Poesie noch einen besondern Einfluß und giebt ihr eine andere Richtung. Sie haben frühzeitig mit der reinen Ansicht der Natur und der Menschen fremde Ansichten und Erfahrungen über beyde vermischt, und sind daher stets in Gefahr, das, was sie empfanden, nicht einfach und lauter, sondern versetzt und künstlich wiederzugeben. Sie haben Fleiß und Mühe angewendet, um sich gewisse Ideen und Begriffe zu eigen zu machen, und so übersehen sie nicht selten die nahen und natürlichen Verhältnisse und Beziehungen und wählen die entferntern und versteckteren. Sie haben sich überhaupt von Jugend auf gewöhnt, nicht sowohl den Eindruck von außen ruhig aufzunehmen, als ihn zu zergliedern und das Innere desselben zu erforschen, und so gewinnen ihre poetischen Darstellungen an Gründlichkeit, Reichthum und Tiefe und verlieren an sinn-

licher Anschaulichkeit und einleuchtender Wahrheit. Dieß alles ist und muß noch um so mehr unser Fall seyn, da wir auch beym Schreiben nicht unbefangen zu Werke gehn, Absicht und Bedürfniß uns immer leiten und unsre schriftstellerischen Arbeiten, im Ganzen, mehr für den Leser als für den Hörer berechnet sind. Wir begnügen uns nicht, auf die Phantasie zu wirken, wir wollen immer zugleich auch den Verstand beschäftigen; wir geben einen Gedanken selten so, wie er ist, wir verkünsteln und verfälschen ihn gewöhnlich, damit er neu und glänzend erscheine; wir meiden nicht bloß das Mystische in der Sprache und im Ausdrucke nicht, wir suchen es oft geflissentlich, weil wir dadurch anziehender zu werden hoffen; wir arbeiten überhaupt in unserer Poesie mehr auf Ideen, als auf Empfindungen, mehr auf Reiz, als auf Wahrheit, mehr auf die Zergliederung des Besondern, als auf die Auffassung des Allgemeinen, mehr auf die Darstellung des Innern und Geistigen in seinen feinsten und zartesten Gestaltungen, als auf das Körperliche und Sichtbare hin. Kein Wunder, daß es in der neuen, wenigstens in der deutschen Litteratur so viele Schauspiele giebt, die sich nicht zur Aufführung auf dem Theater, sondern höchstens zur Mittheilung in einem auserwählten Zirkel, und Oden, die sich nicht einmahl zum Vorlesen, sondern ausschließend zum stillen einsamen Lesen eignen.

Ein dritter Gesichtspunkt zur Vergleichung der Poesie der Alten und Neuern c) giebt die Verschiedenheit, wie beyde auf uns wirken. „Die erstern, sagt ein geistreicher Kunstrichter, rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; die letztern rühren uns durch Ideen." Die Natur besitzt und beherrscht den Griechen ganz und die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen macht ihn zum Dichter. Nicht ihn und sein Inneres sollen wir in seinen Gemählden anschauen; nicht erfahren, was er bey seinem Gegenstande empfunden, bemerkt, gedacht hat, nicht von der Stimmung seines Gemüths durch ihn unterrichtet werden; sein Zweck ist: „das Empfangene so ruhig, einfältig und leicht, wie er es empfangen hat, wieder darzustellen" und uns durch das Leben, die Freyheit und die Kraft seiner Darstellungen für das Dargestellte selbst zu gewinnen. Der Eindruck, den wir aus den Werken der Griechen mit uns hinwegnehmen, ist daher auch ein sich von allen unterscheidender. Heiter kehren wir von ihnen in das Leben zurück, und mit Liebe umfassen wir es von neuem: denn da sie sich völlig in ihren Gegenstand versenken und unsre Phantasie ihn bestimmt aus sich zu erzeu-

c) Ihn wählte Schiller in seiner treflichen Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung.

gen zwingen so vergessen wir uns bey ihnen ganz und haben weder Auffoderung noch Veranlassung, an uns und unsern Zustand zu denken.

Der Zögling der neuen Zeit hingegen, den die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideale, oder die Darstellung des Ideals zum Dichter macht, entfernt sich schon dadurch auffallend von seinem Vorgänger, daß er sich weit mehr mit sich selbst, als mit seinem Gegenstande, beschäftigt. Der neuere Dichter bezieht den letzten immer auf sich. Er giebt sich ihm nicht hin, er ergreift und durchdringt ihn nicht; er benutzt ihn mehr, um sich in ihm zu spiegeln, und uns durch ihn seine Gefühle, Ideen und Betrachtungen mitzutheilen. Der alte Dichter waltet unsichtbar über seinen Gegenstand, und tritt selten aus der Wolke hervor, die ihn verhüllt; der neuere zeigt sich gewöhnlich, oder erinnert doch oft an sich. Dafür ist aber auch der Eindruck, den er zurückläßt, von jenem, den wir vorhin schilderten, sehr verschieden. Da der Zweck des Neuern ist, uns hauptsächlich durch Reflexionen zu gewinnen und festzuhalten, so beschäftigt er uns auch merklicher, als der Dichter der ältern Zeit, und da seine schönsten Darstellungen in dem Gebiethe der idealischen Welt liegen, so macht er uns gewöhnlich mit unserm Zustande unzufrieden. Wir folgen ihm mit Anstrengung während

dem Lesen, und wir kehren mit einer gewissen Abspannung, und nicht sehr erheitert, aus den höhern Bezirken, in die er uns versetzt hat, zu der wirklichen Natur zurück.

Dieß sind, so viel ich weiß, die wichtigsten Gesichtspunkte, aus denen man bisher die Dichter unserer Tage und der Vorzeit verglichen hat. Zwey Fragen biethen sich, bey einer genauen Betrachtung von selbst dar. Die erste: Treffen sie nicht alle in einem gemeinsamen Punkte zusammen, und welches ist dieser? Die zweyte: Liegt etwas in ihnen, um den Werth der Alten und Neuern zu bestimmen?

Schon die sich ähnelnden Ideen, denen man in allen diesen Ansichten begegnet, lassen die Bejahung der erstern Frage vermuthen. Auffassen der äußern Natur und Eindringen in den innern Menschen, sinnliche Anschaulichkeit und gehaltvolle Geistigkeit, einfältige Darstellung und sorgfältige Einkleidung, ungetheilte Richtung der Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und Beachtung mannigfaltiger Nebenbeziehungen, diese Merkmahle sind es, die zuletzt in allen Wendungen der Vergleichung, als die wahrhaft charakteristischen, vorkommen. Wenn die eine vor der andern, und vor allen die letzte sich auszeichnet, so ist es zwar allerdings, weil sie die Aufgabe

besser und vollständiger löst, aber doch noch mehr darum, weil sich an die gewählte Ansicht eine Menge fruchtbarer Nebenbetrachtungen reihen und wir zu einem befriedigendern Aufschlusse über die Natur der Dichtkunst und der Dichtungsarten und deren Wirkung gelangen. Vielleicht wird, was ich behaupte, durch die Art, wie ich den Unterschied zwischen den Dichtern der ältern und neuern Zeit bestimme, einleuchtender werden.

Der Dichter eines Volkes, das, wie die Griechen, seine Bildung von keinem andern empfängt, sondern sie sich selbst giebt, kann keinen belohnendern Stoff für seine Muse finden, als ihm das wirkliche Leben und die ihn umgebende Natur gewährt. Beyde sind so reiche Gegenstände, die zur Darstellung auffodern, und die Darstellung beyder so verdienstlich. Warum sollte er in sich aufsuchen, was er außer sich findet, und sich in die Ideenwelt versteigen, da die sinnliche unberührt vor ihm liegt? Selbst in die entfernten Wirkungen und feinen Beziehungen der letztern hat er nicht nöthig einzugehn: denn die gewöhnlichsten sind noch nicht in Worte und Rhythmus gekleidet und für den Hörenden völlig neu. Nur auffassen und in ihrer ganzen Individualität wiedergeben darf er sie, und Alle werden das bildende Talent des Künstlers in ihm bewundern und zu seinen

Gesängen sich hinneigen. Und in der That, was geht ihm ab, um nicht bloß des Beyfalls seines Zeitalters, sondern auch der Schätzung des künftigen versichert zu seyn? Wenn jenes sich an der, vom Zwecke der Belehrung und Mittheilung unzertrennlichen, Verständlichkeit des zur Lyra tönenden Liedes ergetzt, so werden diese die kunstlose Einfalt, die Folge der genannten Tugend, erheben. Wenn jenes sich der zum ersten Mahle glücklich ausgedrückten Empfindung und Erscheinung freut, so werden diese die Wahrheit des originellen Gemähldes bewundern. Wenn jenes endlich die in das Einzelne heruntersteigende und alles erschöpfende Genauigkeit und Vollständigkeit der Schilderung mit Vergnügen beachtet, so werden diese die Treue, mit welcher der Dichter seinen Gegenstand aufnimmt und festhält, sein Eingehen in das Object, oder mit andern Worten, die Objectivität seiner Darstellungen rühmen.

Durch solche Merkmahle, denke ich, unterscheiden sich die Dichterwerke eines von fremder Bildung unabhängigen Volkes, so lange es noch in dem Kindesalter der Sinnlichkeit lebt, seine Geschäfte und Bedürfnisse es an die Natur fesseln und von philosophischen Beobachtungen und Untersuchungen abziehn, seine Barden keine müssige Volks-Classe ausmachen, sondern zu dem Ganzen gehören, nicht singen, um zu

vergnügen, sondern das heilige Amt der Lehrer und das ehrwürdige der Geschichtsbewahrer verwalten, und die Poesie ganz eigentlich ein Drang und eine Gunst der Natur ist. Aber eine andere Richtung empfängt der Dichter, wenn Wissenschaften und Kenntnisse fortschreiten, der Blick von dem Aeußern sich mehr auf das Innere lenkt, die Summe unserer geistigen Erfahrungen und Beobachtungen größer und zugleich wichtiger für uns wird, und der Kreis der allgemeinsten in die Sinne fallenden Erscheinungen der Natur durch die poetische Darstellung erschöpft ist. In dieser Periode nährt sich die Poesie vorzüglich von Ideen und sucht ihnen Gestalt und Farbe zu geben. Sie zieht die Gegenstände der übersinnlichen Welt, die der ungebildete Mensch nicht beachtet oder mit der sinnlichen Welt vermischt, der gebildete hingegen mit heißer Liebe ergreift und zu erforschen strebt, in ihr Gebieth und verleibt sie ihm ein. Sie weist unaufhörlich auf die höhere Bestimmung des Menschen hin und ordnet dieser die irrdische unter. Sie begnügt sich nicht, die Phantasie zu bewegen und ihr bestimmte Anschauungen vorzuhalten; sie sucht eben so oft und öfter den Verstand und das Herz zu beschäftigen und so ihren Schilderungen einen eigenthümlichen Reiz beyzumischen. Sie benutzt die Leidenschaften nicht bloß als Triebfedern zu Handlungen; sie zergliedert sie und bringt ans Licht, was

auf dem Grunde der Seele verborgen ruht. Sie bleibt endlich, wenn sie sinnliche Erscheinungen mahlt, nicht bey dem, was sich auf der Oberfläche zeigt, und auch dem blöden Auge sichtbar wird, stehen, sondern nimmt die zärtern Umrisse und feinern Schattirungen auf. Sammeln wir die Eigenthümlichkeiten einer von solchen Zwecken und Bestrebungen ausgehenden Poesie, so sind es folgende. In der Poesie der Alten beherrscht, in der Regel, das Object den Dichter ganz, in der Poesie der Neuern tritt er selbst, das Subject, stärker hervor. Jene beschäftigt sich hauptsächlich mit der Darstellung der sinnlichen Natur, diese mehr mit der Auffassung der geistigen. Die erstere sucht und erwartet kein anderes Interesse für ihren Gegenstand, als das, was ihm beywohnt, die letztere mischt ihm gern noch ein fremdes, — das der Empfindung, bey. Die eine giebt den Gegenstand, wie er ist, die andere giebt mehr Reflexionen über ihn und über den Eindruck, den er hervorbringt.

Ich komme zu der zweyten Frage: Läßt sich aus der Verschiedenheit zwischen den ältern und neuern Dichtern etwas über den Werth und die Vorzüge beyder bestimmen?

Diejenigen, welche so fragen, meinen nicht immer dasselbe, vielmehr fassen auch sie sehr ver-

schiedene Gesichtspunkte auf. Die Frage heißt nähmlich entweder bloß so viel: Erreichen wir die Alten in der technischen Vollkommenheit ihrer Werke? Oder sie will sagen: Können wir uns, von Seiten der Originalität, mit ihnen vergleichen? Oder sie bedeutet: Sind wir, in Absicht auf die Wahl und Behandlung des poetischen Stoffes, überhaupt auf dem rechten Wege, oder verlieren wir uns von ihm, indem wir mehr, als sie, in der Ideenwelt leben und auf die Erregung des Interesse hinarbeiten?

Unter allen dichterischen Vollkommenheiten sind die technischen offenbar diejenigen, die sich am ersten erreichen lassen, weil sie gewisser Maßen erwerbbar sind. Beurtheilen wir die Werke der Griechen und Römer aus diesem Gesichtspunkte, so sind, seit die Iliade nicht mehr als ein Ganzes betrachtet werden darf, die Trauerspiele des Sophokles das Vollkommenste, was die erstern in Absicht auf Anordnung und Zusammensetzung aufweisen können, und das Vollendetste in der römischen Litteratur Virgils Georgika und Aeneide, und die Oden Horazens: denn ob wir, statt des letztern, nicht lieber einen Alcäus und eine Sappho und mit dem Sophokles zugleich Menandern nennen würden, läßt sich itzt leider! nur wahrscheinlich vermuthen, nicht mit Gewißheit behaupten. Unter den neuern Nationen ist bekanntlich

keine, die nicht ein Heldengedicht von Umfang und anerkanntem Werthe besäße: indeß müssen wir, wenn wie unparteyisch prüfen, gleichwohl gestehn, daß, ungeachtet aller, selbst von dem neusten Ausleger zugestandenen, Fehler im Plane der Aeneide, keine unserer Epopöen, bey gleicher Mannigfaltigkeit, sich einer gleichen Uebereinstimmung und Verbindung der einzelnen Theile rühmen könne. Erinnern wir uns der bedeutendsten, des wüthenden Rolands, des befreyten Jerusalems, des verlornen Paradieses, der Messiade! Reicher an Ereignissen mögen sie leicht alle seyn; so viel Zweckmäßigkeit in der Anordnung des Ganzen, wie in der Aeneide herrscht, offenbart sich in keiner. Ein noch größeres Lob gebührt dem Lehrgedichte des Römers. Die neuere Zeit besitzt kein Werk, das mit dem römischen, von Seiten der Form, (denn daß wir keins von ähnlichem Inhalte aufweisen können, ist längst bekannt,) eine Zusammenstellung aushielte. Wenn wir indeß nicht Gattung gegen Gattung halten wollen, — wenn bloß von einer Vergleichung im Allgemeinen die Rede ist, so wird wohl Niemand zweifeln, daß es den Neuern so gut, wie den Alten, gelungen sey technische Vollkommenheit mit poetischem Geiste zu paaren. Popens Lockenraub, Boileaus Pult und Wielands Musarion können, wenn von erzählenden Gedichten die Rede ist, gewiß mit allem Recht, zu-

gleich als geistreiche und als vollendete Werke, und unter den dramatischen Versuchen der Deutschen, in beyderley Rücksichten, zum mindesten Emilie, Minna, Nathan und Iphigenia genannt werden. Noch weniger dürfen wir eine Vergleichung zwischen den alten und neuen Lyrikern scheuen. Es sey mir erlaubt, hier das Urtheil, welches ein Kunstrichter, der gerade kein Lobredner der Neuern ist, über Ramler fällt, anzuführen.

„Schon die nackten Plane mancher Ramlerischen Oden, sagt er, enthalten mehr wahren Dichtungsgeist, und verdienen die Bewunderung der Kenner mehr, als mancher vollendete lyrische Gesang. Die Anlage der meisten Lyriker ist gewöhnlich nichts mehr als Prose: Ramlers erster Gedanke ist oft schon Poesie. Jene glänzen durch einzelne Schönheiten, welche, gleich Brillanten, bald hier, und bald dort hervorschimmern. Sie blenden uns beym ersten Anblicke, und lassen uns, wie jede leblose Schönheit, bey wiederholter Betrachtung, kalt. Ramler gießt unsichtbaren Reiz über das Ganze aus, der, wie die geistige Schönheit eines seelevollen Antlitzes, uns nie ermüdet, und stets zu neuem Genusse einladet. Selbst seine Schönheiten des Details stehen selten für sich allein da. Sie greifen oft, und nicht selten tief in den Plan ein, sind voll Bedeutung und Leben, und beschäftigen den Verstand nicht weniger angenehm,

als die Einbildungskraft." Ich wüßte nicht, wie man den römischen Horaz von Seiten seiner künstlerischen Vollendung treffender loben könnte, und doch ist dieß Lob, dem deutschen Horaz gegeben, nicht minder gerecht und passend. Wenn, außer ihm, kaum noch zwey oder drey unter unsern Lyrikern sind, auf welche Hottingers Schilderung anwendbar ist, wenn es überhaupt in der neuen Litteratur nur wenige Werke giebt, die durch Zweckmäßigkeit und durch Vollkommenheit der Form die strenge Kritik befriedigen, so müssen wir nicht vergessen, daß wir auch in der griechischen Litteratur vieles als Erzeugnisse eines reichen Genies, nicht als Meisterstücke eines geprüften Geschmacks bewundern, und selbst Euripides, wenn vom Technischen die Rede ist, nicht mitgezählt wird.

Einen bey weitem schwierigern Kampf mit den Alten haben wir zu bestehen, wenn die Frage die Originalität betrifft. Der Besitz ihrer litterarischen Schätze ist nun einmahl durch Erbschaft auf uns gekommen. Ob wir ohne sie diese Richtung würden genommen, diesen poetischen Stoff behandelt, diese Formen gefunden haben, bleibt wenigstens zweifelhaft. Es ist wahr, die großen Thaten der Helden, die erschütternden Wechsel des Glückes, verschmähte und erhörte Liebe, großmüthige Aufopferung, Vater-

land, Freunde, Verwandte haben zu alten Zeiten und unter jedem Himmel auf das Herz des Menschen gewirkt; auch haben die Griechen nicht allein eine Geschichte poetisch erzählt, eine Handlung in Dialogen durchgeführt und, was sie empfanden, in feurigen Oden ausgeströmt. Ossian, David und Kalidas thaten dasselbe und wurden nicht von ihnen geleitet. Aber bey dem allen steht fest, daß unsre Bildung auf die Bildung der Alten gegründet ist, die Formen ihrer Werke nicht bloß im Allgemeinen ausgedrückt, sondern nachgeahmt, und von uns Deutschen so gar ihre Versarten in unsre Sprache eingeführt worden sind. Wohin wir blicken, unsre Poesie erinnert an die Religion, das Leben und die Sitten der Alten, unsere Epopöen, Dramen und Oden tragen den Zuschnitt der ihrigen und unsre Darstellungen ihr Gepräge. Wollen und dürfen wir uns zu behaupten erkühnen, daß dieß alles so seyn würde, wenn sie nicht vorangegangen wären? oder ist es nicht der Klugheit gemäßer, aufzugeben, was wir zuletzt doch aufgeben müssen und, wie ich glaube, ohne große Einbuße aufgeben können?

Denn in der That, was ist es, das wir verlieren? Ist der Ruhm der poetischen Originalität an die Beobachtung äußerer Formen, an die Benutzung der alten Götterlehre, deren sich überdem mehrere

unserer Dichter enthalten haben, und an den ebenfalls nicht allgemeinen Gebrauch der griechischen Versarten geknüpft? Büßt Shakespear an Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit ein, weil er die Einrichtung und Anordnung seiner Dramen von den Alten entlehnte? ist der Geist in Hamlet nicht sein eigen, weil Aeschylus, den er überdem nicht einmahl aus einer Uebersetzung kannte, den Geist des Darius vor ihm auf die Bühne gebracht hat? oder würden wir den Ossian für weniger originell halten, wenn er seine Lieder in alten Sylbenmaßen gesungen hätte? In der Art, wie der Dichter die Natur anschaut, ihre Eindrücke zu ästhetischen Ideen bildet und diese Ideen mittheilt, offenbaren sich die eigenthümlichen Anlagen eines poetischen Geistes, und diese Anlagen sind unvergänglich, weil zwar ihre Aeußerung mit zufälligen Umständen zusammenhängt, sie selbst aber nicht in ihnen gegründet sind. Die Schnelligkeit, mit der die Poesie der Griechen emporgeblüht ist, und das Glück, mit dem sie sich in den mannigfaltigsten Dichtungsarten versucht haben, lassen schon den Philosophen vermuthen, was der Geschichtschreiber bestätigt, daß ihnen die Verhältnisse, in denen sie lebten, ungemein günstig waren, um sich innig mit der Natur zu befreunden, das Darstellbare aus ihr mit Leichtigkeit aufzufassen, und es eben so treu als kräftig wiederzugeben. Wenn es ihnen indeß durch

das Zusammentreffen mehrerer eigenthümlich glück-
licher Ursachen gelungen ist, einen großen Theil von
dem poetischen Reichthume der Natur zu erobern, so
ist doch die Natur selbst zu herrlich ausgestattet, um
sich so leicht erschöpfen zu lassen, und der empfan-
gende Geist des Menschen zu wunderbar gestaltet,
als daß sie sich nicht immer neu in ihm abspiegeln
sollte, zu geschweigen, daß die Ansichten und Er-
scheinungen der Sinnenwelt nicht unter allen Him-
melsstrichen dieselben sind, und mit dem erweiterten
Leben der Menschen sich auch die Beziehungen des
Lebens vervielfältigen und dem Dichter neuen Stoff
zu Darstellungen gewähren; die Wahrheit dieser Be-
merkung bestätigt sich durch die ganze poetische Litte-
ratur des neuen Europa's. Welch ein Schatz von
neuen Beschreibungen, Gleichnissen, Bildern liegt
nicht in Milton und Klopstock! Wie unendlich mehr
haben Geßner und Voß in der Natur wahrgenom-
men, als Theokrit und Virgil! Was für eine Gal-
lerie der mannigfaltigsten Charaktere eröffnet sich uns
in unsern scenischen Dichtern! Wie viel anziehende
Schilderungen und Situationen sind nicht durch das
Verhältniß der Liebe, wie es sich aus dem Ritter-
thume entwickelt hat, veranlaßt und herbeygeführt
worden! Um wie viel besser kennen überhaupt un-
sere Dichter den innern Menschen, als ihn die alten
kannten, und was verdanken wir dieser Kenntniß

nicht alles! Die Reichthümer, zu denen wir auf diesem Wege gelangt sind, waren offenbar den Dichtern der Vorzeit unbekannt und würden, wenn wir sie ihnen mittheilen könnten, für neuentdeckte erkannt werden.

Aber vielleicht stehen wir ihnen gerade um deswillen nach, weil wir uns von der Sinnenwelt weiter, als wir sollten, entfernt und die Welt der Ideen und der Ideale für uns zu erobern gesucht haben; vielleicht verliert unsere Poesie eben dadurch gegen die ihrige, weil sie zu tief in die feinern Verhältnisse der Natur und des Lebens eingeht und sich zu nah an das Gebieth des Unsichtbaren und Uebersinnlichen hält; vielleicht entsteht eben hieraus die nicht rühmliche Eigenheit, daß sie, in Vergleichung mit der Poesie der Griechen und Römer, der Einbildungskraft zu wenig bestimmte Gestalten vorhält und, was ihr an Anschaulichkeit mangelt, durch das der Schönheit fremde Interesse der Empfindung und des Verstandes zu ersetzen strebt.

Das erste, was einem Jeden bey einer nähern Prüfung dieser Zweifel beyfallen muß, ist, daß selbst die Alten sich in ihren Darstellungen nichts weniger, als rein von subjectivem Einflusse erhalten haben. Die Reden, die Euripides seinen Personen in den

Mund legt, sind ihrem Zustande oft so gar nicht angemessen, und geben ein so lebhaftes Bild von der athieniensischen Agora, daß man auch wider seinen Willen an den Dichter erinnert wird, der seine Zuhörer noch durch andere Mittel, als die ihm das Object darboth, zu fesseln suchte, und Horaz genügt den Bedingungen der Objectivität, wie schon eine flüchtige Bekanntschaft mit ihm lehrt, weder in seinen Oden, noch in seinen Episteln. Die Linie, durch welche einige den Unterschied zwischen den alten und neuen Dichtern haben bestimmen wollen, ist also wenigstens nicht sehr genau und vorsichtig gezogen. Doch die Frage, die hier eigentlich in Erwägung kommt, ist, ob durch die wahrgenommene Verschiedenheit der poetischen Behandlung mehr, als ein bloßer Unterschied zwischen den Dichtern der Alten und Neuern, ob ein wirklicher Vorzug zwischen ihnen begründet wird. Irre ich nicht, so trägt jede Classe die Vollkommenheiten und Mängel des Zeitalters, zu der sie gehört, an sich. Die Dichter der Alten sind in ihren Umrissen scharf und begränzt, in ihrer Ausführung einfach und gewiß eine bestimmte Anschauung in der Phantasie zu erzeugen, aber kalt für die Empfindung und für den Verstand nicht befriedigend. Die Neuern sind in ihren Formen freyer, in ihrer Farbenmischung üppiger und nicht immer glücklich genug, in der Phantasie das Bild so bestimmt, wie

sie wollen, hervorzurufen, aber sie fühlen tiefer und geben mehr zu denken. Es ist nicht leicht, das, was uns als poetische Darstellung in den Alten gefällt, von dem zufälligen Reize, den ihre Gedichte, als Urkunden des Alterthums, für uns haben, zu trennen. Es ist eben so schwer, in den Werken der Neuern das Schöne, das aus der glücklichen Behandlung des Gegenstandes entspringt, von dem Interessirenden, das ihnen der Dichter leiht, abzusondern. Wer die Wahrheit und Einfalt in den Schilderungen Homers liebgewonnen hat, wird sich schwerlich überreden lassen, daß jene Eigenschaften an Härte und Trockenheit gränzen; aber eben so wenig werden die Bewunderer Klopstocks einräumen, daß die schärfere Begränzung, welche man in seinen Gestalten vermißt, nicht durch ihre idealische Schönheit ersetzt werde.

P. Virgilius Maro.

(Er ward zu Andes, einem Flecken im Mantuanischen, den 15 Oct. im Jahre Roms 684 (70 J. v. Chr.) unter M. Licinius Crassus und Cn. Pompejus des Großen Consulate geboren und starb, auf der Rückreise aus Griechenland, wohin er sich, um die letzte Hand an die Aeneis zu legen, begeben hatte, nach einigen, zu Brundus, nach andern, zu Tarent, den 23 Oct. im J. R. 735. (19 J. v. Chr.) unter C. Sentius Saturninus und Q. Lucretius Vespillo Consulate, im zwey und funfzigsten Lebens-Jahre. Seine Blüthe fällt in die Regierung Augusts.)

Es ist eine Erfahrung von eigner Art, die man macht, wenn man die kritischen Urtheile, die, seit Quintilian, über den ersten der römischen Dichter gefällt worden sind, der Reihe nach, mustert: denn so sehr man im voraus darauf gefaßt ist, in einem Gerichtshofe, dessen Entscheidungen nicht von bestimmten Begriffen ausgehn, die Meinungen getheilt zu finden, so ist gleichwohl die Verschiedenheit, die in den Aussprüchen über den Werth und Charakter Virgils herrscht, zu groß, um nicht von ihr befremdet zu werden. Aber fast noch betroffener fühlt man sich, wenn man von der Lesung dieses Dichters zurückkehrt und

es versucht, sich über die Eindrücke, die man aus seinen Werken empfangen hat, mit sich selbst zu verständigen und die verworrenen Gefühle in deutliche Vorstellungen zu verwandeln. Hier glaubt man der Wahrheit, und dort der Achtung gegen ihn etwas zu vergeben. Bald fürchtet man auf das eine seiner Werke zu viel und auf das andere zu wenig Gewicht zu legen. In der einen Rücksicht kommt man sich zu gelind und in der andern zu strenge vor. Ich gestehe, daß diese Erfahrung in dem Augenblicke, wo ich meine vielfachen Bemerkungen über den Dichter unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen suche, die meinige ist. Ich sehe ein, daß mein Urtheil über ihn ganz anders ausfallen würde, wenn von seinen Gedichten einzig das über den Landbau, und wieder anders, wenn, statt aller, bloß die Aeneis übrig geblieben wäre. Ich empfinde es insbesondere lebhaft, wie schwer es ist, bey dem höhern Maßstabe, den man in den neuern Zeiten an die Verdienste Virgils gelegt hat, gerecht und billig zugleich zu seyn. Vielleicht werde ich beyden Foderungen am meisten genügen, wenn ich die Werke des Römers zuvörderst einzeln würdige und von ihnen zu den allgemeinen Bestimmungen seines poetischen Charakters und den Ursachen, die ihn bildeten, fortgehe.

Unter den Gedichten Virgils begegnen wir zuerst seinen Bukolien, oder, wie sie mit einem ihrem

Inhalte angemessenern und wahrscheinlich von den Grammatikern herrührenden Nahmen heißen, seinen Eklogen, einer Sammlung, in welcher mehrere Stükke seiner frühern Jugend angehören. Wenn einige Kunstrichter diese Versuche unter die Idyllen Theokrits setzten, weil Virgil hier überall als bloßer Nachahmer erscheine, und andere sie über die des Griechen erhuben, weil die Sprache des Römers um vieles edler, netter und ausgebildeter sey, als die seines Vorgängers, so bedachten jene eben so wenig, daß die eine Hälfte von den Eklogen Virgils keine Spur von Nachahmung verrathe, und in der zweyten mehreres so sein Eigenthum geworden sey, daß es der Grieche selbst nicht zurückbegehren dürfe, als diese erwogen, daß der Ausdruck gewöhnlich so viel an Einfalt verliere, als er an Schmuck gewinne, und für die bukolische Dichtungsart die Einbuße leicht bedeutender seyn könne, als die Eroberung. Offenbar giebt es zwischen den Bukolien beyder Dichter weit bedeutendere Unterschiede, als die bemerkten. Sie aufsuchen heißt zugleich den Charakter der Eklogen Virgils festsetzen.

Daß die Welt, in welche uns der römische Dichter versetzt, im Ganzen genommen, keine andere sey, als die, aus welcher uns der griechische entläßt, fällt auch bey einer flüchtigen Umsicht ins Auge. Die

Hirten Virgils wohnen weder in einem verschönerten Arkadien, noch in einem erdichteten Unschuldslande. Der Schauplatz, auf dem sie auftreten, liegt durchaus innerhalb den Gränzen der wirklichen Welt, und die Umgebungen, unter denen sie erscheinen, erinnern nicht an eine idealische Schöpfung, sondern an die wahre Natur. Aber darin unterscheidet sich die Natur, die der frühere Dichter schildert, allerdings von der Natur, die der spätere darstellt, daß wir jene bestimmt erkennen, diese hingegen uns erst mehr nach einer selbstbeliebigen Ansicht bilden müssen. Unter den Bukolien Theokrits ist keins, wo uns das Oertliche der Scene und alles, was um und auf ihr vorgeht, nicht so nah, als möglich, vor das Auge gebracht und nach seinen kleinsten Beziehungen und Verhältnissen bekannt gemacht würde. Wenn der Ziegenhirt den Thyrsis auffodert, das Lied des Daphnis zu singen, so steht sogleich die ganze Gegend, in der sie weiden, die säuselnde Fichte am Ufer des Quells, der vom Felsen herabrauscht, die Tamarisken am Abhange des Hügels, der Hirtensitz unter der Ulme, den Bildnissen des Priaps und der Najaden gegen über, der Becher, der Lohn des Sängers, mit allen seinen Verzierungen, und, als das Lied selbst anhebt, der unglückliche Daphnis, mit der trauernden Heerde zu seinen Füßen und mit allen Göttern und Göttinnen, die ihn theils zu trösten,

theils zu verhöhnen erscheinen, vor uns. So gar das Vaterland des Schiffers, von dem der Becher gekauft, und der Preis, der ihm gezahlt worden ist, sind nicht vergessen. Wenn die beyden Hirten, Damöt und Daphnis, die Liebe Galateens zu Polyphem und seine verstellte Sprödigkeit singen, so tritt gleichsam ein bewegliches Gemählde allmählig vor unser Auge. Wir sehen den Cyklopen, sorglos flötend, auf seinem Felsen, die Schöne nahe am Ufer hinschwimmend und bald seine Schafe bald seinen Hund mit Aepfeln werfend, den Hund selbst, längs dem Meere, das sein Bild zurückwirft, sie unter lautem Bellen verfolgen und auf den Augenblick, wo sie dem Wasser entsteigen wird, lauern. Wenn in den Thalysien der Cydonier Lycidas sich zu den Aerntefeyrern gesellt, so sind die Züge zu seinem Bilde so ungemein sorgfaltig gewählt und so glücklich zu einem Ganzen vereinigt, und wenn seine Begleiter auf dem Landgute ihres Gastfreundes, des Koers Phrasidam, anlangend, sich im Freyen lagern, die Gegend mit allen ihren Reizen so anschaulich geschildert, daß nichts mehr zur Vergegenwärtigung beyder fehlt. Und wem fallen nicht aus den eigentlich mimischen Stücken Theokrits, aus der Pharmaceutria, der Liebe Cyniska's und den Syrakuserinnen, jene mahlerischen Beschreibungen ein, von denen es ungewiß ist, ob sich der Gegenstand, oder das Talent des Dichters treuer

in ihnen spiegle? Vergleichen wir die Idyllen des Griechen in der angegebenen Hinsicht mit den Eklogen des Römers, so kann man sich unmöglich verbergen, daß jene Bestimmtheit und in das Einzelne gehende Umständlichkeit, die in den Gemählden des erstern so bedeutend wird und zur Erhöhung der poetischen Wahrheit so viel beyträgt, dem letztern größtentheils fremd ist. Virgil bleibt fast immer beym Allgemeinen stehn und begnügt sich der Phantasie ein etwaniges Bild vorzuhalten, statt sie zu zwingen, ein fest begränztes aus sich zu erzeugen. Seine Hirten lagern sich unter das Obdach einer breiten Buche, oder zwischen Ulmen, gemischt mit Haselstauden, oder in weiches Gras, oder um eine rauschende Eiche. Sie sind geschickt, der eine das leichte Haberrohr zu blasen, der andere zu singen; sie sind beyde Arkadier von blühendem Alter, sich gewachsen im Gesange und geübt in Antworten; oder sie sind Wettsänger, bey deren Liedern die Luchse gestaunt und die Flüsse still gestanden haben. Die Preise, die sie aussetzen, sind eine junge Kuh, die zwey Kälber nährt und täglich doch noch zweymahl gemolken wird, und ein Becher aus Buchenholz, den Weinranken, gepaart mit Epheutrauben, und die Bildnisse zweyer — Astronomen schmücken, oder eine zerbrechliche Pfeife und ein Hirtenstab, der sich durch die Gleichheit der Knoten und die Schönheit des Beschlages auszeichnet. Sel-

ten stößt man auf ein so liebliches Bild, wie das von der verwachsenen Höhle ist *a*), oder, wenn man einem begegnet, so gehört es gewöhnlich dem Griechen ganz oder größtentheils an *b*). So gar, wo der Römer, wie in der siebenten (V. 12.) und neunten (V. 60.) Ekloge, die Scene der Begebenheit bestimmt angiebt, benutzt er das Oertliche doch nie zu jener dramatischen Darstellung der Handlung, zu welcher es Theokrit mehrmahls, unter andern in der vierten Idylle, so geschickt zu benutzen gewußt hat.

Wenn schon bey der Ergreifung und Auffassung der leblosen Natur der Grieche sein bildendes Talent auf eine ausgezeichnete Weise bewährt, so dürfen wir dieß bey der Schilderung der lebendigen in einem noch höhern Grade erwarten; und welcher seiner Leser wird nicht einstimmen, daß diese Erwartung auf das vollkommenste gerechtfertiget werde? Theokrit ist ein Cha-

a) V. 6. Siue antro potius succedimus; adspice, vt antrum
Siluestris raris sparsit labrusca racemis.
Und doch gewinnt vielleicht auch hier Theokrit durch V. 32—34. und 45—49. den Preis.

b) Z. B. II. 40. Praeterea duo, nec tuta mihi valle reperti
Capreoli, sparsis etiam nunc pellibus albo,
Bina die siccant ouis vbera, quos tibi seruo.

rakter- und Sitten-Mahler, wie es wenige giebt. Er ist in seiner Welt gewisser Maßen eben das, was Homer in der seinigen ist, und steht ihm, als Zeichner, wenig nach. Ich will mich hier nicht auf das in seiner Art einzige Charakter-Gemählde aus dem Alterthume, auf die Syrakuserinnen, berufen, da sie nicht in die Classe der eigentlichen Hirtengedichte gehören. Aber welch ein treuer Spiegel der Empfindungs- Denkungs- und Lebens-Art der Hirten, Fischer und Ackerleute, sind nicht die wirklichen Bukolien Theokrits? Hier spricht und handelt jeder auf eine eigenthümliche Weise. Jede Gestalt drückt sich scharf und genau aus; jeder Einzelne steht in bestimmten Umrissen vor uns. Dieser unzufriedene Battus, der gern alles ansticht und alles bespöttelt, diese feindlich gesinnten Hirten, Konatas und Lakon, die vor lauter Zanken kaum zum Singen kommen können, dieser liebe kranke Schnitter, der das Schwad nicht gerade mäht und hinter dem Nebenmanne zurückbleibt, dieser Polyphem, treuherzig und schwachsinnig, gutmüthig und einfältig zugleich, der, so häßlich er ist, doch nicht begreifen kann, warum Galate ihn nicht liebt, — wie richtig und kenntlich sind alle gezeichnet, und wie deutlich sprechen aller Charaktere sich aus! Es ist eine Gallerie von Gemählden, in der man gern verweilt, weil sie eben so sehr durch Abwechselung unterhält, als durch Wahrheit erfreut.

Ganz anders verhält es sich mit Virgil. Ungeachtet dieser Dichter die arkadische oder idealische Welt, in der man leicht Gefahr läuft, einförmig und unbestimmt zu werden, und den Hirten, wie Geßner, seine eigenen Gefühle und Ansichten zu leihen, keinesweges zu den seinigen gemacht, sondern sich, gleich seinem Vorgänger, an die Wirklichkeit gehalten hat, so steht er dennoch, in Absicht auf die Charakteristik der handelnden Personen, weit hinter ihm zurück. Virgils Tityrus, Meliböus, Korydon, und wie sie weiter heißen, sehen einander alle ähnlich. Keiner zeichnet sich durch besondere Unbefangenheit, oder Spott, oder Laune aus. Keiner überläßt sich dem Drange der Empfindung, oder den Eingebungen der Leidenschaft. Alle sprechen durch den Mund des Dichters, und man merkt es ihren Dialogen nur zu sehr an, daß sie durch ein läuterndes Medium geflossen sind. Verlangt man Beweis, so vergleiche man einmahl das dritte Idyll Theokrits mit der zweyten Ekloge Virgils. Nichts kann wahrer und lebendiger seyn, als das Gemählde verliebter Leidenschaft, das uns der Grieche entwirft. Erinnerung an die bessern Zeiten der Liebe, Furcht von der Geliebten nicht reizend genug gefunden zu werden, Bereitwilligkeit sich allen ihren Launen zu fügen, sehnsüchtiges Verlangen, statt der Biene, durch die Grotte der Schönen zu schwärmen, Verwünschung der

Grausamkeit Amors, neue an die Unempfindliche gerichtete Bitten und Drohungen, trauriges Vorgefühl ehemahliger nun in Erfüllung gehender Weißagungen, denen jedoch eine plötzlich eintretende frohe Ahndung und der Hinblick auf mehrere durch Liebe beglückte Hirten das Gleichgewicht hält, — alle diese, zuletzt in Unmuth und Verzweifelung sich auflösenden, Empfindungen bilden ein ungemein charakteristisches Ganzes, dessen Wirkung noch durch die zwey- und dreyzeiligen Absätze, die jedesmahl einen vollen Gedanken einschließen, glücklich befördert wird. Wie so ganz verschieden von diesem Gedichte ist der Versuch des Römers? Nicht gerechnet, daß bey Theokrit die Scene und die Veranlassung des Gesangs abermahl bestimmt angegeben, bey Virgil hingegen beydes unbestimmt gelassen ist, dort der Hirt, um seine spröde Amaryllis zu rühren, vor ihrer Grotte ein eigentliches Paraklausithyron anhebt, hier Korydon zum Zeitvertreibe den schattigen Buchen seine Leiden klagt, so ist auch die ganze lateinische Ekloge nichts weiter, als ein aus den Stellen mehrerer theokritischen Idyllen kunstreich zusammengesetztes Gedicht, in welchem die handelnde Person, der in Alexis verliebte Schäfer, eine wahrhaft charakterlose Rolle spielt, bald vom Tode spricht und sich halb erzürnt halb trostlos geberdet; bald mit der ganzen Treuherzigkeit des theokritischen Polyphem redet, und

endlich mit der kalten Bemerkung schließt, daß er, statt die Stunde zu versingen, ein einträglicheres und nützlicheres Geschäft hätte verrichten können. Um so Etwas zu Stande zu bringen, braucht man in der That kein großer Dichter, sondern bloß ein geschickter Verskünstler zu seyn. Aehnliche Betrachtungen lassen sich bey den übrigen Eklogen Virgils anstellen, aber die allgemeinen Unterschiede, die, in Absicht auf die Darstellung der belebten Natur, zwischen beyden Statt finden, springen von selbst ins Auge. Wenn (das sind sie) der Grieche immer zuerst darauf sinnt, Handlung und Bewegung in seine Idyllen zu legen, so vernachlässigt der Römer so gar die sich ihm hierzu darbiethende Gelegenheit; wenn der Dialog des erstern steter Ausdruck der Sitten und des Charakters ist, so hält sich der Dialog des letztern gewöhnlich innerhalb den Gränzen des bedeutungslosen Gespräches; wenn bey dem einen endlich das Alter, die Gesinnungen und die eigenthümliche Lage der Hirten sich selbst in ihren Wettgesängen noch offenbart, so lösen sich diese bey dem andern in bloße poetische Uebungen auf.

Eine andere Eigenheit, die einen nicht minder wichtigen Unterschied zwischen beyden Dichtern begründet, ist die richtige Beachtung der Gränzen der bukolischen Dichtungsart. Man hat den Griechen

mehr denn einmahl getadelt, daß er hie und da, statt der edeln, die gemeine Natur zeichne, und ich fürchte, daß man ihm gegen diesen Vorwurf nicht überall in Schutz nehmen könne. Aber wenn dieser Fehler an ihn gerügt zu werden verdient, so gebührt ihm auch auf der andern Seite das Lob, daß er die Kenntnisse seiner Hirten nie über ihre Sphäre erweitert, noch durch eingemischte Gelehrsamkeit an sich erinnert, sondern vielmehr, wenn er einmahl, wie in dem sechsten und eilften Idyll, das Wort nimmt, sich und die er redend einführt, genau unterscheidet. Ein einziges Mahl, in dem siebenten Idyll, könnte es scheinen, als ob Simichidas und Lycidas ihres Standes und Charakters vergäßen, und doch ist auch hier alles so weise gemildert und so vorsichtig behandelt, daß den Dichter zu entschuldigen fast noch leichter ist, als ihn zu beschuldigen. Aber Theokrit hütet sich nicht bloß, alles Fremdartige aus seinen Bukolien zu entfernen, er nimmt sich eben so sorgfältig in Acht, die Gattung zu einem ihr fremden Zweck zu gebrauchen, oder ihr eine Richtung zu geben, die ihrer Natur widerstreitet. Nie ist seinen Idyllen ein verborgener oder allegorischer Sinn, der erst herausgedeutet und aufgeklärt werden müßte, untergelegt. Sie alle sagen das wirklich, was sie zu sagen scheinen, und verwirren den Ausleger nie. Eben so wenig tragen Gegenstände, die der bukolischen Einkleidung

widerstreben, die Gestalt und Farbe des Hirtengedichts. Was nicht für die ländliche Muse gehört, wird nicht in ihren Kreis gezogen, und was sich für die Lyra eignet, nicht zum Haberrohr oder zur Syrinx gesetzt. Wenn Theokrit den Raub des Hylas singt, so ist er nicht mehr bukolischer, sondern epischer Dichter, uud wenn er den Ptolemäus Philadelphus und seine Gemahlinn verherrlicht, so ist es der Städter Thyonichus und die Sängerinn am Hofe zu Alexandria, die sich über die Vorzüge des Königes und der Königinn verbreiten.

In den Eklogen des Römers sehen wir uns vergebens nach einer gleich sorgfältigen Behandlung um. Nicht genug, daß Virgils Hirten von Arar und Tigris, von Asien und Scythien, von Kreta und dem Oaxes, von Timavus und den entlegenen Garamanten, von dem Astronomen Konon und dem mit dem Zirkel beschriebenen Himmel, von Bavius und Mävius sprechen, — mehrere Gegenstände, die der Dichter bukolisch ausgeführt hat, sagen dieser Ausführung überhaupt so wenig zu, daß man sie, bey allem auf Sprache und Darstellung verwandten Fleiße, doch für verunglückte Versuche erklären muß. Ich will hier weder die erste noch die neunte Ekloge in Anspruch nehmen, ungeachtet durch die Seitenblicke, die Virgil bald auf seine Verhältnisse, bald

auf seinen Gott, den August, wirft, der Ueberredung, daß hier wirklich Hirten sprechen, allerdings einiger Eintrag gethan wird, auch die Dichter Varius und Cinna sich schwerlich in dem Munde eines mantuanischen Schäfers dürften rechtfertigen lassen. Aber wer könnte die fünfte Ekloge lesen und in ihr den Ton des Hirtengedichtes finden? Jene Kostbarkeit des Ausdrucks und jene Häufung von glänzenden Bildern, — mögen sie nun, wenn der wahre Daphnis gemeint ist, in dem Bestreben den Griechen zu übertreffen, oder, wenn unter dem Daphnis Julius Cäsar verstanden wird, in der Absicht den allegorischen Sinn durchschimmern zu lassen, ihren Grund haben, — passen schlechterdings nicht zu dem Inhalte und Charakter der bukolischen Gattung, und können durch das Vorgeben, daß der Dichter sie mit der epischen mische, unmöglich gerechtfertiget werden. Eben so auffallend, oder vielmehr noch auffallender ist die Verirrung in fremdes Gebieth und die gänzliche Verkennung des Wesens der bukolischen Dichtungsart in der sechsten und vierten Ekloge. Dieser Silen, der von der Entwickelung des Chaos und der Absonderung der Elemente anhebt, hierauf in die Mythen der Vorwelt sich verliert, dann (sonderbar genug!) die Weihe des Gallus zum Dichter singt, und von dieser wieder in das Land der Fabel zurückkehrt, — was trägt er, was sein Gesang Bu-

kolisches an sich, oder was hat Virgilen vermocht, einen Stoff der Art zum Gegenstande eines Hirtengedichtes zu wählen? Diese an den Consul Pollio gerichtete Weißagung von der Geburt eines Knaben, der das goldne Weltalter zurückbringen und der Erde Glück, Frieden und Ueberfluß schenken werde, — was berechtiget sie zu einer Stelle unter den Bukolien? Wenn auch die Wälder, die der Dichter sang, des Consuls würdig waren, so muß doch gewiß, wie in den Wäldern gesungen wird, diesen ziemlich unerwartet und fremd gewesen seyn. Zwar die aufgeworfenen Zweifel, ich weiß es, sind nicht ganz unbeantwortlich geblieben. „Virgil," sagt man, „hat durch die beyden Eklogen eine neue Gattung des Hirtengedichts begründet, indem er nicht bloß Bilder und Farben aus dem goldnen Weltalter entlehnt, sondern das goldne Weltalter selbst dargestellt, Menschen, Götter und Helden, die in ihm lebten, geschildert und ihnen passende Sitten und Gedanken geliehen hat." Aber hält man diese Antwort für bündig, so wird man es, fürchte ich, schlechterdings aufgeben müssen, unterscheidende Merkmahle für das Hirtengedicht auffinden zu wollen, so werden mehrere Erzählungen in den Metamorphosen Ovids, wo Götter und Menschen den Sitten und Empfindungen derer aus dem goldnen Weltalter gemäß handeln c),

c) Wie z. B. in der Erzählung Philemon und Baucis.

mehrere Weißagungen in den Propheten des alten Testaments, und mehrere lyrische Stücke aus ältern und neuern Dichtern, in welchen das Glück der Vorzeit geschildert wird, in das Gebieth der Bukolien hinübergezogen werden müssen.

Ganz ein anderer Genuß erwartet den Leser, wenn er von den Eklogen Virgils zu dem Gedichte vom Landbau übergeht. Hier, wo die Wahl des Gegenstandes wenig hoffen läßt, hat Genie und Kunst unendlich viel geleistet. Hier, wo der Phantasie ein so beschränkter Spielraum vergönnt war, hat sie ihn immer mit Glück erweitert. Hier, wo es für den Dichter am gefährlichsten schien, sich als solchen zu behaupten, ist er es gerade am meisten. Suchen wir zu bestimmen, was für Verdienst Virgil sich um seinen Stoff, und wie er es sich erwarb.

Wenn ich die Georgika unseres Dichters von Seiten ihres Inhalts betrachte, so, dünkt mich, verräth sich sein richtiger Blick durch nichts so sehr, als durch die große Anlage, oder den weiten Umfang, den er seinem Werke gegeben hat. Es ist bekannt, daß schon die Alten über die Ursache, weshalb das virgilische Gedicht in vier Bücher, und gerade dieses Jnhalts, zerfalle, nachgedacht und sie bald in der Wichtigkeit der gewählten Gegenstände, bald in

einer von Varro herrührenden Eintheilung des Ackers zu finden gemeint haben *d*). Aber einen Dichter, wie Virgil, leitete sicher in dem Plane seiner Arbeit der zu erwartende Nutzen so wenig, als die bloße Rücksicht auf einen andern; was ihn bestimmte, war gewiß ein Grund von bedeutenderer Art, und ein solcher findet sich auch bey einigem Nachdenken von selbst. Eine der größten Schwierigkeiten, der er bey der Ausführung seines didaktischen Versuches begegnen mußte, war offenbar, auf der einen Seite, die Vermeidung jener ermüdenden ins Einzelne gehenden Ausführlichkeit, welche einzig in einem dem strengen Unterrichte gewidmeten Werke an ihrer Stelle ist, und, auf der andern, die Behauptung seines lehrdichterischen Charakters. Es lag ihm ob, umfassend ohne Weitschweifigkeit, belehrend ohne Trockenheit, reichhaltig ohne Kleinlichkeit zu seyn, oder doch die Leser zu überreden, daß er es sey; und wie sehr hing nicht die Erreichung dieser Zwecke schon mit dem Entwurfe des Gedichtes zusammen? Niemand wird zweifeln, daß der Stoff jedes einzelnen Gesanges zu der Länge des ganzen Werkes hätte ausgedehnt werden können, und mehrere neuere Dichter haben es in der That an solchen Erweiterungen nicht fehlen lassen. Das georgische Gedicht des Jesuiten Jacob Vaniere

d) Servius in dem Prooem. ad Georg.

besteht bekanntlich aus nicht weniger als sechzehn Büchern, und das lateinische Gedicht Rapins und das französische Delille's über die Gärten jedes aus vier Gesängen, anderer Versuche über diese und ähnliche Gegenstände nicht zu gedenken. Aber selbst der glücklichste unter den Nachfolgern Virgils, Delille, — urtheilen seine Bewunderer e) nicht auch von ihm, daß die Einförmigkeit des Tons, die in seinem Gedichte vorwalte, nur mit Mühe durch die eingewebten reizenden Beschreibungen und Episoden gemindert werde, und die Wirkung, die es hervorbringe, mehr den einzelnen Schönheiten, als dem Ganzen, gebühre? So verhält es sich keineswegs mit Virgil. Ueberzeugt, daß sein Werk durch eine wahrhaft kunstgerechte Behandlung und genaue Ausführung der in ihm enthaltenen Gegenstände an Gründlichkeit scheinbar gewinnen, an Anmuth sicher verlieren werde, hat er seinen Entwurf in den einzelnen Theilen beschränkt, indem er ihn im Ganzen ausdehnte und erweiterte, und dadurch unverkennbare Vortheile gewonnen. Seine Georgika sind ein Werk, das eben darum, weil sein Plan umfassend und auf das Große berechnet ist, eine reichere Mannigfaltigkeit gewährt, als viele Werke ähnlichen Inhalts. Es ermüdet in seinen

e) Man vergleiche unter andern La Harpe im Cours de Litterature, Tom. VIII. p. 316. und öfters.

Haupttheilen, den didaktischen, nicht, weil der Dichter zwar alles auf einen Gegenstand, — den Landbau bezieht, aber in der That in diesem einen vier verschiedene begreift und ausführt. Es bewahrt endlich den Charakter eines Gedichts nur um so reiner, je weniger es sich anmaßt, in das Einzelne einzugehn und die Gegenstände zu erschöpfen.

Die nähmliche Vorsicht, welche der Dichter in der Wahl seines Stoffes gezeigt hat, hat er auch in dessen Vertheilung bewährt. Seine Anordnung ist nicht nur die natürlichste; sie ist zugleich die der beabsichtigten Wirkung entsprechendste, da die Wichtigkeit und die anziehende Kraft des Inhaltes in eben dem Maße zunimmt, in welchem man in dem Lesen des Gedichtes weiter vorrückt. Mit der Zurichtung und Bearbeitung der todten Masse, der Erde, und mit der Einstreuung des Saamens beginnt der Dichter in seinem ersten Buche, also mit einem Gegenstande, der, in Vergleich mit den übrigen von ihm behandelten, der sprödeste, der Form, und der schwächste, der Wirkung nach, ist, weil er, man möchte sagen, der Bewegung entbehrt. In dem zweyten treten wir bereits, an der Hand des Dichters, in die reiche und dankbare Natur selbst, in den Schatten der Obsthaine und Rebengärten, und unser Vergnügen wächst mit der freyern Aussicht und unter den bekannten

Umgebungen. In dem dritten begegnen wir dem fröhlichen, üppigen Leben. Die nützlichen Heerden, das muthige Roß und die Nomaden Afrika's und Scythiens werden uns, der Reihe nach, vorgeführt, und die rege Schöpfung erregt auch die Einbildungskraft stärker. Endlich im vierten empfangen uns die Bürger eines wohl eingerichteten Staates, Thiere, die, wenn wir auf ihre Natur, Fähigkeiten, Gesetze, Ordnungsliebe und Sitten sehen, dem Menschen verwandt zu seyn scheinen, die fleißigen Bienen, und die poetische Schilderung ihrer Lebensweise ist nicht bloß der müssigen Phantasie, sondern selbst dem vergleichenden Verstande willkommen. So geschickt weiß Virgil allein schon durch die Folge und Ordnung der besungenen Gegenstände unsern Antheil an dem, was er singt, zu erhalten und unsern Genuß zu mehren. — Aber diese Sorgfalt verräth sich nicht bloß in der Vertheilung des didaktischen Stoffes, als des Hauptbestandtheils des Ganzen; sie wird in der Vertheilung der Nebenwerke und Verzierungen eben so sichtbar, ungeachtet man des Dichters hierauf verwandte Aufmerksamkeit über den Werth der eingeschalteten Episoden und angebrachten Verschönerungen gewöhnlich zu übersehen pflegt. Außer der glänzenden Anrufung der Götter und Cäsars, mit der Virgil seine Georgika einleitet, ist das ganze erste Buch (man müßte denn die kleine Ausschweifung

(V. 125 — 146.), wie Jupiter dem im goldnen Weltalter obsiegenden Müßiggange entgegen gearbeitet habe, ausnehmen wollen,) durchaus didaktisch. Lehre reiht sich an Lehre und Vorschrift an Vorschrift, und selbst die Ausweichung am Ende, die Aufzählung der am Himmel nnd auf der Erde wahrgenommenen Vorzeichen von Cäsars Tode und das Gebeth an August, erhebt sich nicht sehr über den ruhigeu und gemäßigten Vortrag des Lehrdichters. Weit reicher an hervortretenden Schönheiten ist schon das zweyte. Abgerechnet die Auffoderung an die Landleute und die mit ihr verbundene Anrufung Mäcens (V. 35 — 46.), lesen wir hier das unvergleichliche Lob auf Italien (V. 136 — 176), dem eine nicht minder ausgezeichnete Stelle (V. 109 — 135.) über die Verschiedenheit des Bodens und dessen zeugende Kraft vorangeht, mehrere wahrhaft poetische Verse zur Verherrlichung des Frühlings (V. 323 — 345), und am Schlusse die Schilderung der Glückseligkeit des Landlebens, vor der noch kein Kenner des Schönen unempfindlich vorübergegangen ist. Dem zweyten Buche steht das dritte nicht nach. Ein feyerliches Gelübde des Dichters, sein Vaterland und dessen Beschützer, Cäsarn, nach Vollendung seines didaktischen Werkes, in einer Epopöe zu besingen, eröffnet es. Den einförmigen Gang des Lehrvortrags unterbricht, gerade an der rechten Stelle (V. 242 — 285), eine ungemein kräf-

tige Darstellung der Wuth der Liebe und ihrer mächtigen Aeußerungen an Menschen und Thieren, und den Schluß bezeichnet ein mit Schrecken und Mitleid erfüllendes Gemählde der Viehseuche an den norischen Alpen. Das vierte Buch gehört gewisser Maßen mehr in die Classe der mahlerischen als der didaktischen Gedichte. Alles ist hier Bewegung, Leben und Gegenwart, überall Handlung und Thätigkeit. Doch machen sich selbst in diesem durchaus schönen Gemählde einzelne Theile, wie die Gartenanlagen des korycischen Greises (V. 116 — 148), und die mit jedem Reize geschmückte Episode der Bienenzeugung, der Erfindung des Aristäus, noch bemerkbar.

So vortrefflich dem Dichter der Plan und die ganze Anlage seines Werkes gerathen ist, so unverbesserlich ist ihm auch die Ausführung gelungen: aber um hier sein Verdienst nach Würden schätzen zu lernen, muß man sich nicht an die glänzenden Episoden und Abschweifungen, deren ich so eben erwähnt habe, sondern ganz eigentlich an den didaktischen Theil des Gedichts halten. „Ich möchte den sehen, sagt Hottinger *f*), der mir in allen diesen vier Büchern eine einzige matte Stelle, einen einzigen schleppenden Vers, und, ich wage keck, es zu sagen, einen einzigen

f) In seiner bekannten Preisschrift, S. 256.

prosaischen Ausdruck zeigen wollte. Den gemeinsten Dingen weiß Virgil ein Ansehn, den niedrigsten Anstand und Würde, den abgenutztesten Glanz und Neuheit zu ertheilen. Der Stoff sträube sich unter seinen Händen noch so sehr, — er wird über ihn den Meister spielen, und das, was ein anderer mit Mühe und Kunst erträglich gemacht zu haben sich glücklich schätzen würde, so zu bilden und zu gestalten wissen, daß der Kenner davon entzückt wird." Nichts ist wahrer, als diese Behauptung, so sehr sie auch das Gepräge der Uebertreibung zu tragen scheint. Ueber was für Dinge hat sich Virgil nicht ausdrücken müssen, und wie hat er über alle sich ausgedrückt? Bald redet er von des Landmanns gemeinen zum Theil unsaubern Geschäften, vom Dünger des Landes, Zerschlagen der Erdklöße, Eggen, Wässern, Austrocknen, bald von den Geräthen des Ackerbaues, die schon in der Kunstsprache verständlich zu beschreiben so schwer ist; hier faßt er mit der Schärfe des Naturkundigers die verschiedenen Arten des Bodens und dort mit der Genauigkeit des Thierarztes die Mittel gegen Räude und Krankheiten in Verse; das eine Mahl theilt er uns, erfahren, wie ein Gärtner, die Handgriffe beym Aeugeln und Impfen, und das andre Mahl, gleich einem fleißigen Bienenvater, Vorschriften für den Bau der Rümpfe und für die Zeidelung des Honigs mit. Wenn der Besitz so man-

nigfaltiger Kenntnisse dem Landwirthe Ehre bringt, so bringt doch der glückliche Vortrag derselben dem Dichter noch größere. Und wie könnte er glücklicher seyn, oder wo gäbe es ein der Belebung, Veredlung und Versinnlichung günstiges Mittel, das Virgil nicht gekannt oder anzuwenden vergessen hätte? Wohl wissend, daß sein Stoff, weit gefehlt, innerhalb den Gränzen des an sich Poetischen und Großen zu liegen, vielmehr zu dem geringfügigen und widerstrebenden gehöre, hat er sehr richtig geurtheilt, daß der Hauptton des Ganzen kein andrer seyn könne und dürfe, als ein sich immer gleich bleibender, anspruchsloser, gemäßigter. Dieser Charakter ist es, den die Sprache des Gedichtes durchgängig an sich trägt und, die Einleitungen zum ersten und dritten Buche abgerechnet, selbst dann nicht verläugnet, wenn der Dichter einen etwas höhern Flug beginnt. Aber diese Sprache ist zugleich die gewählteste, ründeste, glätteste, und ermangelt dabey keines Schmukkes, von dem irgend nur in dieser Gattung des poetischen Styls Gebrauch gemacht werden kann. Sie ist nicht bloß eigenthümlich und wahr, (wiewohl auch dieß schon in der didaktischen Dichtungsart kein kleines Verdienst ist,) sie ist zugleich kraftvoll und stark, zart und lieblich, mannigfaltig und abwechselnd. Bald schöpft sie, sich zu bereichern, aus den Schätzen des Alterthums, bald aus der Fülle ihrer Schwester,

der griechischen; bald sucht sie geringfügige Gegenstände durch eine glückliche Stellung der Worte, bald einem verachteten durch eine überraschende Wendung Werth und Ansehn zu geben; bald ist es ein einziger bedeutender Zug, bald ein unerwartetes Bild, wodurch das Ganze auf einmahl Geist und Leben gewinnt; selbst aus den Tiefen der Gelehrsamkeit fördert sie nicht selten einen strahlenden Diamant oder eine glänzende Perle zu Tage. Es wäre überflüssig, diese Behauptung durch Beyspiele erläutern zu wollen. Belege für das Gesagte kommen in Virgils Gedichte nicht etwa einzeln, sie kommen auf allen Seiten vor, und können keinem Freunde und Kenner des Schönen fremd seyn. Will man indeß die seiner Sprache nachgerühmten Vorzüge in wenigen Zeilen vereinigt sehn, so lese man, was er im ersten Buche (V. 71 — 93) über die Stärkung des Landes und im zweyten (V. 61 — 82) über die Erziehung künstlicher Bäume gesagt hat.

Von der Vollkommenheit des poetischen Ausdrucks unterscheidet man billig die rhythmische oder die des Versbaues. Nicht immer gehen beyde, vereiniget, Hand in Hand: aber wo sie zusammen treffen, da erhöhen sie den Werth des Dichters und den Genuß des Lesers, und leicht möchte auch dieß bey keinem Gedichte aus dem römischen Alterthume

mehr der Fall seyn, als bey dem, von welchem ich rede.

So oft auch der Mitausdruck der Empfindungen und Gedanken durch Klang und Bewegung des Verses von nicht fein genug hörenden oder nicht früh genug gebildeten Ohren in Anspruch genommen und bald für regellosen Zufall, bald für ein des Dichters und der dichterischen Begeisterung unwürdiges Spiel erklärt worden ist, so fest steht gleichwohl, daß die Alten für die rhythmische Schönheit der Rede das zarteste Gefühl besessen und für deren Erreichung die größte Sorgfalt bewiesen haben. Mit Recht erinnert ein um die Aufklärung des Alterthums wie um die Bildung unserer Sprache vielfach verdienter Mann *g)* an die auf den prosaischen Rhythmus sich beziehenden Regeln, deren Befolgung die alten Lehrer der Beredtsamkeit ihren Schülern so sorgfältig einschärften, an die schön gemessenen Rednerperioden eines Demosthenes und Cicero, und an so viele Verse, wo die sinnliche Natur hörbar nachgeahmt ist. Mit Recht fragt eben derselbe: „Sollte der Dichter mit allen möglichen Kunstregeln, nur nicht mit den wenigen und einfachen des Klanges und der Bewegung zu der Fertigkeit gelangen, daß

g) Voß in der Vorrede zur ersten Ausgabe des Gedichtes vom Landbau, S. 11 u. f.

er sie, ohne mühsames Besinnen, wie der Mahler die Zeichenkunst und die Farbenmischung, und der Musiker den Generalbaß und die Instrumentenkunde, zur Darstellung dessen, wovon die Seele glüht, anwende?" Gewiß gelangt er so weit, und gelangte unter den Griechen und Römern noch viel leichter zu dieser Fertigkeit, da bey ihnen Poesie und Gesang sich immer freundschaftlich die Hand bothen, die Redner von den Bühnen herab durch ihren Vortrag das Ohr üben und bilden halfen, und endlich, was das wichtigste ist, die Elemente alles Rhythmus, die Längen und Kürzen der Sylben, in den alten Sprachen nicht erst mühsam herausgehorcht, durch Versuche erforscht und durch Regeln bestimmt werden mußten, sondern, wie die frühe Sicherheit und Uebereinstimmung in der Prosodie vermuthen läßt, mit der Sprache geboren und unveränderlich und durch sich selber begründet waren. Welch einen glücklichen Gebrauch Virgil von diesen dem Lateinischen eigenthümlichen Vorzügen zu machen gewußt und wie sehr ihn hierin Ohr und Gefühl unterstützt habe, leuchtet aus allen seinen Werken, am vorzüglichsten jedoch aus dem über den Landbau, als dem am meisten ausgearbeiteten und am fleißigsten gefeilten, hervor. Es ist nicht bloß der schmeichelndste Wohlklang, der die Verse dieses Gedichts empfiehlt; es ist die höchste Bedeutsamkeit, die sie auszeichnet. Mit welcher Be-

sonnenheit weiß Virgil die Wortfüße zu wählen, die Einschnitte zu verändern, die Vers-Glieder in ein richtiges Verhältniß gegen einander zu stellen, den Sinn bald mit dem Hexameter zu endigen, bald in den andern hinüberlaufen zu lassen, mit einem Worte, von allen Vortheilen, welche die Metrik darbiethet, Gebrauch zu machen, um den Gedanken durch die Bewegung zu unterstützen und die rhythmische Periode so zu ordnen, zu runden und zu begränzen, daß sie gleichsam ein Spiegel des von ihm aufgefaßten Gegenstandes werde, und das Harte wie das Weiche, das Langsame wie das Flüchtige, das Matte wie das Kräftige, das Leichte wie das Mühsame zurückstrahle. Auch die Wirkung der Selbst- und Mitlauter ist ihm weder verborgen noch gleichgültig. Er versteht, die stummen wie die offnen, die rauhen wie die sanften Consonanten zum mahlerischen Ausdrucke anzuwenden, und durch den Klang der einzelnen Laute sowohl als durch die Wiederholung gleichtönender die Naturlaute nachzuahmen. Es gehört zu Vossens nicht zu bestreitenden Verdiensten, die Meinung der alten Grammatiker in diesem Punkte wieder geltend gemacht und ihre Bemerkungen nicht nur vielfach bestätigt, sondern auch mit eignen trefflichen bereichert zu haben.

Und diese Georgika, (man kann die Frage, wenn von dem Werthe des Gedichtes die Rede ist, in der

That nicht füglich umgehn,) welchen Antheil an ihnen hat des Dichters Einbildungskraft? sind sie mehr sein Eigenthum, als seine Eklogen? oder hat er vielleicht auch hier das Vorhandene bloß genutzt, aber mit Glück, mit Erfolg?

Wer die Erklärungen der neuen Ausleger kennt, hauptsächlich derer, die ihr Augenmerk dahin richteten, den Dichter gelehrt zu erläutern, dem kann es unmöglich entgangen seyn, daß Virgils Erfindungsgabe in seinem didaktischen Werke so gut in Anspruch genommen wird, wie in seinen übrigen. „Er hat, sagt man, einiges aus dem Hesiod, vieles aus dem Lucrez, die Schilderung der Pest aus diesem und dem Thucydides, anderes und vorzüglich den Unterricht von der Baumpflanzung aus dem Theophrast, was er von der Bienenzucht beybringt, aus dem Aristoteles, die Stelle von den Schlangen, nahmentlich die von Chelydrus, aus Nikanders Werke von giftigen Thieren, die von den Vorzeichen des Wetters aus Aratus Diosemeen, manches aus Xenophons Oekonomikus, endlich einen großen Theil seiner Vorschriften, vornähmlich die von der Pflege der Heerden, aus dem Cato und Varro entlehnt.“ „Und wie viel deutlicher, setzt man hinzu, würden vollends die Beweise für diese Behauptung ausfallen, wenn die ältern Schriftsteller über den Landbau und dessen

einzelne Theile, besonders die, welche sie in Versen über diesen Gegenstand verbreiteten, und vor allen die alexandrinischen Dichter, ein Nikander, Eratosthenes und Parthenius auf uns gekommen wären! noch mehr, wenn wir andre, aus denen uns die Grammatiker einzelne Verse, die Virgil entlehnte oder nachahmte, aufbehalten haben, wie einen Ennius, Lucilius und den Ataciner Varro, ganz besäßen!" Allerdings hat der Angeschuldigte einen gegründeten Verdacht gegen sich und die Anklagenden keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Wer, als Idyllendichter, dem Theokrit so viel verdankt, wie Virgil, und als Epiker den Homer immer so sorgfältig im Auge behält, wie er, von dem argwohnt man mit großem Rechte, daß er in der didaktischen Gattung sich ebenfalls an griechische Vorbilder werde gehalten haben, und den Ruhm des Verschönerers, nicht den des Erfinders behaupten können. Ueberdem weiß man dem Römer so viele und so ansehnliche Schriftsteller, aus denen er schöpfte, nachzuweisen und eine nicht kleine Anzahl von vermuthlichen Quellen aufzuführen. Ja, wer könnte in Abrede seyn, daß mehrere aus griechischen Dichtern entlehnte Stellen, die in seinem Lehrgedichte vorkommen, den gegen ihn gefaßten Verdacht der Nachahmung trefflich bestärken? So bedeutend indeß alle diese Anklage-Gründe zu seyn scheinen,

so zweifle ich doch, daß sie beweisen, was sie beweisen sollen. Hier ist kürzlich die Ansicht, in welcher mir die Frage sich darstellt.

Die bey weitem zahlreichste Classe derer, die Virgil nachgeahmt haben soll, besteht, wie schon ein flüchtiger Ueberblick lehrt, aus Naturkundigen und Oekonomen. Ich glaube sehr gern, daß Virgil der Landwirth der Lesung dieser Schriftsteller ungemein viel verdankt, und bin nicht weniger überzeugt, daß zum richtigen Verstehen seines Werkes viel aus ihnen zu gewinnen ist; aber wenn man von Virgil dem Dichter redet, so können sie unmöglich als Vorbilder von ihm genannt werden, noch das Lob, das ihm als Erfinder gebührt, schmälern. Freylich muß der Dichter, der eine Kunst oder Wissenschaft didaktisch vortragen will, diese zuvor erforschen und kennen lernen, und was für Mittel stehn ihm hier zu Gebothe, als die Natur, eigene Erfahrung und der Gebrauch der vorhandenen wissenschaftlichen Werke. Aber wird, was er aus den letztern schöpft oder erwirbt, seinen dichterischen Werth vermindern, oder seinen Foderungen an Eigenthümlichkeit Eintrag thun? Mich dünkt, so wenig, als dem Mahler das Studium der Farbentheorie und der Perspektive, und dem Tonkünstler die Erlernung der Gesetze der Harmonie. Einsammlung rohen gestaltlosen Stoffes

kann dem Dichter nicht als Eingriff oder Raub an fremden Eigenthume zugerechnet worden; dann erst macht er sich dieses Vorwurfes schuldig, oder geht, — mehr oder weniger, je nachdem sein eigener Beytrag wichtiger oder geringer ist, — der Ansprüche auf Erfindung verlustig, wenn er gebildeten Stoff aus andern Dichtern entlehnt und sich ihn aneignet. Befragen wir die auf uns gekommenen didaktischen Dichter der Vorzeit, die man als Vorgänger Virgils nennt, so ist keiner unter allen, von dem sich behaupten läßt, er habe ihm für das Ganze, das heißt, in Absicht auf Plan, Anordnung und Zusammensetzung als Muster gedient: denn daß Hesiods Werke und Tage nicht das Vorbild des römischen Dichters seyn konnten, leuchtete schon einem Heinsius so sehr ein, daß er um den bekannten Vers (II. 176.):

Ascraeumque cano Romana per oppida carmen *h*).

zu erklären, seine Zuflucht zu einem verlornen Werke des Griechen nahm *i*). Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf einzelne Stellen, so sind deren nicht nur überhaupt wenige, sondern auch diese wenigen theils so verschönert, theils dem beson-

h) Und durch römische Städte beginn' ich das Lied des Askräers.

i) Jn Introd. ad Hesiod. c. 4.

dern Zwecke des Römers gemäß umgearbeitet, daß es zweifelhaft bleibt, ob der Raubende dem Beraubten, oder dieser jenem mehr schuldig ist. Es bleiben also, nach dieser Ansicht, nur noch einige muthmaßliche Vorgänger Virgils, Nikander, als Verfasser eines verlornen Gedichts über den Landbau, und Eratosthenes und Parthenius übrig. Aber zu was für Erwartungen kann Nikander berechtigen, wenn man seine zwey erhaltenen Werke gelesen hat *k*)? und die Gedichte des Eratosthenes und Parthenius, man nenne sie doch und belehre uns, was sie enthielten, um wenigstens aus Titel und Inhalt schließen zu können, ob und in wie fern etwas aus ihnen für die römischen Georgika zu gewinnen war *l*).

k) Ueberdem beruht die ganze Behauptung auf der sehr unbestimmten Aeußerung Quintilians in Instit. orator. X. 1. p. 894. Ed. Burm. Quid? Nicandrum frustra secuti Macer et Virgilius? Freylich sagt auch Cicero de oratore I. 16. Constat, de rebus rusticis Nicandrum, hominem ab agro remotissimum, poetica quadam facultate, non rustica praeclare scripsisse. Aber es ist schwer einzusehn, wie man vom Landbau durchaus nichts verstehn, und doch trefflich darüber schreiben könne, wofern uns Cicero nicht selber das Räthsel löste, indem er unmittelbar vorher den Arat einen hominem ignarum astrologiae nennt, qui vero ornatissimis atque optimis versibus de coelo stellisque dixerit. Man sieht, der Maßstab, nach dem Cicero Nikanders Werk schätzt, kann der Würdigung des virgilischen auf keine Weise nachtheilig werden.

l) Weder der eine noch der andere schrieben, nach dem

„Die Vollkommenheit des Gedichtes vom Landbau und die Unvollkommenheit der Aeneis sind ein Beweis von dem ungeheuren Abstande, der zwischen dem besten didaktischen Gedichte und der großen Schöpfung der Epopöe Statt findet,“ sagt ein französischer Kunstrichter *m*), und spricht hiermit gewiß die Empfindung jedes unbefangenen Lesers aus. Wenn die Ilias und Odyssee, wie die neuesten Untersuchungen über den Homer wahrscheinlich machen, ihm, dem vermeintlichen und lange dafür anerkannten Urheber beyder Gedichte, die hohe Vollendung, die wir in ihnen bewundern, nicht verdanken, so vermindert sich freylich der große Abstand, den wir bisher zwischen dem Genius des griechischen und römischen Epikers annehmen: aber um so mehr haben Virgil und alle seine Nachfolger Ursache über den glücklichen Zufall zu zürnen, der hier nicht allein mehr, als Natur, Unterricht und Anstrengung, ge-

Verzeichnisse ihrer Schriften zu urtheilen, über den Landbau. Aus Parthenius Gedichten hat man Virgilen einen einzigen unbedeutenden Vers Georg. I. 437. und aus dem Eratosthenes bloß die geographische Stelle I. 233. nachweisen können.

m) La Harpe im angez. Werke, Tom. I. p. 261. So sehr seine Ansichten der Aeneis auch immer den einseitigen Franzosen verrathen mögen, so vortheilhaft zeichnen sie sich gleichwohl vor den seichten Bemerkungen aus, die uns Delille so eben in der Einleitung zu seiner Uebersetzung dieses Gedichtes mitgetheilt hat.

leistet, sondern uns auch den Maßstab zur Beurtheilung und Würdigung ihrer eigenen Werke gereicht hat n).

So natürlich, ja, gewisser Maßen, pflichtmäßig es für den Ausleger ist, bey der Erklärung eines Gedichtes, das, wie die Äneis, auf dem Grunde alter Begebenheiten und Sagen ruht und in jeder Rücksicht zu den gelehrten Gedichten gehört, die Frage zu untersuchen, woher der Verfasser seinen mannigfaltigen Stoff entlehnte und auf welchem Wege er dazu gelangte*), so wenig hängt gleichwohl diese Erörterung mit dem Urtheile des Kunstrichters und der kritischen Würdigung des Werkes zusammen. Aus welchem Lande das Gespinnst des bunten seidenen Teppichs, der das Auge vergnügt, stammte, kann dem Naturforscher, nicht dem Kunstfreunde wichtig seyn. Ob das Gewebe dauerhaft und zierlich gewebt, die Farben verständig gewählt und gut geordnet, die einzelnen Felder glücklich ge-

n) Man wird finden, daß ich die Ilias und Odyssee in dieser Abhandlung immer als zusammenhängende Werke betrachte. Ich glaubte dieß schon darum thun zu müssen, weil Virgil selbst keine andere Ansicht von beyden Gedichten hatte.

*) Bekanntlich hat Heyne diesen Theil der Auslegung ganz vorzüglich beachtet und von der Seite nichts zu wünschen übrig gelassen.

stellt und übereinstimmend unter einander verbunden, mit einem Worte, ob der gefällige Eindruck, den das Ganze hervorbringen soll, wirklich erreicht worden sey, das sind die Fragen, die sich der beschauende Kunstsinn aufgiebt, und deren Lösung er allein als ihn angehend betrachtet. Wie der Verfertiger des Kunstwerkes zu dem Stoffe kam, aus dem es besteht, und in welchen Ländern und Meeren er ihn zusammenkaufte oder zusammenraubte, ist ihm schlechterdings gleichgültig. Mehr, als bey irgend einem Gedichte aus dem Alterthume, ist dieß bey der Aeneis Virgils der Fall. Was an Aeneas vieljährigen Herumirrungen und endlicher Ankunft in Italien wahr oder erdichtet sey, welche sichere Nachrichten oder dunkle Gerüchte von den Stammvölkern und uralten Beherrschern des Landes Virgil vor sich fand, wem von den Nachfolgern Homers er den Untergang Troja's nachgesungen, wie so manches an den Ufern der Tiber vorgefallene Ereigniß er nacherzählt habe, — das alles sind Aufgaben, die für den Freund der Geschichte und Litteratur anziehend und für die genauere und gelehrte Kenntniß des Dichters bedeutend, in die Beurtheilung des Kunstrichters aber von keinem oder geringen Einflusse sind. Entschlossen, ihm nicht ängstlich nachzurechuen, was sein, was fremdes Eigenthum sey, und wohl wissend, daß so gar sichere Angaben, dieß zu bestimmen, sich, außer

den Gedichten Homers, nicht finden, tritt er mit unbefangenem Blicke vor das Gemählde, welches der Dichter vor ihm aufrollt, und versucht, nicht das Entstehn desselben zu erforschen und aufzuklären, sondern den Eindruck, den die einzelnen Figuren und ihre Anordnung und Verbindung unter einander hervorbringen, mitzutheilen.

Man hat Virgilen wohl mehrmahls getadelt und es als das Merkmahl eines beschränkten Genie's ansehen wollen, daß er die Odyssee und Ilias habe vereinigen und beyder Stoff in einander verweben müssen, um ein einziges Gedicht, das so gar auch so, von Seiten des Umfangs, den genannten noch nicht gleich komme, zu bilden. Ich gestehe, daß mir dieser Tadel nicht sehr treffend zu seyn dünkt. Wenn der Römer durch die Verbindung der Vorzüge, deren sich die beyden homerischen Gedichte erfreuen, ein reicheres und mannigfaltigeres Ganzes hervorzubringen und die Theilnahme seiner Leser auf diesem Wege sicherer zu erreichen hoffte, warum will man ihm dieß verübeln, oder deshalb einen nachtheiligen Schluß auf seine poetischen Fähigkeiten machen? Müssen wir doch selbst bey aller Achtung für die Schönheiten der Ilias eingestehn, daß die unendliche Reihe von Schlachtgemählden ermüdet und die Abeneuer des Ulysses eine so eigenthümliche Gewalt über

die Einbildungskraft ausüben, daß wir uns noch an diesen ergötzen, wenn wir den Geschmack für jene verloren haben. Aber Eins wird mit und ohne Zusammenhaltung der Vorbilder und des Nachbildes leicht erkannt, — daß die Veranlassung, aus welcher die Begebenheiten der Ilias und Odyssee entspringen, zureichend und befriedigend, die hingegen, auf welche der Entwurf der Aeneis sich gründet, das eine so wenig, als das andere ist. Daß ein junger leidenschaftlicher Held von bewährter Tapferkeit und an errungenen Lorbern reich, durch die Wegnahme einer schönen und geliebten Gefangenen, des Preises seiner Thaten, äußerst erzürnt wird, und durch das Zurücktreten von allen Kriegs-Unternehmungen den Ober-Feldherrn, seinen Beleidiger, wie tief ihn die Beschimpfung kränke, empfinden läßt, daß eine hochverehrte Göttinn, des Beleidigten Mutter, den Vater der Götter für ihren Sohn gewinnt, und jener, um diesen zu rächen und von neuem zu heben, Unglück über die Griechen verhängt, daß der Führer des Heeres, durch Verlust und Niederlagen gedemüthigt, Gesandten schickt und Versöhnung anbiethet, ohne erhört zu werden, daß endlich, was Bitte und Reue nicht erhalten, die Pflicht, einen erschlagenen Freund zu rächen, vermag, — das alles hängt, als Ursache und Wirkung, Grund und Folge, so genau und natürlich zusammen, daß uns eine glücklichere

Erfindung und Anordnung der Begebenheiten kaum möglich scheint. Eben so verhält es sich mit dem Plane der Odyssee. Alle griechischen Helden eilen, nach der Eroberung Troja's, jeder zurück in seine Heimath, von der sie zehn Jahre lang getrennt gewesen sind, mit ihnen Ulyß. Da ergreifen ihn Stürme und verfolgen ihn feindliche Gottheiten. Er irrt auf unbekannten Meeren umher, besteht ein Abenteuer nach dem andern, wird an eine Insel verschlagen, deren Besitzerinn, eine Nymphe, sich in ihn verliebt, durch Lockungen und Versprechungen festgehalten, von Jupitern befreyt, durch Neptun, nackt und bloß, an das Eyland der Phäaken geworfen, und doch, weder durch Glück noch Unglück, dem Vorsatze, Vaterland, Gattinn und Sohn wieder aufzusuchen, untreu gemacht. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit sieht er sich seines Wunsches gewährt. Er betritt den heimischen Boden, aber die benachbarten Fürsten, die um seine Gemahlinn werben, haben sein Haus zerrüttet und sein Habe verschwendet. Nichts ist ihm geblieben, als ein keusches Weib, mehrere treue Diener, und ein wohlerzogner Sohn, der ihn aufgesucht hat und zur glücklichen Stunde eintrifft. Gerade so viel bedarf es, um ihn für alle erlittenen Drangsale zu entschädigen und mit neuem Muthe zu beleben. Er reiniget sein Haus von den ungebetenen Gästen, zieht die treulosen unter seinen Hausgenos-

sen zur Strafe, beruhigt seine Mitbürger und vereinigt sich mit seiner Gattinn. Wer vermißt hier das Mindeste? Wer gesteht nicht vielmehr gern zu, daß durch die ganze Odyssee hindurch immer eins das andere richtig bedinge, und von der Aussendung Telemachs bis zur Rückkehr des Ulysses sich dem Leser nirgends ein unbefriedigtes Warum aufdringe? — Von der Aeneis wird dieß schwerlich ein Unbefangener behaupten können. Was man auch über die glückliche Einmischung der Götter, die sich in dem ganzen Gedichte offenbart, und von der poetischen Wirkung der den Aeneas immer von neuem auffodernden und antreibenden Göttersprüche sagen mag, — weder jene kann den Mangel einer tauglichen, die Handlung bewegenden und belebenden, Ursache ersetzen, noch diese ihn beschönigen oder in Vergessenheit bringen. Nie wird man der Fragen los: Und was ist es denn, das den Flüchtling Aeneas gerade in das entfernte Italien treibt? Was für ein Recht hat er, sich in ein fremdes Reich einzudrängen und einem wackern einheimischen Fürsten die ihm versprochene Braut zu entreißen? Warum bleibt er nicht in Karthago, und was bewegt Jupitern, den Ruhm des Helden zu beherzigen, den er aufzugeben entschlossen ist? Auf alle diese und ähnliche Fragen bekommt man in der That nichts weiter zu hören, als was Aeneas selbst (XI. 111.) ganz offenherzig gesteht:

Nec veni, nisi fata locum sedemque dedissent *o*).

Aber diese unaufhörlich nur in veränderter Wendung wiederkehrende Antwort, — wer kann sie lesen, ohne sich zugleich zu erinnern, daß Juno hierauf längst schon bündig und auf eine alle Klügeleyen erschöpfende Weise (X. 65. 66. 74—80.) erwiedert hat *p*):

Aenean hominum quisquam diuumque subegit
Bella sequi, aut hostem regi se inferre Latino?
Indignum est, Italos Trojam circumdare flammis
Nascentem, et patria Turnum consistere terra:
Cui Pilumnus auus, cui diua Venilia mater.
Quid face Trojanos atra vim ferre Latinis?
Arua aliena jugo premere, atque auertere praedas?

---

o) Nimmer kam ich, beschied das Geschick nicht Ort mir und Wohnsitz.

p) Hat den Aeneas ein Gott, ihn der Sterblichen einer gezwungen,
Krieg zu bereiten, und Kampf dem König Latinus zu biethen?
Wie? dem Italer ist es entehrend, Flammen ins neue
Troja zu werfen, dem Turnus, die Vatererde zu schützen,
Ihm, der Göttinn Venilia Sohn' und Pilumnus Entsproßnen?
Aber den Troern ziemts, mit dem Schwert die Latiner zu würgen?
Fremdes Gefild mit dem Joch zu belasten, und Raub zu erbeuten?

Quid soceros legere, et gremiis abducere pactas?
Pacem orare manu, praefigere puppibus arma?

Es ist wohl möglich, daß die Römer das hohe allgewaltige Schicksal, ohne welches sie nie das Welt beherrschende Volk geworden wären, durchaus an seiner Stelle und Jupiters Befehl zur Abreise von Afrika ungemein natürlich und schicklich fanden. Allein für uns, die wir nur allgemeine, nicht römische Ansichten zur Lesung des Gedichtes mitbringen, kann das virgilische Schicksal schwerlich etwas anderes seyn, als ein dichterischer Nothbehelf, und selbst dieser ist nicht von der glücklichern Art. Es ist nicht nur klar, daß Kreusa einzig darum stirbt, damit das Schicksal sich geltend machen und dem Wittwer in Lavinien eine zweyte Braut bestimmen könne; es ist eben so einleuchtend, daß diese durch das Schicksal veranstaltete und endlich zu Stande gebrachte Verbindung größtentheils zwecklos ist. Der Sohn, für den Aeneas eigentlich arbeitet und gründet, ist ja Kreusens Sohn und wird nach Italien gebracht, nicht dort geboren. Wozu entzweyt sich der Vater mit dem Turnus und verfeindet sich mit Amaten, da er

---

Ihnen, sich Schwäher zu wählen, Verlobte dem Schooß zu entführen?
Frieden zu flehn mit der Hand, von dem Schiff mit Waffen zu drohen?

in der That keine Frau, sondern bloß ein Stück Landes bedarf, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehn und dem Askanius einen festen Sitz zu bereiten?

Wenn den epischen Dichter das Glück in der Erfindung und Anlage seines Werkes nicht begünstigt, so erwartet man mit desto größerm Rechte von ihm, daß er seine Leser auf eine andere Weise für die erlittene Einbuße entschädigen werde; und wie und wodurch könnte er dieser Erwartung besser Genüge leisten, als durch die Aufstellung anziehender Charaktere? Wir wollen untersuchen, in wie fern dieß in der Aeneis geschehen ist.

Unter den Helden des Gedichts ist natürlich Aeneas derjenige, der am häufigsten, aber ich zweifle, ob auch am vortheilhaftesten erscheint. In der That, je aufmerksamer ich seinen Charakter betrachte, je mehr überzeuge ich mich, daß es ihm gerade an der Eigenschaft fehlt, an der es einem Helden nie fehlen sollte, — an Selbstständigkeit und innerer Kraft. Durch die ganzen sechs ersten Bücher der Aeneis hindurch handelt er eigentlich gar nicht, oder wenn er handelt, so geschieht es immer auf Befehl und Antrieb der Götter, ja nicht selten lassen sich diese selbst herab, um zu thun, was ihm obliegt oder durch ihn bewirkt werden sollte *q*). Der Antheil, den wir an

q) Man erinnere sich unter andern der Anstalten, die Ve=

dem Inhalte jener Bücher nehmen, fällt daher weniger auf den Helden, als auf die Begebenheiten und Abenteuer, die uns erzählt werden, und ist offenbar mehr eine Folge der erregten Neugierde, als der belebten Furcht oder Hoffnung. Es ist allerdings anziehend, den Untergang Troja's aus Aeneas Munde zu vernehmen; es ist unterhaltend, ihn auf seinen vieljährigen Reisen und Herumirrungen zu begleiten; es ist belohnend, die Leidenschaft, die in Dido's Herzen tobt, von ihrem ersten Entstehen an bis zu ihrem Uebergang in Verzweiflung zu verfolgen; es ist endlich lehrreich und angenehm zugleich, zu den Schatten der Unterwelt hinunterzusteigen und unter ihnen zu wandeln: aber wer könnte läugnen, daß wir bey allen dem nur wenig von dem Helden zu sehen bekommen und, so oft wir auch an ihn erinnert werden, doch nur eine sehr allgemeine Kenntniß von ihm erhalten. Als thätig, eingreifend und wirkend zeigt sich Aeneas offenbar erst in den spätern Gesängen der Aeneis. Hier erst hören wir nicht bloß von ihm, sondern sehen ihn; hier erst spricht er nicht bloß von verrichteten Thaten, sondern verrichtet deren selbst. Indeß hat es so gar mit diesen seinen Kraft-Aeußerungen eine ganz eigene Bewandniß. Nie erinnert

nus (I. 657.) trifft, um der Dido Liebe für den Aeneas einzuflößen.

Virgil lebhafter an sein Vorbild, als hier, und nie wird diese Erinnerung nachtheiliger. Von allem, was Aeneas beschließt und ausführt, scheint so wenig aus ihm zu kommen und aus eigenem Antriebe zu geschehen. Immer scheint er dieß und jenes nur darum zu thun, weil es dieser und jener homerische Held auch that, immer nicht so wohl sich und seinen Charakter zu befragen, als vielmehr auf die Helden, die in den Ebenen von Troja stritten, und auf die Thaten, durch die sie dort sich unsterblich machten, Rücksicht zu nehmen. Man glaubt überall in seiner Rolle das Angelernte und in seiner Handlungsweise das von andern Entlehnte zu erblicken; ja es fällt dieß nur um so stärker auf, je mehr er sich, wenn der Ausdruck vergönnt ist, aufrafft und die heroische Seite zeigt. So ungegründet nähmlich, in Bezug auf die homerische Kriegswelt, der Vorwurf ist, daß Virgil in seinem Aeneas uns mehr den Soldaten als Feldherrn vorführe, so viel Wahres enthält die Beschuldigung, wenn man sie in Beziehung auf Aeneas Charakter denkt. Der hervorstechendste Zug, der sich in diesem offenbart, ist wirklich der, welchen der Dichter durch das immer wiederkehrende Beywort pius bezeichnet, — Gottesfurcht und Achtung dessen, was Pflicht ist. Ich will nicht untersuchen, ob und in wie fern es überhaupt rathsam war, an einem Hel-

den, der in allem den homerischen nachgebildet ist, gerade diesen Zug aufzufassen und bemerkbar zu machen; aber das empfinde ich, daß mir Aeneas nirgends weniger gefällt, als wo er in wildem Muthe und Ungestüm mit einem Achill und Ajax wetteifert. In seinem ganzen Wesen drückt sich, was gewöhnlich mit strengem Pflichtgefühle verbunden zu seyn pflegt, eine gewisse Ruhe, Umsicht, Bedächtigkeit aus. Diese Eigenschaften leiten und bestimmen ihn durchgehends. Sie sind es, die ihn unterstützen, als er an Afrika's Küsten verschlagen wird, sie, die ihn bey seiner Landung in Italien die friedlichen Unterhandlungen eingeben, sie, die ihn fremde Hülfe zu suchen antreiben, als das Ungewitter des Kriegs über ihn ausbricht. Der Führer, Anordner, Lenker spricht in und aus allem, indeß der Krieger bis zum zehnten Buche hin kaum hier und da einmahl aufblickt. Man sage immerhin, daß man sich doch nicht eher herumschlagen könne, als bis man einen Feind gefunden habe. Ich werde dieß freylich zugeben müssen; aber ich werde mir nicht abstreiten lassen, daß dem Dichter, der in dem Agamemnon das Oberhaupt der griechischen Schaaren darstellt, ein weit übereinstimmenderes und glücklicheres Bild vorschwebte, als dem Zeichner des Aeneas.

Ungleich gelungener, wiewohl wahrlich nicht zum Vortheile des Ganzen, ist Virgilen der Charakter des Turnus. Schon die Sache, für die er die Waffen ergreift, nimmt bey weitem mehr für ihn ein, als die, für welche Aeneas ficht. Der Zorn des Turnus ist so natürlich, seine Ansprüche so wohl gegründet, seine Maßregeln so gerecht. Man gewinnt ihn lieb, ehe man noch seine nähere Bekanntschaft gemacht hat, und er verliert nicht, nachdem sie gemacht ist. Turnus ist ein Held in der Blüthe und Kraft der Jugend, einheimisch in Italien, immer gewohnt, Lavinien als seine künftige Gattinn zu denken, und zu dieser Hoffnung auch durch die Jahre weit mehr berechtigt, als Aeneas, der Wittwer und Vater eines sechzehnjährigen Sohnes. Diesem Alter und dieser Lage entspricht sein Benehmen vollkommen. Der wilde Muth, der aus angestammter Tapferkeit entspringt und durch die angethanene Beleidigung um vieles erhöht wird, kleidet ihn ungemein. Immer schreitet er rasch und bestimmt vorwärts, immer spornt ihn Liebe und Ehre, immer blickt er mit jener Verachtung, die dem Helden und Jüngling so wohl ansteht, auf das Leben herab, und zittert vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken, nicht für den unerschrockenen Krieger erkannt zu werden, der er ist. Wer fühlt ihm nicht nach, wenn er, wider seinen Willen, von

Jupiters Gattinn gerettet, (X. 668.) in Klagen ausbricht! *r*)

> Omnipotens genitor, tanton' me crimine dignum
> Duxiſti, et talis voluiſti expendere poenas?
> Quo feror? vnde abii? quae me fuga, quemue reducet?
> Laurentisne iterum muros aut caſtra videbo?
> Quid manus illa virum, qui me meaque arma ſecuti?
> Quosne (nefas) omnis infanda in morte reliqui?

Wer hört ihn nicht mit einer aus Bewunderung und Schrecken gemischten Empfindung, wenn er der Schwester, die seinen Wagen lenkt und immer der Gefahr ausweicht, (XII. 676.) die ernsten Worte zuruft! *s*)

> Jam jam fata, ſoror, ſuperant; abſiſte morari:

---

r) Herrscher des hohen Olymps, Allmächtiger, solches Verbrechens
Würdig hieltest du mich? so hart zu strafen gefiel dir?
Welch eine Flucht! Wo bringt sie mich hin? und wo? und von wannen?
Soll ich von neuem die Stadt der Laurenter schaun und das Lager,
Und die Genossen der Schlacht, die meinen Waffen vertrauten?
Ließ ich, o Schmach! nicht alle zurück im Kampf mit dem Tode?

s) Schon, schon siegt das Geschick, o Schwester! Verzögr' es nicht ferner!

Quo Deus, et quo dura vocat Fortuna, sequamur.
Stat conferre manum Aeneae, stat, quidquid acerbi est,
Morte pati: nec me indecorem, germana, videbis
Amplius. Hunc, oro, sine me furere ante furorem.

Oder wer könnte die stolze Ruhe verkennen, mit welcher er seinem Sieger, der ihm so eben das Schwert durch die Brust stoßen will, (XII. 932.) anredet *t*):

Utere sorte tua. Miseri te si qua parentis
Tangere cura potest; oro, (fuit et tibi talis
Anchises genitor) Dauni miserere senectae;

Folgen will ich, wohin Gott und Verhängniß mich rufen.
Fest steht einmahl der Kampf mit Aeneas, fest, zu erdulden,
Was auch Bittres mir dräut. Unrühmlich sollst du nicht länger
Weilen mich sehn. Die Wuth auswüthen laß mich, o Schwester!

t) Nimm, was das Glück dir beut! Kann ein Gedank' an des Vaters
Schmerz dich rühren, so laß, ich fleh' es, (von Jahren gebeugt war
Auch dein Vater Anchises;) dich Daunus Alter erweichen!

Et me, seu corpus spoliatum lumine mauis
Redde meis.

Wenn der wahrhaft epische Charakter der ist, der der Handlung Bedeutung und Leben giebt, und dem Herzen des Lesers Wärme und Spannung mittheilt, so ist kein Zweifel, daß der leidenschaftliche jugendlich-ungestüme Turnus dreymahl epischer ist, als der ruhige, gottesfürchtige und nur ruckweise aufbrausende Aeneas.

Von den übrigen Charakteren der Aeneis ist wenig zu sagen und noch weniger zu rühmen. „Der trojanische Krieg," urtheilt ein früher schon erwähnter Kunstrichter v), „war ein so großes Ereigniß in der Weltgeschichte, von der er noch eine der wichtigsten Epochen ausmacht, daß alle, welche sich in ihm ausgezeichnet hatten, eine Stelle in dem Andenken der Menschen behaupteten. Es waren Nahmen, die der Ruf geheiliget hatte, die in dem Munde der ganzen Welt lebten und, so zu sagen, vor Jedes Einbildungskraft standen. Nichts begünstigt einen Dichter so sehr, als solche Nahmen, die durch sich selbst anziehn, und ein Theil dieser anziehenden Kraft verbreitet sich über

---

Gieb mich, oder, wenn dieß dir gefällt, den lebensberaubten
Körper zurück.

v) La Harpe p. 266.

die ersten sechs Bücher der Aeneis, wo wir mehrere schon durch Homer verewigte Thaten und Nahmen finden. Aber von dem siebenten Buche an führt uns Virgil in eine durchaus neue Welt und zeigt uns Personen, die wir schlechterdings nicht kennen, und zu deren Bekanntschaft er uns auch, nach dem von ihm befolgten Plane, nicht hat verhelfen können. Dann bemerkt man, welch ein großer Unterschied es ist, einen Ajax, Hektor, Ulyß und Diomed, und einen Messapus, Ufens, Tarchon und Mezentius auf die Bühne zu bringen." Nichts ist treffender, als diese Bemerkung, so sehr man auch, (denn bekanntlich ist sie schon oft bald in dieser bald in jener Wendung vorgetragen worden,) ihre Wahrheit durch allerley Ausflüchte zu entkräften gesucht hat. Nie hat ein Dichter eine Begebenheit und ein Zeitalter gefunden, die poetischer gewesen wären, als die, welche Homer fand, noch die Kunst, die Charaktere zur Anschauung zu bringen, leichter und vollkommner ausgeübt, als eben er. Ihm ward das Glück, sich nicht in die mythische Zeit versetzen zu dürfen, sondern in ihr zu leben, nicht sich ein heroisches Ereigniß bereiten zu dürfen, sondern auf ein bereitetes zu stoßen, nicht den Personen, die er uns bekannt macht, Glanz und Ruhm durch seine Darstellung verleihen zu dürfen, sondern sie damit bekleidet zu finden. Aller dieser Vortheile entbehrt der Römer. Er hat in die Tiefen des

grauen Alterthums hinuntersteigen müssen, um erst den nöthigen Stoff für sein Gedicht zu gewinnen; er hat seine Handlung sich schaffen und, um ihr einige Wahrscheinlichkeit und Haltung zu geben, sie so gar an eine entfernte, außer dem Gedichte liegende, — an die Gründung Roms, gleichsam anlehnen müssen; er hat endlich, da er nirgends auf bekannte und gepriesene Charaktere stieß, diese selbst bilden und aus der eigenen Fülle seines Geistes ausstatten müssen. Es würde wenig Einsicht oder viel Vorurtheil verrathen, wenn man behaupten wollte, daß der Sänger der Aeneis so mannigfaltige Schwierigkeiten glücklich beseitiget hätte; vielmehr verhält sich die Ilias zur Aeneis in der That nicht anders, wie die wirkliche Welt zu der erdichteten. Dort zieht ganz Grácien aus, um Asiens angesehenstes Reich zu zertrümmern, hier kämpfen Italiens in Parteyen getheilte Völkerschaften, um zu entscheiden, ob man einen Fremdling aufnehmen solle, oder nicht; dort giebt es lauter ernste Schlachten, an denen die Götter Theil zu nehmen sich nicht zu groß dünken, hier mit Besonnenheit gelieferte Treffen; dort erscheinen bekannte Heroen, hier Krieger, die ihren Ruf von dem Dichter erwarten. Es ist wahr, Virgil hat einige Theilnahme für den jungen Pallas, den Sohn Evanders, für den Lausus, den Sohn des Mezentius, und für Camillen, die Führerinn der

Volsker, zu erregen gewußt: aber diese Theilnahme ist doch nur vorübergehend und flüchtig, und kann, da sie auf Personen ruht, die wir eine kurze Zeit sehen und überdem weniger aus ihren Handlungen als aus den Beschreibungen des Dichters kennen lernen, nicht mit jener lebhaften Theilnahme verglichen werden, welche die Helden Homers einflößen.

So wenig indeß alle diese Bedingungen einer vollkommenen Epopöe der Aeneis nachgerühmt werden können, so fehlt es ihr darum doch nicht an eigenthümlichen Schönheiten; und wie könnte ein Gedicht von solchen entblößt seyn, das Jahrhunderte lang das Vergnügen aller geschmackvollen Leser gemacht hat, und es gewiß stets machen wird? Richten wir dahin itzt unsre Aufmerksamkeit!

Mich dünkt, ein Hauptvorzug, der der Aeneis gebührt, ist der Reichthum an solchen Empfindungen, Schilderungen und Scenen, welche die Erzeugnisse einer minder kräftigen aber gebildetern Natur sind. Man kann die Handlung der Ilias größer und übereinstimmender, ihren Gang rascher und fortschreitender, die Charaktere der Helden wahrer und treuer ausgedrückt, in dem Ganzen mehr Bewegung und Leben, mit einem Worte das Gedicht epischer finden: allein darum wird von der Aeneis doch immer der

Ausspruch des Afer Domitius gelten, der, als ihn Quintilian x) fragte, wen er zunächst nach dem Homer setze, die Antwort gab: „Die zweyte Stelle behauptet Virgil, doch steht er der ersten näher, als der dritten.“ Und in der That, wer könnte das zweyte Buch, das eins der vollendetsten Stücke von Poesie ist, wer das vierte, das in seiner Art das einzige Stück im ganzen Alterthum ist, lesen, ohne mit Bewunderung für den Dichter erfüllt zu werden? wer von dem sechsten, so wenig es auch, nach meinem Gefühle, in das Ganze und die Anspielungen auf platonische Mythen in das heroische Zeitalter passen, ohne Achtung für ihn zurückkehren? Jedes dieser Bücher hat seine eigenthümliche Schönheit, jedes stellt eine glänzende Seite des Dichters dar. Er entfaltet in dem zweyten das Talent eines trefflichen Erzählers; er beweist sich in dem vierten als einen genauen Kenner des menschlichen Herzens und der Leidenschaften, und er trägt in dem sechsten in das dunkle Gebieth der Philosophie das liebliche Licht der Dichtung. In dem Augenblicke, wo man diese Gesänge liest, erinnert man sich weder des fremden Einflusses auf den Dichter, noch des Widerspruches in der Zeitrechnung, noch der hie und da eintretenden Mißverhältnisse zum Ganzen. Der Sänger allein ist es, der uns beschäf-

x) Institut. orat. X. 1. p. 904.

tigt und festhält, für ihn gewiß der höchste Triumph, und das vollgültigste Zeugniß für seinen Werth. Unter den übrigen Büchern der Aeneis ist allerdings keins, das ein durchaus vortreffliches Ganzes genannt werden und, als solches, unbedingte Ansprüche auf Beyfall machen dürfte: aber an einzelnen hervorragenden Episoden sind wenige leer. Die Erlegung des Cacus im achten, die innige, nur mit dem Leben erlöschende Freundschaft des Euryalus und Nisus im neunten, die edle Aufopferung des großherzigen Lausus im zehnten, die romantische Geschichte und kühne Tapferkeit Camillens im eilften, — alle diese Einschaltungen sind eben so viele Denksteine, die der Dichter sich und seinem Geiste gesetzt, bleibende Erinnerungen, an die er seinen Ruhm geknüpft hat. Die Ilias gleicht einer großen schön geebneten Laufbahn. Die Schranken werden geöffnet; die Kämpfer treten ein; das Zeichen ertönt; e i n Eifer faßt und beseelt alle, sie stürzen unaufhaltsam gegen das ihnen aufgesteckte Ziel hin und rasten nicht, bis sie es erreicht haben. Ihre Blicke schweifen weder zur Rechten, noch zur Linken ab, und ihre Schritte weichen nicht aus der Bahn. Die Aeneis ist mehr ein langer anmuthiger Spaziergang. Man erwartet freylich am Ende des Weges auch eine Belohnung, eine vorzüglich befriedigende Aussicht für die gehabte Mühe und Anstrengung: aber man findet sich doch gerade nicht

aufgelegt, dieser Aussicht so ungestüm nachzujagen. Es giebt unterwegs so manche liebliche Stelle, so manchen reizenden Nebenpfad, so manche freundliche Anhöhe, so manch erquickendes Thal. Man verweilt, man ruht aus, man fühlt sich glücklich. Endlich erreicht man das Ziel. Der Schluß des Wegs ist nicht übel: allein man kann doch nicht umhin sich zu bekennen, daß es eigentlich die zufälligen Genüsse sind, durch die wir uns für die übernommene Mühe entschädigt glauben.

Einen andern Vorzug der Aeneis berührt Quintilian ebenfalls. „Wenn auch Virgil, sagt er *y*), Homers göttlicher und unsterblicher Natur weichen muß, so verdient dafür seine Sorgfalt und seine nie ermüdende Aufmerksamkeit ein desto größeres Lob, und wenn er ihm an Erhabenheit nachsteht, so übertrifft er ihn an Gleichgewicht *z*).“ Dieser Ausspruch ist völlig gegründet. Ungeachtet man, und ich denke, nicht mit Unrecht, behauptet, daß die Aeneis und vorzüglich die zweyte Hälfte derselben die letzte bessernde Hand ihres Verfassers nicht erfahren hat, so sprechen uns gleichwohl die Tugenden, die ihm der Kunstrichter nachrühmt, auch in ihrer unvollendeten Gestalt,

y) Am angez. Orte.

z) Quantum eminentioribus vincimur, fortasse aequalitate pensamus.

lebhaft an. Virgil ist in seinem epischen Werke offenbar derselbe unverdrossene Dichter, der er in seinem didaktischen ist. Weit gefehlt, diesen oder jenen Theil seiner Arbeit mit vorzüglicher Liebe zu umfassen, oder seinen Fleiß für einzelne auffodernde Stellen zu sparen, geht sein ganzes Bestreben dahin, nicht bloß allen Theilen diejenige Vollkommenheit, deren sie, jeder in seiner Art, fähig sind, zu geben, sondern auch dem Ganzen, in Absicht auf Darstellung und Farbe, die Einheit zu verleihn, die Quintilian als hervorstechende Schönheit bemerkt. Will man dieses Verdienst Virgils gehörig kennen und würdigen lernen, so vergleiche man ihn mit seinen Nachfolgern, den spätern römischen Epikern. Mit welcher weisen Mäßigung bedient sich Virgil auch da, wo die Verführung groß ist, des poetischen Schmucks! Wie sorgfältig vermeidet er alles Ungewöhnliche, Harte und Zweydeutige in der Sprache! wie behutsam ist er im Gebrauche kühner Wortstellungen, Versetzungen, Umkehrungen! wie so sichtbar arbeitet er dahin, der Rede keine unnatürlichen widerstrebenden Wendungen und Fügungen aufzudrängen, damit er weder ihren leichten Fluß unterbreche, noch der Verständlichkeit schade! Von allen diesen klugen Einschränkungen und Entäußerungen wissen Silius, Valerius und Statius wenig. Vielmehr sind sie es gerade, deren Gedichte, da ihnen nichts so sehr

abgeht, als die Ebenheit und Gleichheit der Sprache, uns das Daseyn dieser Vollkommenheit in der Aeneis vorzüglich hochschätzen lehren *a*).

Ich glaube nach dieser Würdigung der größern und von Virgil unbezweifelt herrührenden Gedichte, vor den kleinern, die ihm überdem von den Kunstrichtern entweder geradezu abgesprochen, oder doch nicht mit Sicherheit beygelegt werden, ohne Bedenken, vorübergehen zu dürfen, um noch ein Wort über seinen poetischen Charakter im Allgemeinen und über die Ursachen, die auf seine Bildung einflossen, zu sagen.

Was man zuerst in Virgil dem Dichter als einen Mangel anerkennen muß, der sich in seinen Darstellungen offenbart, ist die Unfähigkeit, aus sich heraus, und in die Gegenstände einzugehn. Ich habe bereits, da ich von seinen Bukolien sprach, auf die unbestimmte und charakterlose Zeichnung der Gegenden wie der Personen aufmerksam gemacht: allein der Vorwurf trifft in der That nicht bloß die genannte Dichtungsart; er trifft überhaupt des Dichters Natur und äußert sich allenthalben. Wenn

a) Man vergleiche Heyne in Disquisit. de carmine epico Virgilii, §. 13.

man den Homer in der Rücksicht mit ihm vergleicht, so ist der Unterschied zwischen beyden auffallend. In dem ersten ist alles vollendete Anschauung, ins Einzelne gehende Darstellung. Seine Personen werden nicht von ihm geschildert, — oft weisen nicht einmal die Beywörter, die er ihnen giebt, auf ihren Charakter hin, — sie schildern sich alle selbst durch ihre Verhältnisse, Handlungen, Reden, und dieß so genau und in den kleinsten Umrissen begränzt, daß die Phantasie sich ohne Mühe ein vollständiges und richtiges Bild von ihnen entwirft. Bey Virgil ist dieses ganz anders. Abgerechnet, daß er überhaupt, wie ich früher bemerkt habe, in Absicht auf Erfindung und Mannigfaltigkeit von Charakteren, weit hinter seinem Vorbilde zurückbleibt, so lernen wir auch, wenn wir den Aeneas und Turnus ausnehmen, die übrigen, die er uns vorführt, nur in sehr allgemeinen Zügen und Linien kennen. In dieser Dido, die, als Gründerinn eines neuen Staats, so viel erwarten läßt, sehen wir zuletzt nichts anders, als ein gewöhnliches leidenschaftlich verliebtes Weib, in diesem Anchises, der die Erfahrungen eines langen Lebens eingesammelt hat, wenig mehr, als einen verständigen alten Mann, in diesem Achates, dem stets gepriesenen Gefährten des Aeneas und Theilnehmer an allen Beschwerden, durchaus nichts weiter, als den besonnenen gutmeinenden Freund. Man

vergleiche mit diesen Charakteren eine Helena, einen Nestor, einen Patroklus; und man wird nicht länger über das Unterscheidende in der dichterischen Anlage des Griechen und Römers in Zweifel seyn. Der erste ist unstreitig plastischer oder bildender Künstler in dem vorzüglichsten Sinne des Wortes, der letzte sicher mehr mahlender und beschreibender Dichter. Eben darum ragen über alle seine poetischen Werke die Georgika so mächtig hervor und befriedigen den Kunstrichter in einem so ausgezeichneten Grade, weil es hier mehr des mahlenden und beschreibenden, als des bildenden Talentes bedurfte und der Mangel des letztern den darzustellenden Gegenständen keinen Eintrag that.

Mit dieser Bemerkung hängt eine andere genau zusammen, — Homer ist durchaus dramatisch, Virgil ist es nicht. Wenn man von dem erstern, wie ich mich irgendwo gelesen zu haben entsinne, mit Recht sagen kann, daß er hinter seinem Kunstwerke unsichtbar stehe, wie ein Gott, und sich nur durch andere und durch sein Wirken auf sie vernehmlich mache, so darf man von dem letztern mit gleichem Rechte behaupten, daß er fast nie ganz zurücktrete, sondern immer, mehr oder weniger, sich als Mitspieler und Theinehmer verrathe. Es kann wohl keine Frage seyn, woher diese auffallende Verschiedenheit

zwischen der Ilias und Aeneis rührt, warum jene ein beynah fortlaufender Dialog ist, der so gar mitten im Gewühle der Schlacht sich fortspinnt, während in dieser ein Einziger ziemlich ununterbrochen erzählt und vorträgt. Die Natur beyder Dichter und die eigenthümliche Richtung ihres Geistes ist die Ursache dieser so ungleichartigen Behandlung ihres Gegenstandes. Vor Homers Phantasie stehen alle Gestalten in scharf begränzten bestimmten Umrissen. Wie sie in dieser oder jener Lage, unter diesen oder jenen Umständen empfinden, denken, handeln, sprechen werden, darüber ist er keinen Augenblick unsicher oder unentschieden. Die lebendigste Anschauung begleitet ihn allenthalben, und die Erscheinungen, die sie ihm vorführt, drücken sich seiner Seele aufs tiefste ein. Dichter, die so wenig sich selbst und so innig ihren Gegenstand fühlen, stellen diese am liebsten und mit Leichtigkeit außer sich dar. Sie sehen, hören und denken in andern. Alles wird für sie Gegenwart, Handlung, Gespräch. So Homer. Richten wir unsern Blick auf Virgil, so kann es uns unmöglich entgehn, daß er sich selbst weit stärker und lebhafter fühlt, als der Grieche, die menschliche Natur besser im Allgemeinen kennt, als fleißig im Einzelnen beobachtet, und mehr die Wirkungen von Gesinnungen zu zeigen als diese mitzutheilen geschickt ist. Bey einer solchen Stimmung des Geistes ist es sehr

natürlich, daß man öfter in eigner Person redet, als andere redend einführt, von dem Gespräche weniger zur Entfaltung der verborgenen Triebfedern der Handlung, als zur Belebung der Erzählung und zur Abwechselung des Tones Gebrauch macht, und, wenn andere sprechen, mehr von seiner eigenen Persönlichkeit durchschimmern läßt, als nöthig und nützlich ist. Belege hierzu finden sich, wo man die Aeneis aufschlägt. Ein wirkliches Zweygespräch ist in dem Gedichte eine seltne Erscheinung, und wenn ein Einzelner redet, so glaubt man immer etwas von den feyerlichen, kunstreichen, gewählten Dichter zu vernehmen. In dem ganzen zweyten und dritten Buche spricht in der That Niemand, als der in Aeneas verkleidete Virgil; auch hat man es auf der vierten Seite schon vergessen, daß der trojanische Held das Wort führt, und würde sich dessen schwerlich bewußt werden, wenn nicht das wiederkehrende Ich und Wir von Zeit zu Zeit an den Sprecher erinnerte.

So einen entschiedenen und nichts weniger als günstigen Einfluß indeß das geringere plastische Talent des Römers auf der einen Seite in seine Darstellung gehabt hat, so ist dieser Mangel auf der andern doch nicht ohne alle Vortheile für sie gewesen; ja vielleicht ist er es eben, der dem Gedichte Virgils so manche herzliche Freunde erworben und

ihm seinen Werth neben der Ilias stets gesichert hat. Der Dichter, der mehr in sich hinein, als aus sich herausschaut, greift freylich die Natur nicht so lebendig auf und giebt sie in seinen Werken nicht so wahr, kräftig und treu wieder, als man erwartet: da er aber die empfangenen Eindrücke desto fleißiger auf sich selbst bezieht, sorgfältig über sie denkt, sie bearbeitet und in sein Eigenthum verwandelt, so hält er uns gewöhnlich durch die Mittheilung eigener Empfindungen, Ansichten und Beobachtungen für jene Einbuße schadlos, und gewährt durch sich, was er uns in seinen Personen nicht zu gewähren weiß. Dieß ist der Fall Virgils. Er mischt sich allerdings oft in die Handlung, tritt oft mit seinen Gefühlen und Bemerkungen zwischen seine Helden, leiht ihnen oft und viel von dem Seinigen: allein er ist nie eine unwillkommene Erscheinung. Wen rühren nicht die prophetischen Worte, die er (IV. 65.) der opfernden Dido zuruft *b*):

> Heu vatum ignarae mentes! quid vota furentem,
> Quid delubra iuuant?

---

b) Ach, wie wenig erkennt des Sehers Gemüth! wie so wenig
Nutzen der Thörinn Gelübd' und Tempel!

Wen erfreut nicht die ungemein feine Schilderung der verliebten Unruhe der Königinn (74 — 89), ungeachtet allerdings vieles aus dem Dichter, vieles aus dem Zeitalter in das Gemählde eingeflossen ist? c)

> Nunc media Aenean ſecum per moenia ducit
> Sidoniasque oſtentat opes, vrbemque paratam,
> Incipit effari, mediaque in voce reſiſtit.
> Nunc eadem, labente die, conuiuia quaerit,
> Iliacosque iterum demens audire labores
> Expoſcit, pendetque iterum narrantis ab ore.
> Poſt, vbi digreſſi, lumenque obſcura viciſſim

---

c) Itzo durchſtreift ſie die Straßen der Stadt, von Aeneas begleitet,
Zeigt ihm die tyriſche Pracht und die ſtolz aufſteigenden Mauern,
Wendet ſich ſprechend zu ihm und vergißt die begonnene Rede.
Itzo ladet zum Mahl, beym ſchwindenden Tag, die Bethörte
Wiederum ein und verlangt von neuem das traurige Schickſal
Troja's zu hören und hängt von neuem am Mund des Erzählers.
Drauf wenn ſpät in der Nacht ſie ſcheiden, Luna das bleiche

Luna premit, suadentque cadentia sidera somnos:
Sola domo moeret vacua, stratisque relictis
Incubat. Illum absens absentem auditque videtque,
Aut gremio Ascanium, genitoris imagine capta,
Detinet, infandum si fallere possit amorem.
Non coeptae assurgunt turres; non arma juventus
Exercet; portusue aut propugnacula bello
Tuta parant: pendent opera interrupta, minaeque

Antlitz birgt und die Stern', hingleitend, zum Schlummer ermahnen,
Klagt sie allein im öden Gemach und ruht auf verlaßnem
Lager und sucht und vernimmt, getrennt von ihm, nur den Getrennten.
Oder sie hält den Askan auf dem Schooß, dem Bilde des Vaters
Huldigend, ob sie vielleicht der Liebe Schmerzen versöhne.
Nicht mehr steigen die Thürm' empor; die Waffen der Jugend
Feyern; Keiner betreibt den Bau der Häfen und sichrer
Kriegeswehren; gehemmt ruhn alle Werke, die starken

Murorum ingentes, aequataque machina coelo.

Wen ergreift nicht das begeisternde Lebewohl, mit dem er (IX. 446. 449.) den Euryalus und Nisus zu den Schatten entläßt: *d)*

Fortunati ambo! si quid mea carmina possunt,
Nulla dies vnquam memori vos eximet aeuo:
Dum domus Aeneae Capitoli immobile saxum
Accolet, imperiumque pater Romanus habebit.

Wen durchschauert nicht eine geheime Ahndung, wenn der Dichter in dem Augenblicke, wo Turnus dem

---

Zinnen, der Mauern Stolz, und die himmelan strebende Feste.

d) Glückliches Paar! regt irgend sich Kraft in meinen Gesängen,
O so sterbet ihr nicht in der Nachwelt dankbarem Munde,
Während Aeneas Geschlecht den tarpejischen ewigen Felsen
Rings umwohnt und mit Macht der römische Vater gebiethet.

Pallas das Wehrgehenke abzieht, hervortritt und (X. 501. 502) ausruft: e)

> Nescia mens hominum fati sortisque futurae,
> Et seruare modum, rebus sublata secundis.

Oder wer verweilt nicht gern bey den Worten, mit denen Mezentius (X. 861.) sein Streitroß anredet, gesetzt auch, daß sie für den rohen Krieger zu sinnig seyn sollten f):

> Rhoebe, diu (res si qua diu mortalibus vlla est)
> Viximus.

Stellen der Art finden überall einen freundlichen Anklang und finden ihn um desto gewisser, je gebildeter das Zeitalter ist, in dem sie gelesen werden.

---

e) Nimmer erahndet der Geist des Menschen das künftige Schicksal,
Und, vom Glücke geschwellt, vergißt er der Mäßigung Schranken.

f) Rhöbus, lange genug, (wenn etwas für Sterbliche lang' ist,)
Lebten wir.

Ich kann diese Bemerkungen über den römischen Epiker nicht schließen, ohne noch einmahl auf seine Sprache zurückzukommen.

Ueber ihre Würde, Angemessenheit und Vortrefflichkeit ist bekanntlich nur eine Stimme, und ich selbst habe früher erklärt, wie bereitwillig ich alle die Lobsprüche, die man dem Dichter in dieser Rücksicht ertheilt, unterschreibe. Aber um seinem Verdienste um den Ausdruck vollständig Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, darf man nicht vergessen, daß er das Organ, dessen er sich bedient, nicht schon gebildet fand, sondern es erst bilden mußte und sich also genöthiget sah, für die Ideen, die er darstellen wollte, die ihnen entsprechenden Formen zu suchen. Ungeachtet von den frühern lateinischen Epikern keiner vollständig auf uns gekommen ist, so kennen wir sie doch aus den erhaltenen Fragmenten hinlänglich, um zu wissen, wie wenig die ungeschmeidige Sprache der Römer sich für den Vortrag solcher Empfindungen und Gedanken, dergleichen die Aeneis enthält, oder vielmehr, wie wenig sie sich überhaupt für den epischen Vortrag eignete. Virgil mußte bey Fremden lernen, von Fremden borgen, durch Fremde zu gewinnen und sich zu stärken suchen; und wie sehr steigt sein schriftstellerisches Verdienst, wenn man diesen Gesichtspunkt auffaßt! Er ist den Griechen ge-

folgt, ohne sich ihnen zu unterwerfen; er hat seine Sprache bereichert, ohne ihr etwas von ihrer eigenen Selbstständigkeit zu entziehen; er hat sie völlig umgebildet, ohne sie im geringsten zu verbilden. Wer seinem Volke einen solchen Dienst leistet, darf mit Recht rühmen, daß er ihm die Musen vom aonischen Gipfel zugeführt habe.

Ist irgend etwas, was man an dieser so gebildeten Sprache des Römers mit Recht ausstellen könnte, so wäre es, daß sie hie und da sich ein wenig von dem Pfade der Einfalt entferne und in das Rednerische und Glänzende überschweife, — eine Verirrung, die besonders da, wo Virgil seinen Helden sprechen läßt, sichtbar wird und unstreitig in der fleißigen Lesung der griechischen Tragiker und der, in jenen Tagen allgemein geliebten und bewunderten, alexandrinischen Dichter ihren Grund hat. Wenn indeß der Römer diesen Vorwurf nicht völlig zurückweisen kann, so darf er dagegen mit Recht geltend machen, daß die Begeisterung, die anhaltend durch sein ganzes Gedicht weht, auch auf die rhetorischen Stellen übergegangen sey und ihnen so den Anstrich des Kalten und Gesuchten, wodurch sie allein auffallen und beleidigen, genommen habe.

T. Lucretius Carus.

(Er wurde, nach Eusebius, Ol. 171, 2., oder im J. R. 659., vor Chr. 95., folglich etwa zwölf Jahre später, als Cicero, zu Rom geboren. Weder sein Geschlecht und übrige Lebensumstände, noch auch das Jahr und die Art seines Todes sind mit Sicherheit bekannt, sondern werden muthmaßlich bald so bald anders angegeben. Eine Stelle in seinem Gedichte (I. 30 — 43.) scheint anzudeuten, daß es, während der Zerrüttungen, welche der Staat durch Catilina und Clodius erfuhr, ausgearbeitet worden sey a).

Wenn von Lucrezens Gedicht über die Natur der Dinge nichts weiter auf uns gekommen wäre, als die begeisterungsvolle Anrede an die Göttinn der Liebe, mit der es anhebt, und einige andere von den Kunstrichtern längst schon ausgezeichnete Stellen, so würden wir sicher einen ganz andern Dichter, als wir in ihm besitzen, verloren zu haben glauben. „Um

a) Man sehe Eichstädt in den Prolegg. zu seiner Ausgabe des Dichters, wo die gewöhnlichen Sagen und Mährchen, die von ihm umlaufen, p. 54 — 64. geprüft werden.

was für einen Schatz, würden wir ausrufen, hat uns das Unrecht der Zeit gebracht? welch einen Genuß, nach solchen Ueberbleibseln zu urtheilen, uns entrissen? Es ist wahr, Lucrezens Sprache ist so gebildet nicht, wie die eines Virgil; seine Perioden sind weniger voll und gerundet, und sein Vers nicht mit allem dem Wohlklange, dessen er fähig ist, ausgestattet. Allein durch wie viele andre Vorzüge entschädigt er nicht? Das beseelende Feuer der Einbilbildungskraft scheint bey ihm nie zu erlöschen, sondern sich allen auch den kleinsten Darstellungen mitzutheilen. Seine Sprache sinkt nirgends herab, sondern erhält sich stets in einer mittlern Sphäre und schwingt sich nicht selten über diese hinaus. Seine Versinnlichungsgabe kündigt sich überall als ganz so groß und so rege an, um selbst den leblosen Theilen eines Lehrgedichts Bewegung und Anmuth einzuhauchen und den spröden Stoff zu besiegen. Auch das Bedürfniß, den einförmigen Vortrag von Zeit zu Zeit zu unterbrechen und durch Episoden zu erheitern, hat er gewiß gekannt, gefühlt und befriedigt." So, sage ich, würden wir ungefähr urtheilen, falls nicht das ganze lucrezische Gedicht, sondern einzelne schöne Bruchstücke auf uns gekommen wären, und uns nicht wenig wundern, wenn wir beym Quintilian *b*)

b) In Instit. orat. X. 1. p. 905. Ed. Burmanni.

läsen, daß Lucrez ein schwerfälliger Dichter *c*) sey, und vom Cicero *d*) erführen, daß viel Kunst und selten ein Strahl des Genie's sich in ihm offenbare.

Ganz anders verhält es sich nun, da die Hand der Zeit die Arbeit des Römers verschont hat, und diese, wenn auch nicht durchaus in der Gestalt, in welcher sie aus der Feder ihres Urhebers kam *e*), doch, überhaupt genommen, vollständig und unver-

c) Difficilis, sagt der Kritiker, wozu Wakefield (Eichstädt in Prolegg. p. 99.) ganz richtig bemerkt: Manifestissimum est cuiuis contentius intuenti, magnum rhetorem non de laudibus Lucretii, vt elegantis poetae, detrahere voluisse, sed significare, orationem eius subtiliorem esse atque τεχνικωτέρην, vt argumentum quoque nimis austerum et exile, quam quae vbertati, magnificentiae, et amoenitati, sermonis oratorii consummandis pulcre sint accommodata.

d) In Ep. ad Q. Fratrem II. 11. Lucretii poemata, antwortet er ihm, vt scribis, ita sunt: non multis luminibus ingenii, multae tamen artis; vergl. über Lesart und Sinn der Stelle Eichstädt in Prolegg. p. 86. und über die Bedeutung des Ausdrucks ars Hottinger in seiner Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. S. 249.

e) In Beziehung auf die neulich von H. Eichstädt (Prolegg. p. 79.) vorgetragene und mit guten Gründen unterstützte Behauptung, daß es zwey Recensionen von Lucrezens Gedichte gebe, eine unvollendete von ihm selbst, und eine nicht durchgängig aber theilweise verbesserte von einer fremden Hand. Haec posterior recensio, schreibt er, ad nostram aetatem propagata est, ita tamen, prioris vt non omnia obliterata videantur vestigia.

kehrt vor uns liegt. Auch die keckſten und lauteſten Lobeserhebungen der Giſane und Lambine *f*) ſind nicht vermögend geweſen, die Kunſtrichter zu beſtechen, oder ſie zu bewegen, das Ganze über dem Einzelnen zu vergeſſen und dem erſtern von dem letztern mehr, als ſich ziemt, zu gut kommen zu laſſen. Vielmehr haben ſich die Prüfungen der Kritik unaufhörlich und, man darf wohl ſagen; keineswegs zum Vortheil des Dichters erneuert. Nicht zufrieden, die Ausſprüche eines Quintilian und Cicero zu unterſchreiben, hat man beyder Urtheile geſchärft und verſtärkt, und den Römer eben ſo tief, wo nicht noch tiefer heruntergeſetzt, als er von ſeinen Verehrern erhoben worden iſt. Man hat ihn nicht bloß ſchwerfällig, man hat ihn trocken und mager, und, ſtatt der Kraft eines ſich zuweilen regenden Genius, nichts, als die Geſchicklichkeit eines Versmachers, in ihm gefunden. Treten wir unbefangen zwiſchen die ſtreitenden Parteyen und erwarten die Entſcheidung von der nähern Betrachtung des Kunſtwerkes.

f) Omnium poetarum Latinorum, ſagt der letztere in der Vorrede zur dritten Ausgabe des Dichters, qui hodie exſtant et qui ad noſtram aetatem peruenerunt, elegantiſſimus et puriſſimus, idemque grauiſſimus atque ornatiſſimus Lucretius eſt. Faſt noch übertriebener ſpricht er von Lucrezens Vorzügen in der Zueignungsſchrift an Karl den neunten und in der Abhandlung de Lucretii patria, genere, vitae ſtudio, ingenio u. ſ. w.

Unter allen Dichtern giebt es schwerlich einen, der über seinen poetischen Beruf sich leichter täuschen könnte, als der didaktische. Die Auffoderung zum Singen, sagt man mit Recht, soll von innen heraus, nicht von außen hinein in den Dichter kommen, und so findet sichs bey dem echten Epiker und Lyriker immer. Ob ein wahrhaft poetischer Genius über ihn walte, ob er wirklich Gedichte, oder nur Verse mache, — darüber kann er, bey einer unbefangenen Beobachtung seiner selbst, unmöglich zweifelhaft bleiben. Der leichte Anklang im Innern bey einer leisen Berührung von außen, die stärkere Rührung, die ihn dann ergreift, das mächtigere Gefühl, das sich in lebendige, wenn auch regellose Worte ergießt, — alles verkündiget den Gott in ihm und deutet auf seine Bestimmung. Es ist ein unwillkührlicher Drang, der ihn instinktartig leitet, und bey dem er eben deshalb keine Gefahr läuft, seinen Beruf zu verkennen. Eine ganz andere Bewandniß hat es dagegen mit dem Lehrdichter. Ihn bestimmt gewöhnlich sein Wissen, — die nähere Kenntniß eines der didaktischen Einkleidung fähigen oder ihm fähig scheinenden Gegenstandes; und so entwickelt sich leichtlich bey ihm die Ueberzeugung, daß diese Kenntniß, verbunden mit der Fertigkeit Verse zu bilden, auslange, um den Gegenstand selbst poetisch außer sich darzustellen. Es ist öfters nicht sowohl

die dichterische Beschaffenheit und Gestaltung des Stoffes, die ihn in seiner Wahl leitet; noch öfter entscheidet über seinen Entschluß die eigenthümliche Liebe, die ihn zu der Kunst oder Wissenschaft, welche er zu schildern unternimmt, hinzieht, die vollendete Einsicht, die er sich in die eine oder in die andere erworben, und die Mühe des Erlernens, die sie ihm vorzüglich theuer gemacht hat.

Ich müßte mich sehr irren, oder der angegebene Fall ist der des Lucrez. Mag es immerhin ungewiß seyn und bleiben, ob er, von heißer Wißbegierde getrieben, nach Athen reiste und dort unter dem Zeno und Phädrus der Philosophie Epikurs mit allem möglichen Eifer oblag, — sein ganzes Gedicht zeigt, wie genau er mit den Lehren des gedachten Weltweisen bekannt, wie sehr für sie eingenommen, wie durchaus von ihnen durchdrungen war. Er ist auf diesem Gebiethe so einheimisch, wie Cicero innerhalb dem Bezirke der Akademie; er hat alle Schlüsse der epikurischen Schule aufgefaßt, durchdacht und bis in ihre feinsten Beziehungen verfolgt; er kennt alle Waffen, deren sie sich gegen andere Schulen bedient, und er gefällt sich diese Waffen zu führen. Die Philosophie, der er huldigt, hat mit einem Worte nicht bloß seinen Verstand gefangen genommen; sie hat selbst seiner Neigungen sich bemächtigt und ist Sache des

Herzens für ihn geworden. Man begreift leicht, wie unter solchen Umständen und bey einer Stimmung der Art ein feuriger Kopf mit einiger natürlichen Anlage zur Poesie auf den Gedanken gerathen konnte, der Herold seines Systems zu werden und in Versen zu verkündigen, was ihm in Prosa vertraut worden war. In dem lebhaften Antheile, den er, als Mensch, an den Grundsätzen Epikurs nahm, glaubte er einen unverkennbaren Beruf zur dichterischen Darstellung derselben, und in der genauen Kenntniß, die er, als Philosoph, von ihnen besaß, eine sichere Bürgschaft, daß ihm sein Versuch nicht mißlingen werde, zu finden.

Man würde indeß gleichwohl zu voreilig urtheilen, wenn man aus meinen Aeußerungen folgern wollte, daß ich das ganze Unternehmen Lucrezens für einen Mißgriff und die Grundsätze Epikurs für völlig unverträglich mit einer poetischen Einkleidung hielte. Ungeachtet das System des griechischen Weltweisen den Nachtheil gegen sich hat, daß der Verstand mehrern Behauptungen widerstrebt und so gar die Neigungen und Wünsche des Herzens sich keineswegs mit ihnen vertragen, so kann man doch auch nicht läugnen, daß es dem Witze und der Einbildungskraft viele günstigen und belohnenden Seiten darbiethet. Was läßt sich nicht bis auf den heutigen

Tag gegen die Entstehung der Welt aus nichts, gegen den Betrug der Sinne, gegen Vorsehung und gegen Unsterblichkeit sagen? Selbst die neuesten Untersuchungen der Philosophie haben den Anhang Epikurs mehr zurückgewiesen, als niedergeschlagen, und seine Gründe mehr geschwächt, als entkräftet. Wie könnte es einem gewandten Dichter, der noch dazu die Irrthümer jener Schule nicht, um seinen Scharfsinn glänzen zu lassen, in Schutz nahm, sondern sie aus Ueberzeugung vertheidigte, an Mitteln fehlen, seine Leser zu überreden, und sie, wenigstens auf Augenblicke, zu seinem Glauben zu bekehren? Ueberdem ist es ja nicht bloß der metaphysische Theil des epikurischen Systems, den Lucrez aufgefaßt und verarbeitet hat; sein Gedicht beschäftigt sich eben so sehr mit dem physischen, oder mit den Ursachen und Erklärungen der Erscheinungen der Sinnenwelt. Die Bewegung der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten, die Erzeugung des Blitzes und Donners, der Ursprung der Wolken, die Wirkung des Magnets, — alle diese und ähnliche Natur-Ereignisse sind Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und werden von ihm nicht beyläufig erwähnt, sondern ausführlich erörtert. Gewiß wird kein Sachkundiger läugnen, daß auch sie dem Dichter einen eben so reichhaltigen als dankbaren Stoff gewährten.

Und diesen Stoff, wird man fragen, — hat ihn Lucrez wirklich mit Glück benutzt? Schwebt er, als Herr und Gebiether, über ihm empor? oder ist er, statt ihn zu beherrschen, von ihm überwältigt worden? Ohne mich um die guten und schlimmen Gerüchte, durch welche der Römer gegangen ist, zu bekümmern, will ich mich bemühen, den Eindruck, den die Lesung seines Gedichtes auf mich gemacht hat, treu und vollständig wiederzugeben.

Wenn man von den Versuchen der spätern römischen Lehrdichter, eines Virgil, Horaz und Ovid, zu Lucretius Werke übergeht, so sind es hauptsächlich zwey Unterschiede, die den Leser befremden, — eine gewisse Nüchternheit im Ausdrucke, die man zu sehr ehren würde, wenn man sie für Ruhe und Einfachheit nehmen wollte, und ein Rhythmus, der die Grazie der Bewegung weder zu kennen noch zu suchen scheint. So sehr indeß diese Eigenthümlichkeiten auffallen, so beleidigen sie doch anfänglich keineswegs. Man erinnert sich bald, daß die Sprache, welche der Dichter schreibt, für die Poesie überhaupt wenig und für die didaktische Dichtungsart noch gar nicht gebildet ist, und die Harmonie des Hexameters ihr erst abgelernt, oder in sie gelegt werden soll. Man empfindet eben so leicht, daß der ernste Gegenstand den Dichter zu kaltem Ernste stimmen und die Ferne des

zu erreichenden Zieles ihm, beym Beginnen seines Laufes, Mäßigung und Schonung seiner Kräfte empfehlen konnte. Man bemerkt endlich nicht ungern eine Alterthümlichkeit in den Formen und Redensarten, die, wenn sie auch den Vortrag nicht belebt, ihm dennoch eine Art von Würde, oder, wie ich lieber sagen möchte, ein gewisses ehrwürdiges Gepräge ertheilt, das für den Mangel an Phantasie und beseelter Darstellung einiger Maßen schadlos hält. Man nährt, mit einem Worte, eine zeitlang an der Hand des Dichters fortschlendernd, die Hoffnung, daß er, der uns auf den Gefilden der Poesie empfing, uns bald wieder in diese Gefilde zurückführen werde.

Aber diese Hoffnung vermindert sich, je weiter man mit ihm vorwärts schreitet. Mit Befremden wird man gewahr, daß der Dichter ganz zurücktritt und nur der trockne Philosoph und Lehrer erscheint. Nicht genug, daß er in dem Fortgange seines Gedichts weder wärmer, noch seine Sprache bildlicher und seine Darstellung sinnlicher wird; er trägt überhaupt sein System so umständlich, so regelrecht, so nackt und schmucklos vor, daß man bald inne wird, es sey ihm einzig um den Unterricht, nicht um das Vergnügen des Lesers zu thun. So gar der Mühe überhebt er sich, ihn durch geschickte Verbindungen und leichte Uebergänge von Satz zu Satz, von Idee

zu Idee zu leiten, den Schlüssen durch versteckte Wendungen ihre auffallende Form, und den Beweisen durch eine gefällige Einkleidung ihr steifes Ansehn zu nehmen. Er giebt schlechterdings alles so bündig, aber auch zugleich so kalt und leblos, wie es die Schule giebt, und scheint der Muse eher zu spotten, als ihr zu huldigen. Nicht ohne Anstrengung begleitet ihn der Leser auf dem steinigen Wege weiter, begegnet überall dem wiederkehrenden zuerst, sodann, hierauf, endlich, überdem und hierzu kommt noch, empfindet, statt der milden Kraft der dichterischen Begeisterung, höchstens die zwingende Gewalt des philosophischen Scharfsinns und ruht oft ermüdet, selten erquickt aus. In dieser Stimmung fragt er sodann nicht mit Unrecht: Was in aller Welt konnte den Römer bewegen, in Hexameter zu kleiden, was er mit größerer Bequemlichkeit für sich und mit geringerer Ermüdung für den Leser in Prosa gegeben hätte? Wozu diese Mischung von Daktylen und Spondeen, die zu nichts dient, als darzuthun, daß er Sylben zu zählen und Verse zu machen wußte? Würde er nicht, da sein Zweck Belehrung und Ueberzeugung ist, diesen durch den Vortrag in ungebundener Rede besser erhalten, ja in ihr so gar sich weniger einförmig und schwerfällig ausgedrückt haben, als es ihm in den Fesseln des Rhythmus möglich war? Man versuche es nur ein-

mahl, die eine oder die andere Stelle in Prosa aufzulösen, die stets zurückkommenden Bindewörter und steifen Uebergänge mit ciceronischen Wendungen zu vertauschen und das Ganze mit größerer Freyheit zu behandeln, und urtheile, ob Lucrez gewinne oder verliere. Gewiß werden wenige seyn, denen die Umbildung nicht besser gefallen sollte, als die abgezirkelten Hexameter der Urschrift. Giebt es aber einen bündigern Beweis, daß der Dichter sich vergeblich bemühte und seine Arbeit zu den verunglückten zu rechnen ist?

In der That ist dieß, so oft ich von dem Gedichte über die Natur der Dinge zurückgekehrt bin, meine Empfindung gewesen, und ich habe große Ursache zu glauben, daß ich sie mit allen unparteyischen und prüfenden Richtern theile. Mag man sich immerhin auf die noch ungebildete Sprache, in der Lucrez schrieb, berufen. Er selbst wird dadurch entschuldigt, allein sein Werk nicht besser; ja es läßt sich so gar zweifeln, ob die Ungeschmeidigkeit der Sprache als Entschuldigungsgrund für ihn geltend gemacht werden kann. Abgerechnet, daß ein solches Organ zu überwinden, wie man schon oft erinnert hat, des Dichters eigentlicher Triumph ist, so zeigen auch einzelne poetische Stellen in seinem Werke, daß dieser Sieg weder überhaupt noch ins besondere für

ihn unerreichbar war. Es wird nöthig seyn, ehe ich meine Gedanken weiter verfolge, bey diesen Stellen einen Augenblick zu verweilen, und ihr Verhältniß zu dem Gedichte im Ganzen zu würdigen.

So oft von Lucrez dem Dichter die Rede ist, so oft beruft man sich auf eine Anzahl nahmhafter Beschreibungen und Gemählde, die aus dem Ganzen auffallend hervortreten und den Schmuck des Gedichtes ausmachen. Die schon erwähnte Anrede an die Venus (I. 1 — 44.), die Ermunterung des Memmius zum Studium der Philosophie (II. 1 — 60.), das Lob Epikurs (III. 1 — 30.), die Rechtfertigung der poetischen Darstellung philosophischer Wahrheiten (IV. 1 — 25.), die Abschweifung über die Liebe, ihre Gewalt und Wirkungen (IV. 1048 u. f.), und die Schilderung der verwüstenden Pest zur Zeit des peloponnesischen Krieges (VI. 1137 u. f.), — diese und einige Stücke von beschränkterm Umfange sind es, welche die Kunstrichter jederzeit hervorziehn und beyfällig auszeichnen, wenn sie den dichterischen Werth des lucrezischen Versuches vertheidigen wollen. So sehr diese gerühmten Stellen sich in dem weitläuftigen Werke verlieren, und so ungleich an innerm Gehalte sie einander selbst seyn mögen, so müßte man dennoch entweder von allem Gefühle des Schönen verlassen seyn, oder ein eignes Vorurtheil

gegen ihre Verfasser hägen, wofern man es wagte, ihnen ihre höhern Vorzüge abzusprechen, oder sie des erhaltenen Lobes unwürdig zu erklären. Sie sind allerdings für den Leser angenehme Ueberraschungen, einzelne, wie die Oasen in der libyschen Wüste, verstreute Inseln, wo man, nach einer langen Ermüdung, einmahl mit Wohlbehagen ausruht und sich erhohlt. Aber wie mögen nur diejenigen empfunden haben, welche diese so vereinzelten poetischen Schönheiten unter andern auch wegen ihres starken Hervortretens und des dadurch bewirkten Abstiches gegen die didaktischen Theile des Gedichtes bewundern g)? Ich gestehe, daß es gerade das Grelle dieses Abstiches ist, was mich beleidigt und mir selbst den Genuß jener bessern Erzeugnisse der dichterischen Einbildungskraft verleidet. Auch in Virgils trefflichem Lehrgedichte ragen eine Menge einzelner Theile über die andern hervor und strahlen in eigenthümlichem Lichte. Allein abgerechnet, daß die edlere Sprache und Haltung, die in dem Ganzen herrscht, an sich schon eine größere Erhabenheit im Einzelnen zuläßt, — wie vorsichtig bereitet nicht der Dichter auf stärkere Schilderungen und glänzendere Gemählde vor! wie sanft gleitet er nicht von dem gemäßigtern in

g) So Merian in seinem Buche: Von dem Einflusse der Wissenschaften auf die Dichtkunst. Th. II. S. 312.

den höhern Ton hinüber! wie unmerklich weiß er nicht den Leser wieder herab, und für das Auffassen der trocknern Wahrheiten zu stimmen! Von dieser zarten Behutsamkeit, von diesem steten Bestreben, bey dem häufigen Wechsel des Tons dennoch keinen Mißton in das Ganze zu bringen, finde ich bey Lucrez nicht die mindeste Spur. In seinem Werke wandeln der Philosoph und Dichter, jeder seinen eigenen Weg, ohne daß es dem einen einfällt, dem andern freundschaftlich die Hand zu biethen. Hat der erste lange genug gelehrt, so tritt er plötzlich, als habe er einen Wink von unsichtbarer Hand erhalten, zurück und macht dem letztern Platz; und hat dieser eine zeitlang das Wort geführt, so ruft jener ihm zu: „Genug, mein Herr! Jetzt ist das Reden an mir.“

Nach allem, was ich über Lucrezens Gedicht geäußert habe, bedarf es schwerlich noch der besondern Erklärung, daß ich es, überhaupt genommen, für eine verfehlte Arbeit halte. Aber wie ein Mann, der sich durchgängig als kenntnißreichen Philosophen und stellenweise als kräftigen Dichter verräth, ein so verfehltes Werk hervorbringen konnte, — die Frage verdient allerdings noch eine Antwort. Ich will versuchen, sie zu geben.

Wenn ich den großen Eifer erwäge, mit dem Lucrez seine Lehren verkündigt und sie seinem Freunde

Memmius an das Herz legt, so werde ich sehr geneigt zu glauben, daß eben in diesem Eifer einer der vorzüglichsten Gründe, warum ihm sein Unternehmen mißlang, zu suchen sey. Lucrez betreibt seine Geschäfte nicht als ein freyes Spiel mit Ideen, wie er sollte; er betreibt es ganz eigentlich als Arbeit, als ernste anstrengende Arbeit. Wie der Lehrer verfährt, dem daran gelegen ist, seinen Lehrling nicht bloß zu überreden, sondern zu überzeugen, wie der ihm nichts erläßt, oder für künftige Zeiten aufhebt, wie der das Ganze vor ihm ausbreitet und entwikkelt, alle Sätze in wissenschaftlicher Form und Strenge, einen nach dem andern, aufstellt, sie mit allen Beweisen unterstützt, und alle gegen sie erhobenen Einwendungen und Zweifel beleuchtet, so Lucrez. Für ihn ist Epikur der erste der Weisen, und das System Epikurs die wichtigste Entdeckung, die je zum Wohle der armen Menschheit gemacht worden ist. Nur dieses System enthält den Schlüssel zu den verborgenen Geheimnissen der Natur; nur die gläubige Annahme desselben befreyt die Seele von der Furcht vor dem Tode und den Schrecknissen des Grabes; nur dadurch, daß wir es uns ganz und ohne Einschränkung aneignen, wird uns Ruhe, Glückseligkeit und innerer Friede zu Theil. Aus einem so erhabenen und ehrwürdigen Standpunkte betrachtet Lucrez das Lehrgebäude, das er den griechischen Philosophen

nachzeichnet. Ihm dünkt es Gewissenssache, der Gründlichkeit, um der Schönheit willen, den kleinsten Eintrag zu thun, oder an den heiligen Worten des Erfinders im geringsten zu meistern. Kein Wunder, wenn er, bey einer solchen Ansicht und Schätzung, seinen Lesern nichts erspart, wenn er sie durch das lange Labyrinth abgezogener Sätze, spitzfindiger Schlüsse und verschlungener Beweise ohne Schonung hindurch führt und überhaupt stets so handelt, als ob er vom Katheder herab ihnen die wichtigsten Geheimnisse mitzutheilen berufen, und sie, von Wißbegierde getrieben, das Wesen der Dinge, die Summe ihrer Pflichten und die Quellen ihres Glückes durch ihn kennen zu lernen versammelt wären.

Eine andere Ursache, die gewiß nicht weniger, als die erwähnte, auf Lucretius Arbeit und ihren Charakter Einfluß gehabt hat, finde ich in den Mustern, denen er folgte *h*). Es ist bekannt, wie sehr die griechischen Dichter den römischen vorgeleuchtet haben, wie alle Versuche der letztern sich auf Beyspiele der erstern gründen, und keine poetische Gattung in die römische Sprache übergegangen ist, zu der sich nicht das Vorbild in der griechischen fände.

h) Weitläuftiger, als es für meinen Zweck nöthig war, hat H. Eichstädt diese ihm gehörende Bemerkung in Prolegg. p. 94. u. f. ausgeführt.

Auch im philosophischen Lehrgedichte nannten die Griechen einen Xenophanes, Parmenides und Empedokles, und es läßt sich nach allem, was Lucrez *i)* zum Lobe des letztern gesagt und die Ausleger beygebracht haben, nicht zweifeln, daß er vorzüglich dessen Bücher über die Natur ins Auge faßte und nachahmte. Aber gerade diese Gattung, oder, wie andre wollen, Aftergattung der Poesie hatten die Griechen mit dem wenigsten Erfolge bearbeitet. Die eben genannten ältern Dichter schrieben alle reizlos, trocken und rauh, Empedokles so prosaisch, daß schon Aristoteles *k)* zweifelte, ob er ihn zu den Philosophen oder Poeten rechnen sollte, und die spätern oder alexandrinischen Dichter zwar gewandter, netter und ründer, allein, so viel sich aus den erhaltenen Ueberbleibseln schließen läßt, darum nicht musterhafter. Man begreift leicht, wie Lucrez, gesetzt auch, der Unterricht wäre an sich weniger sein Zweck gewesen, schon durch das Muster, dem er nacheiferte, auf den Abweg, den er betrat, gerathen und, selbst bey einer poetischen Stimmung und einer reichern und entzündbarern Phantasie, der nüchterne Dichter werden mußte, der er ist. Seine Vorgänger hatten keinen höhern Flug genommen, keine bildlichere Sprache

i) I. 717 u. f. vorzüglich 730.

k) In Poet. cap. 5.

geredet und keiner lebendigern Darstellung sich befleißigt, als er. Wie konnte seine Muse, die ungeübte Anfängerinn, sich erdreisten, den Pfad der griechischen zu verlassen und einen neuen noch unversuchten zu wählen?

Doch wie? wenn Lucrez überhaupt d i e dichterische Anlage gar nicht gehabt hätte, die man, um einiger gelungenen Stellen willen, ihm zuzuschreiben geneigt ist? Ich empfinde, was und wie viel ich ihm und seinen Verehrern durch diesen Zweifel entreiße; gleichwohl hat er sich mir, bey wiederholter Prüfung seines Versuches, zu lebhaft aufgedrungen, als daß ich ihm nicht hätte Raum geben sollen? Ich will hier nicht vergleichend zu Werke gehn, nicht, was spätere Dichter leisteten, zum Maßstab seines Genius machen, nicht an so manchen unsinnlichen Gegenstand, den Ovid mit aller sinnlichen Kraft darzustellen gewußt hat, erinnern, nicht die Beschreibung der Pest bey Lucrez an die bey Virgil halten. Ich will bloß einige Stellen, die man zu den vorzüglichern zählt, aus dem Gedichte über die Natur der Dinge ausheben und sie ohne alle Nebenrücksichten betrachten. Folgende (V. 38 — 52.) führt Preiger als ein Beyspiel des Erhabenen an und nennt sie bewundernswürdig. Die Rede ist von den Arbeiten des Herkules gewesen. Lucrez fährt fort:

All das übrige Heer der Ungeheuer, und hätt' er (Herkules) *l*)
Keines erlegt, was könnten zuletzt sie lebend uns schaden?
Nichts, vermein' ich. Wie einst, so wimmelt noch heute von wilden
Thieren die Erde; mit Furcht erfüllt und mit Schrecken und Grausen
Sind die Hain' und die Höhen der Berg' und die Tiefen der Wälder,
Welche Oerter jedoch wir meistens zu meiden vermögen.
Aber ist unsere Brust nicht gereiniget, was für Gefahren,
Was für Kriege bedrohn dann wider Willen uns Arme?

---

l) Caetera de genere hoc quae ſunt portenta peremta,
Si non victa forent, quid tandem viua nocerent?
Nil, vt opinor: ita ad ſatiatem terra ferarum
Nunc etiam ſcatit, et trepido terrore repleta eſt,
Per nemora, ac monteis magnos, ſyluasque profundas:
Quae loca vitandi plerumque et noſtra poteſtas.
At niſi purgatum eſt pectus, quae proelia nobis,
Atque pericula, ſunt ingratis inſinuandum?

Was für Sorgen, erregt von heißer Begierde, zerfleischen
Dann das geängstete Herz? und welcher Schreck-nisse Beute
Werden wir nicht? Wie bestürmen uns rastlos schmutzige Wollust,
Frechheit und Stolz? wie toben in uns Ver-schwendung und Trägheit?
Wer die Laster bezwang und aus dem Herzen durch Lehren,
Nicht durch Waffen, beherzt sie vertrieb — sollt' doch im Olympus
Neben den Göttern der Sitz nicht solchem Sterb-lichen ziemen?

Eine andere Stelle (V. 923—950.), die man unge-mein lebhaft findet, schildert den rohen Zustand der ersten Menschen:

Quantae tum ſcindunt hominem cupedinis acreis
Solicitum curae? quauteique perinde timores?
Quidue ſuperbia, ſpurcitia, ac petulantia, quantas
Efficiunt cladeis? quid luxus, deſidiaeque?
Haec igitur qui cuncta ſubegerit, ex animoque
Expulerit dicteis, non armeis; nonne decebit,
Hunc hominem numero diuôm dignarier eſſe?

Auch das Menschengeschlecht in jenen Tagen und Fluren, — *m*)
Härter war es; mit Recht: denn harte Erde gebahr es.
Größer war es zugleich gebildet, fester der Knochen
Bau und das ganze Gewebe durch stärkere Nerven verbunden.
Selten erlag es dem Drucke der Hitze, selten der Kälte,
Oder der neuen Speise Genuss' und dem Gifte der Krankheit.
Jahre rollte die Sonn' am Himmel herauf und hernieder,
Und noch schwärmt' es herum, unstät, wie die Thiere des Waldes.

---

m) Et genus humanum multo fuit ollud in arueis
Durius, vt decuit, tellus quod dura creasset;
Et maioribus, et solideis magis, ossibus intus
Fundatum, valideis aptum per viscera nerueis;
Nec facile ex aestu, nec frigore, quod caperetur,
Nec nouitate cibi, nnc labi corporis vlla.
Multaque per coelum solis voluentia lustra
Volgiuago vitam tractabant more ferarum.

Keiner wußte mit Kraft den geschweiften Pflug zu beherrschen,
Oder den Schooß des Gefilds mit scharfem Karste zu lockern.
Keiner verstand das junge Gesträuch in die Erde zu senken,
Noch mit der Hippe vom Baum die dürren Aeste zu trennen.
Was an Gaben die Sonn' und der Regen schenkte, was Tellus
Ihnen von selber verlieh, genügte, den Hunger zu zähmen.
Unter die Eichen gestreckt, erquickten sie meistens mit roher
Eichelnahrung den Leib, und sie, die nun in dem Winter

Nec robuftus erat curui moderator aratri
Quisquam, nec fcibat ferro molirier arua;
Nec noua defodere in terram virgulta, neque alteis
Arboribus veteres decidere falcibu' ramos.
Quod fol atque imbreis dederant, quod terra crearat
Sponte fua, fatis id placabat pectora donum:
Glandiferas inter curabant corpora quercus
Plerumque; et quae nunc hiberno tempore cernis,

Erst zur Reife gedeihn, Meerkirschen mit Purpur gefärbet,
Spendete damahls die Erd' in reicherer Fülle und größer.
Auch viel' andere Frucht, zwar hart, allein für die armen
Menschen ein leckeres Mahl, gewährte der blühende Boden.
Aber zu stillen den Durst rief murmelnd der Bach und die Quelle,
Wie sie noch itzt, von den Höhen der Berge mit lautem Geräusche
Hüpfend, das durstige Wild, einladen und um sich versammeln.
Kam dann endlich die Nacht, so besuchten die Streifer der Nymphen

---

Arbuta puniceo fieri matura colore,
Plurima tum tellus, etiam maiora, ferebat:
Multaque praeterea nouitas tum florida mondi
Pabula dira tulit, misereis mortalibus ampla
At sedare sitim fluuiei funteisque vocabant;
Vt nunc montibus e magneis decursus aquai
Claricitat late sitientia saecla ferarum.
Denique noctiuagi syluestria templa tenebant

Waldichte Tempel, woraus, sanft gleitend, helle Gewässer
Niederflossen, den Fels in ihrem Nasse zu baden,
Und in grünendes Moos den gebadeten Felsen zu kleiden,
Oder zum Theil in die Ebne zu strömen und mild sie zu tränken.

Ein kleines Gemählde der Jahreszeiten (V. 736 — 746.), das auch nicht unbemerkt geblieben ist, mag ebenfalls noch als Probe hier stehn.

Lenz und Venus erscheinen zuerst; der Zephyr, des Frühlings n)
Bothe, schreitet, gefiedert, voraus, und ihnen zur Seite
Wandelt, jeglichen Pfad mit herrlichen Blumen bestreuend,

Nympharum, quibus excibant humoro fluenta
Lubrica, proluuie larga lauere humida saxa,
Humida saxa, super viridi stillantia musco:
Et partim plano scatere atque erumpere campo.

n) It Ver, et Venus; et, Veris praenuncius, ante
Pennatus graditur Zephyrus, vestigia propter
Flora quibus mater praespergens ante viai

Mutter Flora daher und erfüllt mit Gerüchen
die Lüfte.
Drauf folgt trockene Hitz' und dieser ihre Gefährtinn,
Ceres, in Staub gehüllt, und des Nords etesische Hauche.
Dann erhebt sich der Herbst und Evius, der
ihn geleitet,
Dann ein wüthendes Heer von mancherley Winden und Stürmen,
Hochher donnernd, Vulturnus und Auster, mit
Blitzen bewaffnet.
Endlich bringet das Jahr uns Schneegestöber
und trägen
Frost. Der Winter erscheint und die zähneklappernde Kälte.

Wie diese drey angeführten Schilderungen, so und nicht anders sehen alle die übrigen aus, auf welche

---

Cuncta coloribus egregieis et odoribus opplet.
Inde loci sequitur Calor aridus, et comes vna
Poluerulenta Ceres, et Etesia flabra Aquilonum.
Inde Auctumnus adit: graditur simul Euius Euan:
Inde aliae Tempestates Venteique sequuntur;
Altitonans Volturnus, et Auster fulmine pollens.
Tandem Bruma niueis affert, pigrumque rigorem
Reddit: Hiems sequitur, crepitans ac dentibus Algu.

man Lucrezens poetischen Werth gründet, und wer wird nicht willfährig einräumen, daß die angezogenen — nicht übel sind? Aber sind sie noch etwas mehr? Beweisen sie irgend eine höhere Kraft, eine ungewöhnliche Erhebung der Seele? Haben nicht bloße, mit der Mechanik des Verses vertraute, Liebhaber der Dichtkunst von jeher dergleichen Verse zu hunderten gemacht, ohne darum sich in die Reihe der Dichter eindrängen zu wollen? Oder wenn ist es unter den Kunstrichtern Sitte geworden, die ehrwürdigen Dichter-Nahmen so wohlfeilen Preises zu ertheilen? Will man die Einleitung in das ganze Gedicht, die berühmte Anrufung der Venus, gegen meine Behauptung geltend machen? O ich stimme in alle Vorzüge, die man ihr beylegt, in alle Lobeserhebungen, mit denen man sie verherrlichet, ein. Sie ist schön, trefflich, begeisternd. Aber wer sagt uns, ob sie dem Dichter auch als Eigenthum angehört? und wenn sie ihm angehört, ist sie nicht die einzige ihrer Art in dem ganzen langen Gedichte? und welch ein geistloser Versmacher müßte Lucrez gewesen seyn, wenn ihn der Gedanke an die Göttinn der Liebe nicht einmahl zu Anfang seines Gedichts, und bey ungeschwächter Kraft, über sich selbst hätte erheben und stärker, als gewöhnlich, erwärmen sollen?

Die spätern
epischen Dichter der Römer.

Lucan. Silius Italicus. Valerius Flaccus. Papinius Statius.

„Der Geschmack der Römer,“ sagt ein geistreicher Beurtheiler der Alten, „war Geschichte oder ernste gesetzgebende Beredtsamkeit, kurz That, so wie er bey den Griechen jene leichte Wirksamkeit gewesen war, die Allem eine schöne Sinnlichkeit und einen süßen Wohlklang anschuf. So lange daher in Rom Veranlassungen waren, den echten Thaten- Rede- und Geschicht-Geist zu wecken, so wuchs auch der feste römische Geschmack. Thatvolle Rede war das Steuer, welches das rudernde Schiff des Staates lenkte, und Geschichte das weisheitvolle Reisebuch, wornach es gelenkt ward. Die Scipionen, Catonen, Sulla, Crassus, Lucullus, Brutus, Antonius, Pompejus, Cäsar, — sie alle waren Redner, oder Geschichtschrei-

der, oder Freunde derselben. Aus diesem Geiste ist Rom erwachsen, und als er wich und die Republik unter das Joch der Monarchie kam, konnte nichts das ersetzen, woraus er geworden war.“ Mich dünkt, die Bemerkung, die Herder *a*) in den angezogenen Worten mittheilt, bestätige sich eben so sehr durch den Gang, den die römische Dichtkunst genommen hat, als durch die trefflichen Ueberreste der Beredtsamkeit und Geschichte, die der Zerstörung der Barbaren entronnen sind. Nicht nur Ennius, wie Herder selbst andeutet, neigte sich mehr zum Geschichtschreiber als Dichter hin; nicht nur die frühern Tragiker gaben mehr Geschichte als Dichtung; auch im Virgil waltet, wenn nicht der Geschichtschreiber, doch der Redner öfters über den Dichter vor, und als mit ihm die Kraft und der Einfluß der römischen Muse je länger je mehr dahin schwindet, sind erzählende Gedichte das Glänzendste, was sie in der Periode ihrer Ermattung hervorbringt, und der Lichtpunkt in diesen — Reden und rednerische Beschreibungen.

Es würde nicht schwer seyn, zu diesen beyden Beziehungen, die auf alle spätern Epiker der Römer

a) Man sehe seine Preisschrift über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks. S. 276.

anwendbar sind, auch die übrigen sie allgemein treffenden aufzufinden und so, statt jeden Einzelnen zu schildern, den Charakter Aller in *einem* Gemählde zusammenzufassen. Sie berühren sich, der Zeit nach, so nahe *b)*, und diese Zeit hat so kräftig und gleichförmig auf sie gewirkt, daß weder die Uebereinstimmung in ihrer gesammten Empfindungs- und Darstellungs-Weise zu verkennen, noch die Aeußerungen derselben zu entwickeln eine schwierige Aufgabe ist. Allein bey allen zwischen ihnen obwaltenden Aehnlichkeiten finden gleichwohl auch gar manche Verschiedenheiten Statt, die nicht füglich in ein allgemeines Gemählde aufgenommen werden können, und, übergangen, den einen in einem günstigern, den andern in einem minder günstigen Lichte, als er verdient, zeigen würden. Für den billigen Kunstrichter bedarf es keines triftigern Bestimmungsgrundes, um die Dichter, von denen hier die Rede ist, nicht zu vermischen, sondern gehörig abzusondern. Nur indem er jeden für sich betrachtet, darf er hoffen, allen die gebührende Gerechtigkeit zu erweisen, und indem er einen nach dem andern dem Leser vorführt, ihm die Vergleichung aller und die Entdeckung dessen, was allen gemein ist, zu erleichtern.

b) Zwischen Lucan und Statius liegen kaum dreyßig Jahre.

M. Annäus Lucanus c), der in der Reihe der spätern römischen Epiker, wenn nicht dem Werthe, doch der Zeit nach, den ersten Platz einnimmt, hat es bekanntlich zuerst gewagt, die Bahn der Homere und Virgile zu verlassen, und in seiner Pharsalia ein poetisches Werk aufgestellt, das sich in der Anlage wie in der Behandlung von der Ilias und Aeneis gleich weit entfernt und darum auch von den Kunstrichtern unserer Tage mit einem eigenthümlichen Nahmen, ich meine, mit dem eines historischen Gedichts, bezeichnet worden ist. Es kann hier unerörtert bleiben, in wie fern die gewählte Benennung überhaupt zu den schicklichen gehört oder nicht d); die wichtigere Frage ist, ob der zwischen den genannten Gedichten bemerkte Abstand, den man bezeichnen

c) Er war zu Corduba im J. nach Ch. 38. geboren, kam, als Kind von acht Monaten, nach Rom, studirte daselbst mit dem Salejus Bessus und Persius unter dem Rhetor Remmius Palämon und dem Philosophen Cornutus und wurde im J. 65. also im sieben und zwanzigsten seines Lebens von Nero genöthiget, sich die Adern zu öffnen. Man sehe die Vitae des Dichters vor Oudendorps Ausgabe der Pharsalia und Tacitus in Annal. XV. 49. 70.

d) Man sehe unter andern Burmann in der Vorrede zu seiner Ausgabe Lucans p. 13. und Saxius im Onomast. Tom. I. p. 254. Letzterer sagt etwas stark: Enimuero quid sibi velit, aut cuius vtilitatis sit Poeta Historicus et Poema Historicum, aeque nego me intelligere atque σιδηρόξυλον.

wollte, ein wahrer ist, und daran läßt sich bey einer genauen Vergleichung nicht zweifeln. Homer und Virgil haben ihre Gedichte beyde auf die dürftigen Sagen eines entfernten dunkeln Zeitalters gegründet und diese Sagen selbst ganz nach Willkühr behandelt, sie erweitert, verändert, umgestaltet, wie es die poetische Wirkung zu fodern schien; Lucan hat den Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar bis zu dem Tode des erstern *e)* zum Gegenstand seines Versuches gewählt und sich in der Folge und Erzählung der Begebenheiten fast ausschließend, wenigstens ohne sich wesentliche Umbildungen zu erlauben, an die wahre Geschichte gehalten. In der Ilias und Aeneis herrscht das Wunderbare. Götter nehmen Theil an den Schicksalen der Menschen, bestimmen sie in ihren Entschlüssen, lenken die Ereignisse und greifen überall in die Handlung ein. In der Pharsalia geht alles natürlich zu. Schlachten werden gewonnen, Städte erobert und Helden getödtet, aber auf gewöhnlichem Wege und durch menschliche Kräfte *f)*. Homer und

e) Weil er nähmlich an der Vollendung des Ganzen durch Nero's Verdammungs-Urtheil gehindert wurde.

f) Orakelsprüche und Zauberey kommen zwar auch bey Lucan vor, aber ohne in die Handlung selbst einzufließen. Ob der Dichter übrigens, wie Merian (Von dem Einflusse der Wissenschaften auf die Dichtkunst Th. II. S. 157. u. f. vorzüglich 163.) will, die Einführung der Götter in die Handlung seines Gedichts aus philoso-

Virgil ordnen ihre Begebenheiten so, daß sie aus einander entspringen und sich zu einander verhalten, wie Ursache und Wirkung; bey Lucan ist von diesem epischen Pragmatismus nichts wahrzunehmen. Jene versetzen den Leser, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln, sogleich in die Mitte der Handlung, schalten das Vorhergegangene und ihm zu wissen Nöthige episodisch ein und reißen ihn dergestalt, ohne ihm Zeit zur kühlen Besinnung zu geben, unaufhaltsam mit sich vorwärts; dieser hebt ruhig mit dem ersten Gliede der Begebenheiten an, und schreitet eben so ruhig zu jedem folgenden fort. Die erstern, mit einem Worte, lassen, was geschieht, werden, da der letztere bloß Erzähler des Geschehenen oder schon Gewordenen ist.

Es ist meine Absicht nicht, die auf Lucans Pharsalia haftenden Mängel und Unvollkommenheiten, in so fern sie in einer verfehlten Wahl des Gegenstandes gegründet sind, hier zu erörtern. Abgerechnet, daß alles, was sich von der Seite gegen die Pharsalia einwenden läßt, nicht sie allein, sondern, mehr

phischem Stolze, um den Weisen der Stoa nicht unter die Götter zu erniedrigen, vermieden habe, oder ob es ihm unschicklich däuchte, eine noch in Aller Andenken lebende Begebenheit in das Gebieth des Wunderbaren zu versetzen, oder welche andere Ursachen ihn bestimmten, wage ich nicht zu entscheiden.

oder minder, das historische Gedicht überhaupt trifft, so sind auch in einer früher geschriebenen Abhandlung g), welche diese poetische Gattung im Allgemeinen beurtheilt, die ihr eigenthümlichen und gewisser Maßen von ihrem Wesen unzertrennlichen Nachtheile bereits aufgesucht und entwickelt worden. Aber es giebt noch andere Betrachtungen, die sich dem Kunstrichter, der nicht mit leichtsinnigem Blicke die Werke des Alterthums schätzt, sondern mit geziemender Achtung vor ihnen verweilt, beym Lesen der Pharsalia aufdrängen. „Wie?“ redet ein solcher sich an, „wie? wenn Lucan auf den Stoff seines Gedichts selbst keinen Werth legte? wie? wenn er sich bewußt war, wie weit er in dieser Rücksicht hinter seinen großen Vorgängern, einem Homer und Virgil, zurückstand? wie? wenn er nach einem ganz andern Maßstabe, als der Verfasser der Aeneis, arbeitete und die Wirkung seiner Arbeit von ganz andern Vorzügen, als dieser, erwartete? Der eine zu erringende Lorbeer, die episch ausgeführte Niederlassung Aeneens in Italien zur Gründung der ewigen Roma, ist doch einmahl, dachte vielleicht Lucan, für dich verloren; aber warum zugleich jeder andere? Die Geschichte des zweyten Bürgerkrieges hat für die Römer gewiß dieselbe, ja wahrscheinlich eine noch stärkere anziehende

g) Nachträge Th. V. S. 5.

Kraft, als die dunkle Sage von ihrem Ursprunge. Die Ereignisse, welche der Kampf zwischen Pompejus und Cäsar veranlaßte, sind so mannigfaltig und groß, und die Folgen, die er nach sich gezogen hat, so dauernd und fühlbar. Eine an sich schon so wichtige und die Römer so nahe angehende Begebenheit bedarf keiner Beymischung des Wunderbaren. Ihre historische Ausführung wird zwar die hohe epische Wirkung der Aeneis nicht hervorbringen, allein darum doch das Gemüth poetisch zu stimmen vermögen, sobald nur der Dichter versteht, den dankbaren Stoff, der in der Begebenheit liegt, aufzusuchen, zu sichten und zu verarbeiten. Er gebe ihr die Wendung, die das Gefühl des Menschen überhaupt und das besondere des Volkes, für welches er schreibt, am leichtesten anspricht; er bemächtige sich der ausgezeichneten Charaktere, denen er begegnet, und stelle sie in das gehörige Licht; er verabsäume, weder Dichtungen einzumischen, die, ohne den natürlichen Gang der Handlung zu unterbrechen, sie gleichwohl beleben, noch die Gelegenheit zu Schilderungen und Darstellungen, die ihm die Folge der Ereignisse darbiethet, zu nutzen; er bediene sich endlich aller Kraft und Fülle der Sprache, um in das Ganze eine durchgängig große Haltung zu legen und durch die Erhabenheit und die Würde der Empfindungen und Gedanken zu ersetzen, was ihnen an epischer Hoheit abgeht."

So ungefähr dachte, nach der Anlage und Ausführung der Pharsalia zu urtheilen, Lucan; und wer wollte läugnen, daß er, wenn auch nicht episch, doch poetisch dachte? Halten wir uns an diese aus seinem Gedichte selbst abgezogenen Grundsätze und untersuchen, in wie fern er ihnen genügte.

Wenn man nach dem Zwecke fragt, den Virgil in der Anlage seiner Aeneis vor Augen hatte, nach dem Ziele, wo er anlangen wollte, so kann man hierüber durchaus nicht ungewiß seyn. Es ist kein anderes, als die Gründung eines neuen Reiches in Italien, deren letztes Hinderniß Aeneas durch die Erlegung des Turnus aus dem Wege räumt. Eben so klar ist es in der Ilias und Odyssee, wie wir sie itzt lesen, was die Dichter beyder beabsichtigten, oder welche Rücksicht wenigstens die spätern Sammler und Ordner der einzelnen Rhapsodien, bey deren Verbindung zu einem Ganzen, befolgten. Die erste endet, sobald Achill, durch die Leiden und Niederlagen des griechischen Heeres gerächt, es von neuem unterstützt, und die letzte schließt mit Ulysses Wiederkehr in sein Vaterland und der Erlangung des ruhigen Besitzes seiner Güter und Habe. Bey der Pharsalia Lucans hat es den Kunstrichtern nicht eben so glücken wollen, den Punkt, auf den alles hinwirkt und in dem sich alles vereiniget, auszumitteln; ja zwey der besten

von ihnen haben ihn gar nicht in eine Handlung oder Begebenheit, sondern in eine bloße moralische Wahrheit setzen zu müssen geglaubt, und bald „die Versinnlichung der verderblichen Folgen der Zwietracht“ für den Angelpunkt der ganzen Dichtung gehalten *h*), bald sich eingebildet, Lucans Absicht sey gewesen, den Satz zur Anschauung zu bringen: „Der rechtschaffene Bürger ficht nur gezwungen für die Freyheit seines Vaterlandes gegen den Gewalträuber, und nur so lange, als er Hoffnung haben kann zu siegen. Fällt diese hinweg, so verläßt er den Kampfplatz *i*).“ Es hieße ein Mißtrauen in die Beurtheilungskraft der Leser setzen, wenn man sie belehren wollte, wie flach und alltäglich die eine, und wie unverträglich mit dem Inhalte des Gedichts die andere Ansicht sey. Was gewinnt überdem, mag man sich für diese oder für jene erklären, der Dichter? Unter den Theilen der

h) So Marmontel in seiner Dichtkunst, Th. II. S. 182. der deutschen Uebersetzung Er beruft sich zur Bestätigung seiner Meinung, auf die Worte Lucans, die wir VII. 642. lesen:

> Proxima quid ſoboles aut quid meruere nepotes
> In regnum naſci? Pauidi num geſſimus arma?
> Teximus aut iugulos? Alieni poena timoris
> In noſtra ceruice ſedet.

i) So Dusch in den Briefen zur Bildung des Geschmacks, Th. V. S. 229.

Pharsalia wird, man stelle sich in den ersten oder in den zweyten Gesichtspunkt, kein festeres Band geknüpft, noch sie unter einander in eine nähere Uebereinstimmung gebracht. Das Ganze ründet sich durch die moralische Beziehung, die man ihm unterlegt, im geringsten nicht besser, und die einzelnen Begebenheiten erhalten dadurch keine größere Einheit, daß man sie als Belege einer Warnung oder Lehre betrachtet und sie auf diese zurückführt.

Erwäge ich die Richtung, welche der Dichter der Pharsalia vom ersten Anfange nimmt, die freybürgerliche Stimmung, die ihn ausschließend beherrscht, und das unablässige Bestreben, sie seinen Lesern mitzutheilen, so bleibt mir kaum noch ein Zweifel übrig, daß der Schlußstein des Ganzen, wenn er es vollendet hätte, kein anderer würde gewesen seyn, als der Sieg der Freyheit durch die Ermordung Cäsars, ihres Unterdrückers. Nicht also ein bloßer trockner moralischer Satz wäre, statt des epischen Aufschlusses, aus dem Gedichte gewonnen worden; eine sowohl an sich, als für die freygesinnten Römer, d. h. für die zahlreiche Mitwelt des Dichters höchst wichtiger Glückswechsel hätte vielmehr die Reihe der Begebenheiten auf eine poetische Weise geschlossen, und die Phantasie ein bestimmtes Ziel um auszuruhn gefunden. Es läßt sich nicht läugnen, wenn man diese

Voraussetzung für wahr annimmt *k*), daß die Pharsalia durch sie etwas an Haltung, Ründung und Beziehung gewinnt. Die Schlacht in Emathiens Fluren und alles, was ihr vorangeht und folgt, gehört dann, wenigstens als Veranlassung von Cäsars Tode, zum Ganzen; die Höhe, zu der wir den glücklichen Helden durch ununterbrochene Siege emporsteigen sehn, trägt das Ihrige dazu bey, um uns seinen Fall recht fühlbar zu machen; das Gedicht endet mit einem Worte, zwar mehr tragisch als episch, aber gleichwohl nicht unbefriedigend. Wenn indeß nach dieser Vermuthung sich die kritische Ansicht des Werkes verbessert, so bin ich darum doch weit entfernt, zu behaupten, daß durch sie die innre Oekonomie desselben hinlänglich gerechtfertiget werde. Ein Ereigniß veranlassen, heißt noch nicht es herbeyführen und bewirken, den Contrast mit Vortheil benutzen, nicht, die nöthige Theilnahme an der Handlung erwecken, und ein Gedicht mit einer großen Begebenheit enden, nicht, es zweckmäßig beendigen. Es ist wahr, wir

k) Lucan rechtfertiget die Annahme, wenn nicht durch die Ankündigung des Inhalts, die überhaupt sehr allgemein gefaßt ist und bloß Bella per Emathios plus quam ciuilia campos verspricht, doch durch mehrere Hinweisungen, unter andern durch X. 340., wo es heißt:

Poenaque ciuilis belli, vindicta Senatus,
Paene data est famulo. Procul hoc auertite, Fata,
Crimen, vt haec Bruto ceruix absente secetur.

wissen nicht, wie Lucan die Verschwörung gegen Cäsarn würde vorbereitet oder sie aus dem Vorhergehenden abgeleitet haben; aber, welchen Weg er auch eingeschlagen wäre, eins liegt am Tage, — daß der vorhandne erste Theil des Gedichts nie in ein pragmatisches Verhältniß zu dem zweyten würde getreten, noch mit ihm zu einem fortlaufenden Ganzen gehörig vereiniget worden seyn. Immer würde der Leser von der obwaltenden Verbindung beyder sich mehr künstlich überredet, als sie wahrhaft erkannt, und den Unterschied zwischen zufälligen und wesentlichen, vorläufigen und bestimmenden Ursachen lebhaft empfunden haben.

Man wird unstreitig nach diesen Aeußerungen vermuthen, daß ich die zehn ausgeführten Bücher der Pharsalia, selbst im besten Falle, für eine Arbeit halte, die, von Seiten ihrer poetischen Richtung oder Tendenz, keine Ansprüche auf Lob machen dürfe, und so verhält es sich allerdings. Wie nachsichtig man sich auch gegen den Dichter beweise, wie gern man auch einräume, daß, bey Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse, nicht immer ein und derselbe Gesichtspunkt aufgefaßt werden müsse, und wie geneigt man endlich auch sey, sich in den ihm günstigsten zu versetzen, — man kann sich schlechterdings nicht verhehlen, daß Lucan, bey der Anlage seines Werkes,

viel zu wenig selbstthätig zu Werke ging, daß er viel zu selten, als Schöpfer und Bildner, in die Ordnung der Dinge eingreift, und viel zu sklavisch an der Geschichte hängt, die ihm zwar Begebenheiten genug darboth, aber weder in der Folge, noch in der Verbindung, deren der Dichter bedarf. Zu dem Geschichtschreiber treten wir, um uns durch ihn zu unterrichten und mit ihm zu denken. Wir wissen, die Lenkung der Ereignisse steht nicht in seiner Gewalt, und sie eigenmächtig abzuändern, oder ihnen eine selbstbeliebige Richtung zu geben, würde gegen seine erste Pflicht, gegen die unverbrüchliche Beachtung der Wahrheit laufen und uns nicht zu ihm hin-, sondern von ihm abziehn. Zu dem Dichter führt uns weder das Bedürfniß, uns über das Geschehene zu belehren, noch bindet ihn das Gesetz der Wahrheit. Wir erlauben ihm zwar, aus der wahren Geschichte zu wählen und würden nichts gegen ihn einwenden, wenn er eine Begebeheitn, die, ohne eine Umänderung erfahren zu dürfen, eine dichterische Wirkung verspräche, treu beybehielte und nacherzählte: aber auf uns wirken, d. h. unsrer Phantasie sich bemächtigen, uns für die Handlung und den Gang, den sie nimmt, eine lebhafte Theilnahme, eine unruhige Erwartung einflößen soll er durchaus. Eben deshalb wird es ihm nicht bloß zugestanden, sondern ganz eigentlich angemuthet, den Thatsachen, die er etwa

aus der Geschichte entlehnt, eine selbstbeliebige Wendung zu geben, sie zu trennen und zu verbinden, einige zurückzuschieben und andere hervorzuziehn, diese leicht zu berühren und jene umständlich zu entwickeln, kurz, sie zu behandeln, wie es seine Absicht erfodert. Offenbar kann auch der billigste Kunstrichter dem Verfasser der Pharsalia die Erfüllung jener allgemeinen Foderung nicht erlassen. Möchte sichs Lucan, in Absicht auf Erfindung und Plan, auch noch so leicht machen und, da er keine Epopöe schreiben wollte, sich zu dieser Erleichterung berechtiget glauben, — einen bestimmten Zweck, eine Beziehung der mannigfaltigen Begebenheiten auf einen festen Punkt, mußte er wenigstens auffassen und verfolgen, und wenn dieser Zweck die an Cäsarn gerächte Unterdrückung der Freyheit war, ihn sorgfältiger beachten und durch die Anordnung des Ganzen kräftiger unterstützen. Wie die Pharsalia vor uns liegt, ist sie nicht nur keine Ilias und Aeneis, sondern überhaupt kein Kunstwerk. Sie ist ein buntes, an Gruppen und Gestalten rauhes Gemählde, zu welchem der Beschauer vergebens den Augenpunkt sucht, um sich die Absicht des Künstlers verständlich zu machen und vom Beschauen zum Genießen überzugehn.

Doch warum erwarten wir die Wirkung der Pharsalia von der Begebenheit, ihrer Richtung, ihrer

Entwickelung? Was ist die Fabel in so manchem künstlerischen Gebilde der Neuern, selbst des großen unerreichbaren Shakespear's? wie wenig Zweckmäßigkeit verräth sich oft in der Leitung der Handlung? wie ungenügend ist nicht selten der Aufschluß? Die Verfasser haben das eine wie das andere vernachlässigt, weil sie ihre ganze Aufmerksamkeit der Zeichnung der Charaktere widmeten; und ist ihre Arbeit darum weniger verdienstlich und anziehend? Wie? wenn es Lucan ebenfalls nur darauf angelegt hätte, den Menschen zu schildern? wenn er die Begebenheiten des zweyten Bürgerkrieges nur als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks betrachtet hätte? wenn die Handlung ihm nichts und die Charaktere alles gewesen wären?

Es giebt bekanntlich in der Pharsalia drey wirklich hervortretende Charaktere, Pompejus, Cäsar und Cato. Wen von diesen der Dichter mit vorzüglicher Liebe umfasse, darüber kann man schon nach Durchlesung der beyden ersten Bücher nicht mehr in Zweifel bleiben. Sein Held ist kein anderer, als Pompejus, der Freund und Vertheidiger der bestehenden alten Verfassung, und, nachdem diesen das Schicksal erreicht hat, Cato. Man erwartet im voraus, daß Lucan, bey der Schilderung des ersten, sich nicht ängstlich an die geschichtliche Wahrheit

werde gebunden haben, und so findet sichs allerdings. Nicht genug, daß er überall mit ausgezeichneter Ehrfurcht und patriotischer Begeisterung von Pompejus spricht und alles, was dieser beginnt und unternimmt, heraushebt und in ein glänzendes Licht stellt, — er weiß eben so sorgfältig alles zu verschleyern und in Schatten zu hüllen, was, aufrichtig dargelegt, seinem Lieblinge zum Nachtheile gereichen, oder den Strahlenkranz seines Ruhmes verdunkeln könnte. Dafür nimmt er desto lebhafter Partey gegen Cäsarn. Wo er Cäsars Denkungsart verunreinigen, seine Handlungsweise verunglimpfen und seine Thaten verkleinern kann, da unterläßt er es sicher nicht, sondern biethet vielmehr alles auf, um ihn schwärzer zu schildern, als er ist und dem unparteyischen Beurtheiler erscheint. Wie er Cäsarn kennt, ist er ein entschiedener Feind der Freyheit, ein eigennütziger Eroberer und ein verschmitzter Gewalträuber. Es hieße offenbar ein sehr ungerechtes Gericht über den Dichter ergehen lassen und ihn wider Gebühr aus seinem eigenthümlichen Bezirke in einen fremden, ich meine in den des Geschichtschreibers, herüberziehn und einschließen, wenn man diese Freyheit an ihm tadeln wollte. Hat er durch diese absichtlichen Veränderungen seinem Gedichte genutzt, hat er seinen Lesern eine Theilnahme für den Pompejus einzuflößen gewußt, die sie fesselt und ihnen das Anziehende,

das der Handlung selbst fehlt, ersetzt, wer mag ihn anschuldigen, oder ihn seiner historischen Untreue zeihen? Sie ist unter seinen Händen ein Verdienst, eine wahre Tugend geworden. Aber täusche ich mich selbst nicht über den Eindruck, den die Lesung der Pharsalia auf mich gemacht hat, oder bin ich vielmehr so glücklich gewesen, mich ihm unbefangen genug zu überlassen, so befindet sich Lucan, in Absicht auf die Charakter-Zeichnung seiner Helden, gerade in demselben Fall, in welchem Virgil sich befindet. So unmöglich es ist, zu dem Aeneas, auf Kosten des edlen, tapfern und unerschrocknen Turnus, eine aufrichtige Zuneigung zu fassen, eben so wenig erhält man es über sich, dem Antheile an Cäsarn um des Pompejus willen zu entsagen. Cäsar, so sehr auch der Dichter ihm die Herzen der Leser zu entwenden sucht, ist und bleibt die Seele der ganzen Pharsalia. Wie ein Gott, waltet er, überall gegenwärtig, thätig, geschäftig. Er verbringt seine Zeit nicht mit vorsichtigen Beschlüssen und müßigen Betrachtungen über das, was Sittlichkeit, Staatswahl und Bürgerglück erheischen; er weiß, was er will, — herrschen, und eben weil er das weiß, handelt er. Keine Ruhe, so lange sein Gegner ihm schaden kann. Nachdem er einmahl über den Rubikon gegangen ist, verliert er sein Ziel auch nicht einen Augenblick aus den Augen. Er jagt den Pompejus aus Italien über die See nach Grie-

chenland, bemächtigt sich der öffentlichen Gelder, welche dieser sich zuzueignen thöricht genug unterlassen hat, überwältiget dessen Anhänger in Hispanien, zwingt Massilien zur Uebergabe, und sucht ohne Verzug das Haupt der Parten selbst auf. Während dieß alles gleichsam vor den Augen der Leser vorgeht und sie Cäsarn unablässig mitten unter Gefahren und Kämpfen sehen, hören sie bloß von Pompejus. Er begnügt sich, aus den Provinzen des weiten römischen Reichs unter der Hand ein Heer zusammenzuziehn, und der Dichter (III. 169 — 297.), uns die Völker, die zu dessen Bildung beytragen, zu nennen. Es ist wahr, dieß Hervortreten des einen und dieß Verschwinden des andern Helden liegt in der Geschichte selbst, — in der Natur der Begebenheit, die Lucan zum Gegenstande seines Gedichts wählte; allein es liegt auch in uns und in der Natur des menschlichen Herzens, mächtiger von dem gefesselt zu werden, der durch Geistesgröße und durch ein reges Bestreben seinen Zweck zu erreichen sich auszeichnet. So gar der Umstand, daß wir von Cäsarn mehr erblicken und ihn genauer kennen lernen, müßte, auch, wenn er nicht mit dieser Kraft und Thätigkeit handelte, wie er wirklich thut, eine stärkere Theilnahme für ihn erwecken, als wir für seinen in dem Hintergrund der Bühne zurückgedrängten und nur

selten sich uns zeigenden Gegner empfinden können *l*).

Mich dünkt, es ist klar, daß Pompejus die Pharsalia, als Krieger und Held, nicht beseele, noch die Leser derselben erwärme, und so wenigstens durch ihn und die Entwickelung seines Charakters das Anziehende, welches der Handlung abgeht, auf keine Weise ersetzt werde. Aber vielleicht sollte er auch nur, als Mensch und Bürger, uns rühren; vielleicht opferte Lucan mit Fleiß die epische Theilnahme, die er in dessen Charakter zu legen fähig war, auf, um die moralische desto sicherer zu erregen und unser Gefühl für das unglückliche Schicksal des Mannes und das daran geknüpfte des Staates desto stärker in Anspruch zu nehmen. Wenn dieß seine Ab-

l) Wie schwer es überhaupt dem Dichter zuweilen wird, den Helden bey Ehren zu erhalten, und wie sehr ihm dieß Bemühn, aller Anstrengung ungeachtet, oft mißlingt, davon finden sich in der Pharsalia Beyspiele, die selbst dem gutmüthigsten Leser ein Lächeln abnöthigen. Man sehe unter andern die Beschreibung des von dem Kampfplatze Fliehenden VII. 677. und was Merian in seinem oben erwähnten Buche Th. II. S. 168. u. f., in Ansehung dieses Punktes, ganz richtig erinnert hat. Selbst Dusch, der so gern überall den Vertheidiger Lucans macht, muß doch, als er S. 275. auf die thessalische Schlacht zu reden kommt, bekennen, „daß der Pompejus des epischen Dichters hier zu sehr, wie der Pompejus des Geschichtschreibers, fliehe.“

sicht war, so gestehe ich, daß er sie bey mir, und ich fürchte, bey den meisten Lesern verfehlt hat. Allerdings erregt der Fall des Pompejus unser Mitleid: allein wie wenig Verdienst hat der Dichter um diese Empfindung? Ein solches könnte er sich offenbar erst dann zuschreiben, wenn sein Held gegen das Schicksal kämpfte, ihm den Sieg über sich zu entringen versuchte, und ihm erläge, mit einem Worte, wenn er sich durch Muth und wiederholte Anstrengungen unserer Achtung würdig gemacht hätte und unsern Wünschen zuwider unterginge. Ist dieß aber der Fall mit Pompejus? Gewiß nicht. Pompejus hat eine einzige Schlacht gegen Cäsarn gefochten und sie verloren. Er flieht nach Aegypten, hoffend, in dem Schooße der Freundschaft Rettung und Unterstützung zu finden, und wird bey seiner Ankunft treulos ermordet. Dieß ist ein unerwarteter Schlag, der erschüttert, ein unverschuldetes Schicksal, das unsere Theilnahme weckt. Aber der Dichter ist es nicht, der sie hervorruft. Es ist die Theilnahme, die wir jedem großen Manne, der unverdient endet, die wir der Menschheit überhaupt zollen und auch Cäsarn, wenn er an des Getödteten Stelle wäre, ungeachtet alles Hasses, den Lucan auf ihn zu häufen sucht, nicht versagen würden. — Näher gebracht durch Lucan steht uns allerdings Pompejus der Bürger. Die Erhaltung der römischen Verfassung ist es, was ihn

die Waffen zu ergreifen bewegt; der Senat selbst hat ihn feyerlich zu seinem Feldherrn ernannt, und staatsbürgerliche Gesinnungen haben überall, so gar da, wo es besser wäre, des Staates und Bürgers eine zeitlang zu vergessen, den entschiedensten Einfluß auf seine Handlungsweise. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Verfassung, für welche Pompejus kämpfte, des Kampfes werth war. Lucan schrieb für rechtgläubige Römer, denen ihr Senat alles galt und ein Krieg für dessen Gewalt und Ansehn eben so natürlich als billig schien. Auf Leute, die so empfanden und dachten, konnte sein Pompejus und die Handlungsart, die er ihm beylegt, den Eindruck, den er hervorbringen wollte, nicht wohl verfehlen. Der Vertheidiger des bestehenden Staates und seiner Gerechtsame, mußte ihnen wenigstens, als der edlere und ehrwürdigere Mann, gefallen. Allein dieß zugegeben, — erhält die Pharsalia darum einen höhern Werth, als Gedicht? Lucan hat den Pompejus weder reicher und herrlicher ausgestattet, als ihn uns die Geschichte darstellt, noch durch die größere Moralität, oder durch die bessern politischen Grundsätze, die er ihm beylegt, den oben berührten ungünstigen Abstand zwischen ihm und Cäsarn vermindert, noch überhaupt dem Charakter desselben irgend eine anziehende Kraft geliehn, über der man das Unzusammenhängende und Bewegungslose in der Handlung

des Gedichtes vergessen könnte. Um dieß zu bewirken, mußte er offenbar noch durch andere Eigenschaften, als seine Vaterlandsliebe ist, über seinen Gegner hervorragen. Das nähmliche gilt auch von seinem Stellvertreter Cato. Der Tod, den dieser so heldenmüthig für die Freyheit stirbt, würde, wenn die Pharsalia bis dahin reichte, gewiß einen noch tiefern Eindruck auf uns machen, als der Untergang des Pompejus: allein dieser Tod wäre doch nur ein Lichtpunkt im Ganzen, durch den die übrigen theils dunkeln theils schwach erleuchteten Stellen schwerlich aufgehellt werden dürften.

Wenn Lucan zu furchtsam oder zu eigensinnig war, um in die Ereignisse des zweyten Bürgerkrieges willkührlich einzugreifen und sie und die Charaktere der handelnden Personen nach der Idee eines sich unterstützenden und episch fortschreitenden Ganzen zu bilden, so hat er seinen unstreitig dichterischen Genius doch nicht so eingeschränkt, daß er ihm nicht mehrere Ausflüge in das Land der Phantasie erlaubt haben sollte. Fast alle Bücher der Pharsalia gewähren Beweise eigner schöpferischen Thätigkeit. Ueberall stoßen wir auf Dichtungen, Beschreibungen, Gemählde und Reden, die ihm entweder ganz oder der Geschichte doch nur auf eine so entfernte Art angehören, daß man sie mit Recht als sein völliges Eigenthum

betrachten kann. Sie einzeln zu prüfen und zu beurtheilen, wird billig dem Ausleger des Gedichts überlassen; eine allgemeine Würdigung darf in einer allgemeinen Charakteristik des Dichters nicht fehlen.

Was bey den einzelnen dichterischen Verzierungen der Pharsalia auch dem flüchtigen Leser auffällt, ist die Absichtlichkeit, die sich in ihnen verräth. Mehrere sind mit dem Gange der Begebenheit weder genau noch ungezwungen genug verbunden; einige hat der Dichter vielmehr, bloß um zu verschönern, eingeschaltet, andere zwar auf Veranlassung, doch nicht ohne sichtbar werdende Kunst, eingelegt, noch andern endlich eine unverhältnißmäßige Ausdehnung für die Stelle, wo sie stehen, gegeben. Einen Beweis für diese Behauptung liefert schon die zwiefache Schilderung vorgefallener Prodigien (I. 522 — 583. und VII. 151 — 167.), das doppelte Traumgesicht des Pompejus (III. 7 — 35. und VII. 7 u. f.), die Befreyung der delphischen Priesterinn (V. 71 — 197.), und die durch die Zauberinn Erichtho bewirkte Wiederbelebung des wahrsagenden Leichnams in den Gefilden Thessaliens (VI. 570 — 830.). Man kann keiner dieser Stellen und am wenigsten der letzten Kraft und poetische Schönheiten absprechen; aber man kann sichs auch schlechterdings nicht verbergen, daß uns der Spiegel der Zukunft, um deu Mangel des

Wunderbaren in der Pharsalia zu ersetzen, ein wenig zu oft vorgehalten, und die magische Scene nicht auf die beste Weise in die Reihe der übrigen eingeschoben wird *m*). Eben so wenig vermag man in der geographisch-historischen Beschreibung Thessaliens (VI. 333—412.), und in der geographisch-physischen Libyens (IX. 411—480.), noch in der seitenlangen Aufzählung der dort wohnenden Schlangen und der Darlegung der mannigfaltigen, durch ihren Biß hervorgebrachten, Erscheinungen (708—838.), oder in der Untersuchung über die Quellen und Katarakten des Nils und die Ursachen seiner Ueberschwemmung (X. 172—331.) etwas anders zu erkennen, oder zu bewundern, als den gelehrten Dichter, und das fleißige Studium seiner Vorgänger, der alexandrinischen *n*). Der nähmliche Tadel der Zwecklosigkeit

m) Hac vbi damnata fatis tellure (Thessalica) locarunt
Castra duces, cunctos belli praesaga futuri
Mens agitat;

heißt es VI. 413., und somit geht der Dichter, von dem Orte die Gelegenheit entlehnend, zu der Scene zwischen dem Sextus Pompejus und der Maga Erichtho über.

n) Sehr scharf und umständlich haben Burmann (in Praefat.) und Merian (S. 136. u. f.) diesen aus gelehrter Prahlerey entspringenden Fehler des Dichters gerügt. Doch ist der erstere öfters, (unter andern auch in der Beurtheilung der Zauberscene,) nicht gerecht gegen Lucan, und der letztere, wie H. Laguna in

würde noch auf gar manche Stelle, in der Lucan, zur Unzeit sein, oft unrichtiges, Wissen *o*) zur Schau trägt, wofern hier der Ort zu weitläuftigen Erörterungen wäre, angewandt, und unter andern auch mit allem Rechte auf die zweyte Verbindung der Marcia mit ihrem ersten Gemahle, dem Cato, (II. 326 — 371.) ausgedehnt werden können *p*).

So unabwendbar aber jener Vorwurf eine gute Anzahl Stellen in der Pharsalia trifft, so gewiß ist es gleichwohl, daß Lucans dichterischer Genius, wenn er sich irgendwo offenbart, gerade in einzelnen Schilderungen, — in mancher zweckwidrig eingeschalteten, (wie in der oben erwähnten Zauberscene,) sowohl, als in vielen durch die Begebenheiten ihm natürlich dargebothenen sichtbar wird, und daß,

der Epistola ad Heynium, Lipsiae 1795. p. 73. u. f. schon bemerkt hat, ein etwas flüchtiger und selbst den Sinn des Getadelten nicht immer rein auffassender Kritiker. Ich denke am Schlusse meiner Abhandlung noch einmahl auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

o) Daß sich Lucan mehrerer geographischen, astronomischen und physikalischen Irrthümer schuldig gemacht hat, ist, ungeachtet der Schrift des Palmerius, in welcher er ihn gegen Scaligers Beschuldigungen zu vertheidigen sucht, eine nicht widerlegte Behauptung.

p) Ganz richtig sagt Burmann: In scenam producit Marciam, quam facile potuisset domi relinquere; u. s. w.

eben um dieser einzelnen Ausführungen willen, sein Gedicht hauptsächlich gelesen zu werden verdient. Ich will mich hier nicht auf verschiedene gelungene *q*) Beschreibungen von Angriffen, Gefechten und Belagerungen berufen. Sie kommen bekanntlich in den Alten am häufigsten vor und verlieren dadurch schon von ihrem Werthe und ihrer Wirkung. Aber man lese die Charakter-Zeichnungen des Pompejus und Cäsar (I. 129—157.), die Schilderung der Denkungsart und Sitten Cato's (II. 372—391.), die Standrede über der Leiche des Curio (IV. 799—824.), die Trennung des Pompejus von seiner Gattinn Cornelia (V. 722—815.), die Zusammenkunft beyder nach der in Thessalien verlornen Schlacht (VIII. 40 — 108.), und den Tod des Pompejus durch den Meuchelmörder Achillas (VIII. 613 — 621.), und man wird gewiß nicht umhin können, den Adel der Gesinnungen und der Kraft der Sprache, durch welche sich alle diese Stellen auszeichnen, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Eine kleine Probe sey der Charakter der beyden Heerführer, den Lucan also gefaßt hat.

q) Ich sage mit Vorbedacht: auf verschiedene gelungene; denn daß Lucan auch hier über das Ziel des Wahrscheinlichen und Schicklichen hinausschweift, hat ihm Burmann, der in das Einzelne eingegangen ist, mehrmahls nachgewiesen.

Ungleich waren die Kämpfer. Der eine gegen das Alter r)
Hin sich neigend, und lang' in die ruhige Toga gekleidet,
Hatt' im Frieden den Krieg verlernt. Des Lobes begierig
Bracht' er den Wünschen des Volks viel' Opfer, hing an der Menge
Wechselnden Gunst und genoß den Beyfall seines Theaters.
Nicht besorgt um der Kraft Ersatz und dem vorigen Glücke
Trauend, stand er, der Schatten des einstmahls herrlichen Nahmens.
Wie sich im fetten Gefild ein Eichbaum ragend erhebt,

---

r) Nec coiere pares: alter vergentibus annis
In senium, longoque togae tranquillior vsu
Dedidicit iam pace ducem: famaeque petitor
Multa dare in vulgus: totus popularibus auris
Impelli, plausuque sui gaudere theatri:
Nec reparare nouus vires, multumque priori
Credere fortunae. Stat magni nominis vmbra.
Qualis frugifero quercus sublimis in agro

Prangend mit Sieges-Tropäen aus alter Zeit und mit Gaben
Edler Führer; nicht mehr auf starke Wurzeln gegründet,
Hält er durch eigene Schwer' empor sich, und strecket die nackten
Aest' in die Luft, mit dem Stamm, nicht mit dem Laube beschattend.
Aber wiewohl ihn der Ost beym ersten Sturme zu fällen
Droht und rund um ihn her viel' Eichen kräftiger grünen,
Ehrt man ihn dennoch allein. — Nicht also Cäsar. Ihn schützen
Nicht nur der Feldherrn Nahm' und der Ruf; der Tapfre verschmähet

---

Exuuias veteres populi, ſacrataque geſtans
Dona ducum: nec iam validis radicibus haerens,
Pondere fixa ſuo eſt: nudosque per aëra ramos
Effundens, trunco, non frondibus, efficit vmbram:
At quamuis primo nutet caſura ſub Euro,
Tot circum ſiluae firmo ſe robore tollant,
Sola tamen colitur. Sed non in Caeſare tantum
Nomen erat, nec fama ducis: ſed neſcia virtus

Träge Ruhe; ihm ist Nicht-siegen einzige
Schande.
Heftig ist er und wild; wohin ihn der Zorn und
die Hoffnung
Ruft, da kämpft er und schont nicht des blut-
besudelten Schwertes.
Immer wachsam, verfolgt er sein Glück, benutzet
des Schicksals
Leiseste Gunst, wirft nieder, was ihm, das Höch-
ste zu fassen,
Hindert, und bahnt, frohlockend, durch Schutt
und Trümmer sich Pfade.
Wie wenn aus dem Gewölk, von stürmenden
Winden zerrissen,
Unter des Himmels Getös und der Erde Kra-
chen, ein Blitzstrahl

Stare loco: solusque pudor, non vincere bello.
Acer, et indomitus; quo spes, quoque ira vocasset,
Ferre manum, et nunquam temerando parcere ferro:
Successus vrgere suos: instare fauori
Numinis: impellens quidquid sibi summa petenti
Obstaret; gaudensque viam fecisse ruina.
Qualiter expressum ventis per nubila fulmen
Aetheris impulsi sonitu, mundique fragore

Niederfähret, den Tag durchbricht, die bebenden Völker
Schreckt und mit zuckender Flamme das Auge, blendend, erschüttert.
Seine Tempel zerstört er in Wuth und, nirgends gezügelt,
Nirgends im Laufe gehemmt, zerschmettert er, fallend, zerschmettert,
Wiederkehrend, und sammelt die Kraft des verbreiteten Feuers.

Welch ein herrliches Gedicht mußte die Pharsalia seyn, wenn der Dichter seinen Helden eben so treffend durch Thaten als durch Worte zu charakterisiren verstanden hätte!

Eine nicht minder dankbare Beachtung verdienen — zwar bey weitem nicht alle *s*), aber doch —

Emicuit, rupitque diem populosque pauentes
Terruit, obliqua praestringens lumina flamma:
In sua templa furit, nullaque exire vetante
Materia, magnamque cadens magnamque reuertens
Dat stragem late, sparsosque recolligit ignes.

s) Man lese unter andern die klägliche Prunkrede II. 68—232., die leider! nicht die einzige ihrer Art ist. Ueberhaupt sind alle Helden Lucans Vielredner und würden, gesetzt, sie sprächen alle vortrefflich, schon durch ihr unendliches Sprechen lästig werden.

viele von den in die Pharsalia eingewebten Reden, wie z. B. die des Cäsar an seine Soldaten, nach der Erscheinung des Curio (I. 299 — 351.), die Anreden beyder Feldherrn an ihre Heere, als diese sich zur entscheidenden Schlacht anschicken (VII. 250 — 384.), und die Unterredung zwischen Brutus und Cato (II. 242 — 323.). Allerdings muß man auch hier seine Erwartungen nicht allzuhoch spannen. Man muß darauf rechnen, in der Regel, statt der Helden, den Dichter reden zu hören und sichs nicht befremden lassen, unvermuthet auf Ausdrücke und Bilder zu stoßen *t*), die sehr lebhaft an das Zeitalter des Seneca und einen ihm, nicht bloß dem Geschlechte, sondern auch den Grundsätzen und dem Geiste nach, verwandten Schriftsteller erinnern *v*). Indeß auch so wird der billige Leser immer noch Gelegenheit haben, den Dichter wenigstens als Dichter zu bewundern, und, wenn er sich die Mühe nicht verdrießen läßt, das Gold von den fremdartigen Zusätzen zu sondern, sich eines reinen und unverächtlichen Gewinnstes erfreuen dürfen. Lucan ist unstreitig ein Dichter, der in der Hauptsache, — in der Anlage seines Werkes, durchaus unglücklich ge-

t) Z. B. in der Antwort Cato's, auf den Gedanken:
Crimen erit superis et me fecisse nocentem.

v) Lucan war der Brudersssohn des Philosophen Seneca und, wie dieser, ein Bekenner der Stoa.

wesen ist und, angesteckt von dem verderbten Geschmacke seiner Zeit, auch in der Ausführung der einzelnen Theile mannigfaltige Blößen giebt: aber in seiner Empfindungs- und Denkungs-Art herrscht, (ich weiß nicht, ob von Natur gegeben, oder durch den Unterricht der Stoa erworben,) eine gewisse römische Größe, die sich in seinen Reden am sichtbarsten ausdrückt und so gar den strengen Kunstrichtern Nachsicht mit seinen Fehlern abnöthigt.

Wie Lucan die Geschichte des zweyten bürgerlichen Krieges, so hat C. Silius Italicus x) die des zweyten punischen dichterisch zu bearbeiten versucht; wie jener in der Erzählung der Begebenheiten den Commentarien Cäsars, so ist dieser, nur mit noch größerer Genauigkeit, der Erzäh-

x) Wann und wo er geboren ward, ist zweifelhaft; gewiß ist es, daß er sich auf die Redekunst legte und unter Nero's und Vitellius Regierung das Consulat und andere Staatsämter verwaltete. Sein Gedicht schrieb er, schon bey Jahren, nachdem er sich von der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte zurück gezogen hatte. Er starb unter Trajan, im 75. Jahre seines Alters durch freywillige Enthaltung vom Essen. Plinius in Epist. III. 7. und Martialis VII. 63., vergl. Cellarii differt. de C. Silio Italico, poeta consulari. 1694. im Auszuge vor Ruperti's Ausgabe des Dichters.

lung des Livius *y*) gefolgt; wie der erstere wenig aus der Fülle seines eigenen Geistes hinzufügt, so auch der letztere. Dennoch würde man sich irren, wenn man sich einbildete, daß mit der Beurtheilung der Pharsalia auch zugleich der Charakter des punischen Krieges von Silius aufgestellt und entworfen sey. Das spätere Gedicht unterscheidet sich, der gedachten Aehnlichkeiten ungeachtet, in noch gar mancher Hinsicht von dem frühern und fodert durch mehrere Eigenthümlichkeiten zu einer besondern Würdigung auf. Ehe ich diese versuche, will ich jene bemerken.

Schon die Art, wie Silius sein Werk eröffnet, läßt auf einen Unterschied zwischen ihm und Lucan schließen. Die Göttinn Juno tritt auf, äußert, daß ihr alter Haß gegen Aeneas Abkömmlinge ungeschwächt in ihrer Brust fortlebe, und erklärt den Karthager Hannibal für das Werkzeug ihrer Rache. Ein Dichter, der so beginnt, giebt deutlich zu ver-

y) Ungeachtet mehrere Schriftsteller, griechische sowohl als römische, die Geschichte des zweyten punischen Kriegs bearbeitet haben, so ist Livius dennoch der einzige oder doch hauptsächlichste Führer des Silius gewesen. Non est, sagt Ruperti in der Comment. de Silii carmine, quod dubitemus, quin Liuii potissimum vestigiis institerit, cuius et verba passim sua fecit, et auctoritatem plerumque in narrationis cum ordine, tum discrepantia secutus est.

stehen, daß er höhere Wesen in sein Gedicht einzuführen und von dem Wunderbaren Gebrauch zu machen gesonnen sey, und so findet man es auch beym weitern Lesen. Juno und Venus spielen die Rollen, die ihnen Virgil übertragen hat, beym Silius fort. Jene ruft die Furie Tissiphone (II. 526) aus dem Orcus, um Sagunt zu verderben, ermuntert, in der Gestalt des Gottes Thrasymenus, den Hannibal, die flüchtigen Feinde (IV. 724.) zu verfolgen, spricht ihm durch ihre Abgeordnete, die laurentische Nymphe Anna (VIII. 28.), Muth zur Fortsetzung des Krieges ein, hilft ihm die große Schlacht bey Cannä (IX. 486.) gewinnen, mahnt ihn, das eine Mahl (X. 337.), besorgt, durch den Somnus, und das andere Mahl (XII. 701.) in eigner Person von dem Angriffe auf Rom, den Jupiter mißbilligt, ab, und entreißt ihn endlich, (XVII. 523.) in dem Treffen, das er dem Scipio in Afrika liefert, dem Untergange. Diese beschwert sich beym Jupiter über Hannibals Unternehmung (III. 557.) und geht, durch die Aussicht auf Roms künftige Größe getröstet, von ihm, bittet den Vulcan (IV. 669.), die ausgetretene Trebia, die den Scipio zu verschlingen droht, in ihre Ufer zurückzuzwingen, und wird ihres Wunsches gewährt, sendet, nach der kannensischen Schlacht, ihre Diener, die Amorn, (XI. 387.) aus, um die Puner und ihre Führer durch die Annehmlichkeiten

Kapua's zu fesseln und ihren Muth zu entkräften, und überredet (XVII. 284.) den Neptun, der gegen Hannibals Flotte wüthet, ihn zu verschonen, damit er durch die Römer in Afrika, nicht durch die Elemente besiegt werde. Auch die andern Götter sind von der Theilnahme an der Handlung nicht ausgeschlossen. Jupiter schickt den Mars dem geängsteten Scipio (IV. 419.) zu Hülfe und entreißt diesen so dem Tode. Eben er giebt (VI. 593.) den Römern, um ihre Stadt von dem Untergange zu retten, den Gedanken ein, den Fabius zu ihrem Feldherrn zu wählen. An der Schlacht bey Cannä nehmen (IX. 287.) die sämmtlichen Götter, als Zuschauer, und Pallas und Mars persönlich (438.) so lange Theil, bis sie, ebenfalls auf Jupiters Befehl, durch die Iris von dem Kampfplatze abgerufen werden, anderer minder bedeutenden Einmischungen und Mitwirkungen der Olympier nicht zu gedenken. Man sieht, der eine Unterschied zwischen Lucan und Silius tritt sehr bestimmt und deutlich hervor. Jener vermeidet absichtlich alles Wunderbare, dieser sucht es.

Auch ein zweyter ist leicht zu erkennen. Beyde haben es gefühlt, daß die trockne Geschichte, die sie bearbeiteten, Verschönerungen bedürfe, und beyde sichs angelegen seyn lassen, ihr durch Abschweifungen und Einschaltungen aller Art aufzuhelfen. Aber

der eine ist dabey mehr als Gelehrter, der andere mehr als Dichter zu Werke gegangen. Die Weißagung des Proteus beym Silius (VII. 409.), die Aufnahme der Sidonierinn Anna unter die italiänischen Nymphen. (VIII. 50.), der Besuch Scipio's in der Unterwelt (XIII. 380), der Kampf der Tugend und Wollust um dessen Herz (XV. 18.), und die (XVI. 289.) von ihm zu Ehren seines Vaters und Oheims angestellten Leichenspiele scheinen, verglichen mit den Episodien Lucans, das ausgesprochene Urtheil zu rechtfertigen.

Auf einen dritten Unterschied führt die Einkleidung. Lucan ist durchweg gespannt, Silius im Ganzen einfacher und ungezwungener, jener im Ausdrucke üppig und schwelgerisch, dieser zurückhaltender und keuscher, der erste oft dunkel und räthselhaft, der zweyte ungekünstelter und verständlicher, der eine ein Mann für das Forum und die Rostra z), der andere der Sprache des geselligen Umgangs getreuer.

So verhalten im Ganzen beyde sich zu einander. Aber ist Silius darum ein vorzüglicher Dichter,

z) Lucanus ardens et concitatus et ſententiis clariſſimus, et, vt dicam, quod ſentio, magis oratoribus quam poetis adnumerandus. Quintilian in Inſt. orat. X. 1. p. 907.

oder auch nur vorzüglicher, als Lucan? Er scheint dieß allerdings nach den angegebenen Vergleichungspunkten zu seyn. Wir wollen sehn, ob ihm, bey einer nähern Würdigung seiner Verdienste, der Rang über seine Vorgänger zuerkannt werden kann.

Daß Silius nicht bloß die Götter Virgils zu den seinigen gemacht, sondern die Erfindungen des frühern Dichters und die Art, wie dieser die höhern Wesen benutzt und in die Handlung verflicht, ihn abgeborgt und sklavisch nachgeahmt habe, ist eine Bemerkung, die schon durch die eben versuchte Zusammenstellung des Wunderbaren in seinem Gedichte sich jedem Leser von selbst aufdrängen und, bey einer genauern Vergleichung des punischen Krieges mit der Aeneis, von allen als wahr erkannt werden muß. Ein oder zwey Götter-Erscheinungen ausgenommen, (und auch sie gehören als Eigenthum nicht dem Silius, sondern dem Homer an,) ist keine von Bedeutung, die man nicht in der Epopöe Virgils nachweisen könnte; sogar die Aussendung der Liebesgötter zur Verführung Hannibals und seines Heers, — eine Scene, die man noch am ersten geneigt seyn dürfte von fremdartigem Einflusse frey zu sprechen, — kann doch, schärfer geprüft, die Aehnlichkeit mit der Ueberlistung der Königinn Dido durch Amorn im ersten Buche der Aeneis nicht verläugnen. Es ist hier

weder der Ort noch der Zweck, in das Einzelne einzugehn und Silius schwachen und untergeordneten Genius durch eine sorgfältige Zusammenhaltung des jedesmahligen Ur- und Nachbildes kenntlich zu machen *a*). Es genügt hier zu bemerken, daß, wenn er auch in der Ausführung den großen Vorgänger wirklich überträfe, seinem Werke dennoch, um ein Kunstwerk zu heißen, das nähmliche Erforderniß abgehen würde, das wir in der Arbeit Lucans vermißten, — die Freyheit und Selbstständigkeit in der Behandlung des Stoffes. Was ist, in Absicht der ästhetischen Wirkung, für ein Unterschied, ob der Dichter dem Geschichtschreiber einfach und ohne alle Beymischung des Wunderbaren nacherzählt, oder ob er von dem Historiker die Begebenheiten, und von einem andern, noch dazu allgemein bekannten und gelesenen Dichter die Maschinerien zur Ausschmückung des Stoffs entlehnt? Beyde verrathen so we-

a) Man vergleiche nur den Kampf der Götter für die Griechen und Trojaner in der Ilias mit dem für die Römer und Karthager beym Silius und vorzüglich den Kampf Vulcans gegen den Xanthus und Simois mit dem gegen den Flußgott der Trebia, wenn man das Müßige, Weitschweifige und Uebertriebene in der Behandlungsart des römischen Dichters sich anschaulich machen will. Bündiger und unparteyischer, als die übrigen Ausleger, hat Ernesti in seiner Ausgabe des Silius die einzelnen Scenen dieser Art gewürdigt.

nig ein künstlerisch gestimmtes Gemüth, als einen bildenden Geist, und müssen Verzicht darauf thun, den Leser in das weite Gebieth der Phantasie zu entzücken, da sie selbst in dem engen Kreise der Erinnerung leben und aus dem Gedächtnisse schöpfen.

Aber vielleicht hat Silius den Mangel an eigner schaffenden Kraft und die daraus entspringenden Nachtheile durch die glückliche Benutzung der fremden sich angeeigneten Erfindungen vergütet; vielleicht hat er wenigstens, durch die Einführung der höhern Wesen in sein Gedicht, ihm gegeben, was Lucan, der treue Nachtreter der Geschichte, seiner Pharsalia nicht zu geben vermochte, — Einheit, Handlung, Bewegung; vielleicht ist es ihm eben durch dieses Mittel gelungen, die ruhige Betrachtung der Gegenwart, zu der die Geschichte auffodert, in eine unruhige Ahndung der Zukunft, die der Dichter uns einflößen soll, zu verwandeln.

Ich zweifle nicht, daß Silius so etwas beabsichtigt hat, allein ich läugne, daß er seine Absicht erreicht hat. Denn zuerst, was hat er durch den Antheil, den er die beyden Göttinnen Juno und Venus an den beyden Helden des zweyten punischen Krieges, an Hannibal und Scipio, nehmen läßt, für diese gewonnen? Wird dadurch der eine oder der an-

dere für uns wichtiger und bedeutender? Erfüllt uns dieser oder jener mit einer höhern Achtung, mit einer lebendigern Theilnahme? Oder erhält etwa der eine von ihnen eine Beziehung, die dem Ganzen Einheit, Ründe und Haltung giebt? Nichts von dem allem. Ungeachtet der Einmischung höherer Wesen, nimmt der punische Krieg beym Silius gleichwohl denselben Gang, den er beym Livius auch nimmt. Die Begebenheiten fliehen aus einander, oder stehen vielmehr einzeln und wirkungslos da, durch kein anderes Band, als das der Zeitfolge, verknüpft. Die beyden Helden schlagen und siegen, als wohl bestallte Feldherrn ihrer Staaten, jeder für den seinen, ohne den Antheil des Lesers für sich und ihre Sache in Anspruch zu nehmen. Juno selbst, des Ausgangs von Anbeginn kundig, hat gar nicht den Zweck, etwas Großes und Bleibendes zu wirken, — Karthago durch Roms Untergang zu erheben; sie gesteht vielmehr, gleich in der ersten Rede, durch die wir ihre erste Bekanntschaft machen, ganz treuherzig, daß es ihr keineswegs darum zu thun sey, die verhaßten Abkömmlinge der Teukrer zu vertilgen, sondern einzig ihren alten Haß an ihnen zu kühlen und mit dem Blute der Römer Seen und Gefilde zu färben *b*).

b) Hier sind ihre Worte (I. 40.):

Sanguineo tum laeta viro, atque in regna Latini
Turbine mox saeuo venientum haud inscia cladum,

Weit gefehlt also, daß der punische Krieg sich durch Silius episch-gestaltete Anordnung zur Handlung veredle, bleibt er vielmehr, was der bürgerliche Lucans auch ist, — eine bloße Begebenheit; allein der Held, der am öftersten auftritt und uns am meisten beschäftigt, sinkt noch um einige Stufen unter Cäsarn hinab: denn er ist nichts anders, als das Werkzeug einer fremden Macht, die Zuchtruthe in der Hand einer Göttinn, die durch ihn eine zwecklose und vorübergehende Rache an einem ihr verhaßten Volke üben will.

Doch nicht nur die Triebfeder, durch welche Silius das Ganze zu bewegen versucht hat, leistet nicht,

Intulerit Latio, spreta me, Troius, inquit,
Exsul Dardaniam, et bis numina capta Penates,
Sceptraque fundarit victor Lauinia Teucris:
Dum Romana tuae, Ticine, cadauera ripae
Non capiant: similisque mihi per Celtica rura
Sanguine Pergameo Trebia, et stipantibus armis
Corporibusque virum retro fluat; ac sua largo
Stagna reformidet Thrasymenus turbida tabo.
Dum Cannas tumulum Hesperiae, campumque cruore
Ausonio mersum sublimis Japyga cernam:
Teque vadi dubium coeuntibus, Aufide, ripis
Per clipeos, galeasque virum, caesosque per artus
Vix iter Hadriaci rumpentem ad litora ponti.

was sie leisten soll; die Götter spielen überhaupt bey ihm eine so klägliche Rolle, wie man sie in keinem andern Gedichte des Alterthums spielen sieht. Sein Jupiter, sein Mars, sein Vulcan, und wie sie sonst heißen, sind sämmtlich nichts weiter, als Figuranten, die einzig um der Mode, nicht um des Bedürfnisses willen, sich von Zeit zu Zeit in die Reihe der Ereignisse mischen, aber sie nicht im geringsten beleben, noch einen Erfolg veranlassen, der der hohen Dazwischenkunft würdig wäre. Es ist freylich leicht möglich, daß die ängstliche Nachahmung oder vielmehr die unkünstlerische Uebertragung der von Homer und Virgil gebrauchten Maschinerien ihre poetische Wirkung verhindert. Kann der Leser der genannten Dichter der Erinnerung los werden, daß er alle diese poetischen Kunstgriffe schon kennt, daß er die Götter-Scenen, die ihm Silius vorhält, sämmtlich schon einmahl sah, daß hier alles Wiederholung und s k l a v i s c h e Wiederholung, nicht künstlerische Benutzung des von den frühern Sängern Erfundenen und Behandelten ist? Aber so viel Nachtheil auch für Silius aus dieser, dem Kenner des Alterthums überall gegenwärtigen, Vergleichung erwachsen mag, so ist doch gewiß in ihr nicht der einzige Grund zu suchen, warum man sich des Wunderbaren in dem punischen Kriege so wenig erfreut. So gar dann, wenn man jede Vergleichung unterdrückt und

es eine zeitlang gänzlich vergißt, was man früher las und bey wem, wird man sich doch der Empfindung schwerlich erwehren können, daß diese epischen Zwischenauftritte aus der Götterwelt mit dem übrigens so unepischen Gange der Geschichte einen seltsam schneidenden Contrast bilden und der Pharsalia auch in so fern der Vorzug vor dem punischen Kriege gebühre, in so fern ihr Verfasser die Natur seines Versuchs schärfer ins Auge faßte und das gleichmäßige, ruhige Fortschreiten der historischen Begebenheit nicht durch unzeitiges Einmischen ihr völlig fremdartiger Wesen und Wirkungen unterbrach c).

Mit dem Urtheile über die Maschinerien des Silius ist auch zugleich das Urtheil über die seinem Gedichte zur Verschönerung eingewebten Episoden ausgesprochen. Es ist keine von einiger Erheblichkeit, die man ihm nicht nachweisen könnte, keine dem Virgil abgeborgte, die er so zu seinem Eigenthume gemacht hätte, daß sie jener nicht mit Recht zurückfo-

c) Merian in dem öfters angeführten Werke Th. II. S. 195. vertheidiget das Wunderbare in Silius Gedichte, weil es mit dem Wunderbaren der Aeneis zusammenhange und durch die alten Sagen und die Religionsbegriffe der Römer gerechtfertiget werde. Aber diese Gründe, so wie überhaupt die lange Schutzrede, die er dem Dichter hält, dürften schwerlich über unbefangene Leser viel vermögen.

dern dürfte, keine, von der man behaupten möchte, sie sey so glücklich herbeygeführt, oder stehe so ganz an ihrer Stelle, wie mehrere der Aeneis. Will man Beweise, so suche man im Virgil die Vorbilder zu den Stellen auf, die ich oben, als die merkwürdigsten Einschaltungen in Silius Gedichte, auszeichnete. Ich zweifle, ob es welche im ganzen Alterthume giebt, die treffender den Unterschied zwischen einem geistreichen Nachbildner, wie Virgil mehrmahls in Beziehung auf Homer erscheint, und einem geistlosen Nachahmer bezeichnen: so sehr verräth als solcher sich Silius beydes durch die Art, wie er seine Episoden einleitet und wie er sie ausführt. Mögen die meisten immerhin an sich poetischer seyn, als so manche naturhistorische und geographische Beschreibung Lucans. Daß sie jenes sind, ist nicht Silius, sondern seiner erfinderischen Vorgänger Verdienst. Ihm kann allein das zum Lobe angerechnet werden, was er aus dem Vorrathe eigner Ideen zu dem überlieferten Stoffe hinzugethan hat; und steht in der Rücksicht sein dürftiger Geist nicht ebenfalls weit hinter dem reichern Lucans, wie sich dieser in der Ausstattung seiner bessern Episoden uns offenbart?

Eben so verhält es sich mit der Sprache der beyden Dichter. Ungeachtet, wie verständige und unbefangene Kunstrichter längst bemerkt haben, Silius

von keinem der Fehler frey ist, zu denen ein verderbter Geschmack und die Begierde seine Vorgänger zu übertreffen, oder wenigstens anders zu reden, als sie, gewöhnlich verleiten, so hält sich sein Ausdruck dennoch mehr innerhalb der Gränzen des Natürlichen und Wahren, als der Ausdruck Lucans. Man vermißt offenbar bey ihm seltner, als bey diesem, die virgilische Mäßigung und Bescheidenheit, findet seltner Ursache sich über auffallende Uebertreibungen zu ärgern, und stößt in der Lesung seines Gedichtes seltner auf jene Schwierigkeiten, die aus der Dunkelheit der Einkleidung entstehn *d*). Aber dafür hält Lucan durch zwey andere Vorzüge schadlos. Er zeichnet sich erstlich in der Sprache durch eine größere Ebenheit und Gleichförmigkeit aus, als Silius, der die seinige gewöhnlich mit dem Muster, das er vor Augen hat, ändert *e*), und er belohnt zweytens

d) Sehr richtig sagt Ernesti in Praefat. p. 31: Saepe accidit, vt, cum variare Liuianam narrandi formam vellet, ſtudium breuitatis obſcuritatem, vbertatis loquacitatem, elegantiae luxuriem pareret. Sed haec de ſingulis partibus narrationis potius valent. Nam in vniuerſum admirandum etiam eſt, quomodo in tanto ornandi imitandique ſtudio illam tamen perſpicuitatem, quae, ſi Lucanum et Statium compares, facile eminet, adſecutus fuerit.

e) Quod imitandi ſtudium cum Silius, non exemplo Virgilii in Graecorum ſolum, ſed etiam in Latinorum opibus

durch einen größern Reichthum an neuen und wahrhaft ästhetischen Ideen, auf welche der Nachahmer Silius so selten geräth. Bey jenem steht man wenigstens von Zeit zu Zeit, durch einen kühnen oder erhabenen Gedanken aufgehalten, plötzlich bewundernd, still, bey diesem schlendert man immer gemächlich, und ohne irgendwo mit Lust zu verweilen, weiter; bey diesem stößt man doch zuweilen auf eigene, bey diesem immer nur auf fremde Ansichten und Empfindungen; jener prägt rohes Gold aus, dieser prägt schon gemünztes und verschlechtert es nicht selten durch Zusatz.

Ich mag nicht behaupten, daß es Silius Zweck gewesen sey ein poetisches Uebungsstück *f*) zu versu-

colligendis collocaret, et praeterea in hoc quoque genere, quantum doctrina valeret, declarare constituisset, natum est varium et inaequabile genus sermonis, quod singulos orationis poeticae characteres complectens, certo ipsum charactere destituebatur. Itaque si quis recte Silii sermonem poeticum iudicare velit, non in vniuerso carmine sed in singulis eius partibus, quomodo se comparaverit, videbit. Ernesti, unmittelbar vor der eben angezogenen Stelle.

f) Eine exercitatio poetica, oder, wie es die Griechen nannten, eine ἐπίδειξις, μελέτη. Ernesti geht unstreitig zu weit, wenn er (Praef. p. 24.) die Ausarbeitung einer solchen zum eigentlichen Zwecke des Silius macht.

chen; er hat sicher ein Gedicht schreiben wollen und ein solches zu schreiben gemeint: aber daran kann Niemand zweifeln, daß er seine Absicht verfehlt hat und statt eines lebendigen Gedichtes ein kaltes poetisches Prachtstück geliefert hat.

Die Fortsetzung im nächsten Stücke.

Christian Felix Weiße.

(Er ward geboren zu Annaberg im Erzgebirge, d. 28. Januar 1726. und starb, als Kreis-Steuer-Einnehmer, zu Leipzig, d. 16. Dec. 1804.)

Die Dichter, sagt man, sind die treuesten Bewahrer der Zeiten und ihrer Sitten, und drückt damit eine nichts weniger als unrichtige Erfahrung aus; aber die Zeit, könnte man hinzusetzen, ist selten die Bewahrerinn der Dichter und ihres Ruhms, und man hätte ebenfalls eine gültige Erfahrung ausgesprochen. Nicht bloß das falsche und erschlichene Verdienst geht in billiger Vergessenheit unter; auch der wahre und mit Recht verehrte Dichter vermag nicht immer die frühern Ansprüche zu behaupten. Kein Wunder, sagt man, daß er einst gefiel. Seine Blüthe traf in die Tage der werdenden Poesie und des allmählig erst sich entwickelnden Geschmackes, in Tage, wo er selbst Muster und Vorbild war, und schwache Versuche, weil der Maßstab der Verglei-

chung fehlte, für das höchste erreichbare Ziel galten. Wäre er später geboren, nimmermehr würde er die großen unser Zeitalter verherrlichenden Genien einholen, geschweige sie übertreffen.

Es ist sehr natürlich, daß dieser Gedanke bey dem Nahmen eines Dichters erwacht, der unter den Wiederherstellern des guten Geschmacks in Deutschland einen so ehrenvollen Platz einnimmt, der seit einem halben Jahrhunderte auf dem deutschen Parnasse genannt wird nud mehrere Jahrzehende die Zierde der deutschen Bühne gewesen ist. Der laute bittre Tadel, der Sohn des anmaßenden Zeitalters, hat ihn zwar nicht, wie mehrere seiner ihm an Jahren und Verdiensten gleichen Freunde, verhöhnt, — davor hat ihn sein friedlicher Sinn, die kindliche Einfalt seines unbefangenen Herzens und die Anspruchlosigkeit, die stete Gefährtinn seines Lebens, bewahrt, — aber empfunden hat er darum doch die Wandelbarkeit der Denkungsart oder der Laune der Zeitgenossen und sie um so gewisser empfunden, je unmittelbarer der dramatische Dichter mit dem Publicum zusammenhängt und die Aeußerungen des letztern auf den erstern zurückwirken müssen. Um so lieber gewinnt man ihn, wenn man, in den Vorreden zu der jüngsten Ausgabe seiner theatralischen Werke, ihn selbst über die frühern und spätern Schicksale,

die er, als dramatischer Dichter, erfuhr, sprechen hört. Weit entfernt, in dem verminderten Antheile an seinen Schauspielen Verkennung oder Undankbarkeit zu finden, leitet er ihn vielmehr mit eben so viel Unparteylichkeit als Bescheidenheit aus dem veränderten Tone der Zeit und den gesteigerten Foderungen der Zuschauer her. „Ich wagte," sagt er von seinen Trauerspielen, „Eduard und Richard dem Dritten, und fand gütige Richter. Ihr Beyfall munterte mich zu mehrern Versuchen in verschiedenen Gattungen auf. Ich gab auf das Urtheil des Publicums Achtung, weil ich Ehrfurcht für dasselbe trage, und ich fuhr fort, weil ich es mir günstig fand. Wenn der Beyfall, den meine Stücke bey ihrer ersten Erscheinung fanden, auch nicht ganz verdient war, so ist er mir doch schätzbar, indem er mich auf einer Laufbahn erhielt, wo ich doch gewiß etwas Gutes habe thun können, wenn ich gleich nicht das höchste Ziel der Vollkommenheit erreicht habe." Und von seinen Lustspielen schreibt er unter andern: „Die Gattungen der lustigen und rührenden Komödie mit allen ihren mannigfaltigen Mischungen und Unterarten haben zu allen Zeiten die Meinungen des Publicums getheilt, uud noch mehr hat seine Gunst, in Absicht derselben, von einer Zeit zur andern abgewechselt. Moliere, Destouches, Marivaux, St. Foix, Gresset, Diderot, jeder von diesen hat eine Zeitlang auf der Bühne ge-

herrscht, und jeder ist wieder von einem andern verdrängt worden.“ Was könnten wir, bey der Schilderung seines poetischen Charakters, besseres thun, als diesen Wink auffassen und verfolgen? Sein dramatisches Verdienst wird am richtigsten gewürdigt, wenn man bestimmt, was das deutsche Theater vor ihm war, und wie viel es durch ihn gewann, und gewiß nicht gefährdet, wenn man am Schlusse der Untersuchung noch einen vergleichenden Blick auf Ehmahls und Itzt wirft.

Zwar was den Zustand der deutschen Bühne, ehe Weiße und Lessing sich ihrer annahmen, betraf, so bedarf es hier keiner umständlichen Schilderung, die ohnehin nicht sehr anziehend ausfallen dürfte, sondern bloß, um des Zusammenhangs willen, einer kurzen Erinnerung an die Vergangenheit. Die versus inopes rerum nugaeque canorae waren auf der deutschen Bühne in den drey ersten Jahrzehenden des verflossenen Jahrhunderts ganz eigentlich an der Tagesordnung. So genannte Helden- und Staats-Actionen, in spanischem Geschmacke, Opern voll lohensteinischen Schwulstes, und Burlesken, größtentheils aus dem Stegreif, füllten damahls ausschließend den Schauplatz und machten abwechselnd das Vergnügen der Zuschauer. So fand es Gottsched, als er im Jahre 1728 sich an die Neuberinn, die

Vorsteherinn der damahligen Schauspieler-Gesellschaft in Leipzig, anschloß und zum Verbesserer des deutschen Theaters aufwarf. Ob, ohne die Einmischung dieses Mannes, aus dem rohen gährenden Stoffe sich vielleicht ein vaterländisches Schauspiel entwickelt hätte, ob die frühere Bekanntschaft mit Shakespeare, die er verhinderte, für uns *a*) vortheilhafter gewesen wäre, als die mit Corneille und Racine, ob er überhaupt unserer Bühne eine schlechterdings nachtheilige Richtung gab, läßt sich itzt, da der Versuch nicht wiederholt werden kann, auf keine Weise mit Gewißheit entscheiden. Nur der Zweck, den er ins Auge faßte, und die Mittel, die er, ihn zu erreichen, wählte, können wir bestimmt angeben. Jener war kein anderer, als das deutsche Theater nach dem französischen umzuschaffen, und diese eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Französischen, die er und seine Freunde zu Tage förderten, und eigene Versuche von ihm und andern, nach französischem Zuschnitt.

Wenn der Plan, unserm Theater die Regelmäßigkeit des französischen zu geben, nicht ganz zu verwerfen war, — und in der That, was für ein blei-

a) Wie Lessing in den Litteratur-Briefen B. I. S. 85. äußert.

bender Schade *b)* konnte zuletzt für uns daraus erwachsen? — so war es dagegen die Ausführung desto mehr, und würde es wahrscheinlich gewesen seyn, wenn auch der Verbesserer, statt den Corneille und Racine zu ergreifen, sich an Shakespeare vergriffen hätte. Wie nähmlich Gottsched, von der Natur zu grammatischen Forschungen und litterarischen Sammlungen berufen, in der Poesie sich nie über das Mechanische und Erlernbare erhub und von dem höhern Geiste, der in echten Kunstwerken weht, nicht das geringste vernahm, so geschah es auch, daß er, außer dem guten Willen, nichts zur Begründung des bessern theatralischen Geschmacks mitbrachte. Die faden Opern durch immer erneuerte Anklagen zu unterdrücken, die Staats- und Helden-Actionen durch regelrechte Trauerspiele in leicht fließenden wohl gereimten Alexandrinern zu verdrängen, den Harlekin oder vielmehr den Nahmen Harlekin von dem Schauplatze zu verbannen, und die schlechte Theater-Kleidung in eine anständige und den Vorstellungen gemäßere umzuwandeln, — das waren die Thaten, die er zu verrichten strebte und wirklich verrichtete. Die Pflichten, die der Uebersetzer eines geistreichen Werks zu erfüllen hat, und die Foderungen, die man an den

b) Ich sage mit Fleiß bleibender: denn früher oder später hätten wir die unnatürlichen Fesseln doch abgeworfen.

Dichter eigner dramatischen Arbeiten zu thun berechtigt ist, kannte, ja ahndete er nicht einmahl. Kaum würde man es begreifen, wie man die durchwässerten oft travestirten Iphigenien und Alziren als Meisterwerke bewundern und bey der Aufführung des platten, frostigen, pedantischen Cato einen Abend aushalten konnte, wenn man nicht aus der Erfahrung wüßte, mit wie wenigem sich der ungebildete Geschmack überhaupt begnügt, wie mehr die Begierde etwas Neues, als das Verlangen etwas Kluges zu sehen unsern Schauplatz von jeher gefüllt hat, wie leicht in der poetischen so wohl als in der politischen Welt Nahme und Vorurtheil obsiegen, und wie um und neben uns nicht minder auffallende theatralische Erscheinungen vorgehn, an denen wir gleichwohl, weil sie zu den alltäglichen gehören und allmählig vorbereitet wurden, kein Aergerniß nehmen.

Mitten aus diesem trüben Nebel brachen indeß von Zeit zu Zeit einzelne schwache Sonnenblicke hervor, die wenigstens hoffen ließen, er werde sich endlich zerstreuen. Einige kleine Schäferspiele von Gellert und sein Lustspiel die Bethschwester, die in die Jahre 1744 und 1745 fallen, der junge Gelehrte von Lessing und die Candidaten von Krüger, die in dem Jahr 1748 auf die Bühne kamen, und der Triumph der guten Frauen, die der ältere Schlegel in dem letz-

tern Jahre schrieb, werden von den Litteratoren jener Tage, unter der Menge von Dramen, bereits als solche ausgezeichnet, die vortheilhaft auf das Publicum wirkten, und sich durch Eigenthümlichkeit der Erfindung und eine bessere Sprache von allem, was bis itzt vorhanden war, unterschieden. An jene Dichter schloß auch Weiße, der mehrerer persönlicher Freund war, im Jahre 1751 durch das bekannte Lustspiel, die Poeten nach der Mode, sich rühmlich an *c)* und erhielt einen desto lautern Beyfall, je mehr das Stück für die Zeitumstände berechnet war und eine allgemein herrschende litterarische Thorheit mit treffenden Zügen schilderte. Bald darauf gab er seine erste komische Operette der Teufel ist los *d)* und im Jahr 1759 den ersten Theil seines Beytrags zum deutschen Theater, der seine ersten Trauerspiele Eduard den dritten und Richard den dritten enthält. Von nun an war er bis zum Jahr 1773., in wel-

c) Früher, nähmlich 1744., als er noch auf der Schule war, hatte er schon die Matrone von Ephesus, die auch mehrmahls gespielt worden ist, verfertigt; aber des Stücks größtes Verdienst möchte leicht darin bestehen, daß es dem Verfasser Lessings Freundschaft erwarb. Man sehe die Vorrede zu Weißens Lustspielen, vergl. Lessings Leben S. 63, wo jedoch nicht alle Angaben mit Weißens Aussagen zusammen stimmen.

d) Sie kam 1752 d. 6 Oct. auf die Kochische Bühne in Leipzig. Chronologie d. deutschen Theaters. S. 160.

chem er die Jubelhochzeit *e*) aufführen ließ und den Jean Calas dichtete *f*), fast ununterbrochen für das Theater thätig und bereicherte es bald mit Trauerspielen, bald mit Lustspielen und Operetten.

Wie in den Wissenschaften von der ersten Richtung, die ihnen ein denkender Kopf giebt, oft ihre ganze Vervollkommnung und Ausbildung abhängt, so auch in den schönen Künsten. Die Richtung selbst kann, gegen die Wirkungen, die sie hervorbrachte, gehalten, unbedeutend erscheinen, ja so gar, (was jedoch den Gründern der Wissenschaften weit seltner begegnet, als den Schöpfern der schönen Künste,) vor der Menge der spätern Entdeckungen und Erörterungen völlig verschwinden; aber als Richtung bleibt sie immer schätzbar und für den Kenner der Geschichte und Würdiger des Verdiensts unverloren. Eine solche dem Theater und der dramatischen Kunst der Deutschen gegeben zu haben, kann, denke ich, auch unserm Weiße nicht abgesprochen, sondern muß ihm vielmehr um so williger zugestanden und um so aufrichtiger an ihm geschätzt werden, je bescheidner er selbst seine Ansprüche auf sie beschränkt *g*). Untersuchen wir, worin sie bestand.

e) Ebenfalls durch die Kochische Gesellschaft. Chron. d. d. Th. S. 334.

f) Man sehe Garvens Briefe an Weiße, Th. I. S. 33.

g) Man lese die Vorrede zu der letzten Ausgabe sei-

Zuerst in der minder sklavischen Beachtung jenes Regelzwanges, welcher die ausschließende Verehrung nnd Nachahmung der französischen Bühne der deutschen aufgedrungen hatte. Auch ohne die Stücke jener Tage und ihre Oekonomie aus eigener Ansicht zu kennen, kann man sich schon aus den Vorreden, mit denen Weiße seine damahligen Arbeiten begleitete, und aus den Winken, die Gottsched seinem dramatischen Vorrathe einstreut, von der tyrannischen Herrschaft des französischen Geschmacks und der Unterwerfung unserer Dichter unter den Scepter der ausländischen Mode belehren. Wo eine Comödie in Prosa für keine rechte Comödie galt, das Trauerspiel ohne Ausnahme in gereimten Alexandrinern einherschritt, es in weniger als fünf Aufzügen zu endigen eine dramatische Sünde war, und Helden und Könige für die einzigen des Kothurns würdigen Personen erkannt wurden, da begreift man leicht, wie französisch es durchaus hergehen mußte. Selbst Weiße wagte es nicht, in seinen frühern tragischen Versuchen *h*) den Alexandriner und die Schelle des Reims wegzuwerfen. Erst als er im Jahr 1764.

ner theatralischen Werke und die früher aus ihnen mitgetheilten Stellen.

h) Sie sind, der Zeitfolge nach, Eduard der dritte, Richard der dritte, Mustapha, Rosamunde und Krispus.

die Befreyung Thebens schrieb, bediente er sich, nach Wielands und Elias Schlegels Beyspiel *i*), des reimlosen Jambus und späterhin, nach Lessings Vorgang, in dem bürgerlichen Trauerspiel, Romeo und Julie, der Prosa. Aber wodurch er die Ausbildung der Tragödie mehr noch, als durch die Hintansetzung jener zufälligen Formen und Einschränkungen, beförderte, das war unstreitig die Erhebung über die falsche Zartheit und Schonung, die den französischen Tragikern so eigen ist und den Zuschauer um alles große und erhabene Gefühl bringt, indem sie ihm alles bittre ersparen will. Offenbar urtheilte Weiße hier richtiger. Seine Tragödien lassen uns das Schicksal der Leidenden nicht bloß ahnden, sondern empfinden, und versetzen uns nicht bloß in eine traurige Stimmung, sondern erregen den Affect des Mitleids. Er will nicht, daß die Saiten des Herzens nur leise anklingen; sie schüttern wirklich und tönen vernehmlich wieder. Wenn zu dieser bessern Einsicht in den Zweck der tragischen Kunst den Dichter auf der einen Seite das Nachdenken über die Natur der poetischen Gattung, die er bearbeitete, und die schärfere Beobachtung dessen, was auf dem Theater Wir-

i) Die Lady Johanna Gray des erstern und die aus dem Englischen übersetzte Sophoniske des letztern, die beyde in Jamben geschrieben sind, fallen bereits in das Jahr 1758.

kung hervorbringt, behülflich war, so ist es auf der andern nicht minder gewiß, daß auch die nähere Bekanntschaft mit Shakespeare, dem Antipoden der französischen Tragödie, das Ihrige dazu beytrug, um jene Einsicht lebendig zu machen.

Aber hierauf schränkt sich die Bekanntschaft mit dem englischen Dichter nicht ein; seine Wirkung erstreckt sich zugleich auf die Sprache des Deutschen. Wie wenig unsere Tragiker den Ausdruck der Leidenschaften zu treffen wußten, davon vermag sich Jeder aus den Stücken, die man um das Jahr 1759 auf unserer Bühne spielte, zu überzeugen. Auch von der Seite war die Nachahmung der Franzosen nicht ohne Folgen für uns gewesen. Sie, die von jeher den leidenschaftlichen Ausdruck gern mit dem rednerischen Prunke verwechselten, besser sich auf die Kunst das Ohr zu füllen, als auf die das Herz zu rühren, verstanden, und überhaupt geschickter sind, das Uebertriebene zu vermeiden, als das wirklich Große und Bewegende zu ergreifen, hatten unsere Tragiker, die ohnehin nichts so sehr fürchteten, als in den lohensteinischen Schwulst zu fallen, auf den nähmlichen Ton gestimmt. Aber wie man selten das Fremde sich rein und unverfälscht aneignet, so ging es auch hier. Was im französischen Trauerspiele rhetorische Schilderung war, wurde im deutschen chrienhafte Abhandlung, was in jenem

nur schwach klang, klang in diesem kraftlos und matt; und was dort noch als Körper erschien, löste sich hier in Dunst auf. Diesen Charakter trägt die Sprache der aus dem Französischen verdeutschten Tragödien, und keinen andern die der deutschen Originale aus jenem Zeitraume. Wie sehr indeß der tragische Ausdruck selbst in Alexandrinern einer größern Stärke und eines höhern Adels empfänglich sey, hatten Schlegel und Cronegk frühzeitig bereits gezeigt, und daß Weiße sich rühmlich an beyde anschloß, — wer, der ihn unparteyisch beurtheilt, wird es läugnen? Seine Tragödien verrathen größtentheils einen Dichter, der seinem Zeitalter, auch in Absicht der Darstellung, vorausgeeilt ist. Nie verliert er sich in jene lange ermüdende Weitschweifigkeit, in die nüchterne platte Geschwätzigkeit, die sich mit Empfindungen brüstet, ohne sie zu gewähren. Selten vertauscht er Natur und Einfalt um blendenden Schimmer und üppigen Prunk *k*). Sein Vers ründet sich nicht bloß gefällig und zierlich ab; er ist meistens voll und schreitet männlich einher.

Im Lustspiele hat sich Weiße in mehr denn einer Gattung versucht. Bald giebt er, wie in seinen Poeten nach der Mode, die Lächerlichkeiten des

k) Wenigstens sind in jeder neuen Auflage seiner Trauerspiele der Prunkstellen weniger geworden.

Tages Preis, bald wählt er, wie in seinem Naturalien-Sammler und Project-Macher, allgemeinere Thorheiten zum Gegenstande seines Spottes; zuweilen sucht er, wie in List über List, durch komische Verwickelung zu belustigen, am häufigsten durch das rührende Schauspiel zu unterhalten und zu belehren. Man kann, wenn gefragt wird, an welche von diesen Gattungen er sich mit dem bessern Erfolge wagte, nicht wohl in Verlegenheit kommen, die rechte zu nennen. Weder komische Charaktere zu erfinden, noch komische Verhältnisse und Beziehungen auszudenken, ist Weißens Stärke, und er hat sich schwerlich richtig beobachtet, wenn er sich die Fähigkeit zutraut, die erstern, wenn nicht nach der Natur, doch nach einem gewissen Ideale zeichnen, und die letztern wenigsteus zusammensetzen, wenn auch nicht nach den Regeln einer strengen Wahrscheinlichkeit ordnen zu können *l)*. Was ihm am besten gelingt, ist unstreitig das rührende Lustspiel. Einen edlen Charakter aufzufassen und durchzuführen, eine Handlung zu ersinnen, die durch die Wendung, welche sie für die Tugend nimmt, den Zuschauer erheitert und froh macht, sich in die Lage der Großmuth und uneigennützigen Liebe zu versetzen und beyden die ihnen zukommende Sprache zu leihen, das sind die Aufga-

l) Man sehe die Vorrede zu seinen Lustspielen.

ben, die, weil sie seiner eigenen Denk- und Empfindungs-Art gemäß sind, nicht ohne Glück von ihm gelöst werden. Die Freundschaft auf der Probe, Großmuth für Großmuth, Amalia und einige andere gehören in diese Classe, — alles Stücke, die sich lange auf unserer Bühne und neben den Stücken Lessings und seiner Nachfolger erhalten haben. Gewiß schlägt man diese Schauspiele nicht über ihren wahren Werth an, wenn man ihnen nachrühmt, daß sie nicht bloß bey ihrer Erscheinung zu dem Besten, was die Muse des deutschen Lustspiels aufzuweisen hatte, gehörten, sondern daß sie überhaupt wohlthätig auf den theatralischen Geschmack wirkten, zur Ausbildung des Dialogs, dem es noch so sehr an Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Ungezwungenheit fehlte, das Ihrige beytrugen und das Gefühl für dramatische Schilderungen aus der Sphäre des häuslichen Lebens, die immer gefallen haben und gefallen werden, erweckten.

Der Ursprung der komischen Oper fällt in das Jahr 1752, und ging ganz eigentlich von dem Bedürfnisse beydes der Zuschauer und der damahligen kochischen Schauspielergesellschaft zu Leipzig aus. Jene, die den von Gottsched vertriebenen Hanswurst nur ungern vermißten, wünschten einen Ersatz, und diese, die sich auf keine Weise mit der abgegangenen

Schönemannischen Truppe vergleichen konnte, dachte auf ein Mittel, das Haus zu füllen, und gab zwischen den Akten ihrer ernsthaften Stücke, ja selbst zwischen den Akten der Tragödien, musikalische Zwischenspiele in italiänischer Sprache. Dieser wechselseitig gefühlte Drang nach scenischem Scherz und Gesange veranlaßte Weißen zuerst, die verwandelten Weiber des Engländers Coffey für das Leipziger Theater zu bearbeiten, und wiewohl Gottsched gegen den neu erwachenden Opern-Unfug, wie er es nannte, mächtig eiferte und eine Kritik und Schmähschrift der andern folgte, so entschied der Geschmack der Zuschauer dennoch für die neue Gattung *m)*. Die verwandelten Weiber wurden mit eben dem Beyfalle, wie in unsern Tagen die Zauberflöte, aufgenommen und Weiße der Schöpfer eines Schauspiels, das sich seitdem beständig, obgleich unter oft veränderten Formen, auf unserer Bühne erhalten hat. In der That war die Losung durch das genannte Stück kaum gegeben, als auch schon, gerade, wie die geistlichen Epopöen, Nachtgedanken und anakreontischen Lieder, so nun die scherzhaften Opern, eine aus der andern, hervorkeimten und den deutschen

m) Man sehe die Chronologie des deutschen Theaters. S. 159. vergl. die Vorrede zu Weißens Operetten und Nicolai über einige Nachrichten von J. A. Hiller in der Berliner Monatsschrift von 1805. Januar S. 13. u. f.

Parnaß erfüllten. Allein, der zahlreichen Nachahmungen ungeachtet, behaupteten Weißens Operetten dennoch an zwanzig Jahre lang *n*) den ersten Rang auf der Bühne und verdienten ihn um so mehr, da ihr Verfasser, ob er gleich nicht sowohl eigner Erfinder als freyer Nachbildner französischer Originale ist, seinen Versuchen noch andere Vorzüge, als die bloße Munterkeit, zu geben wußte. Schon dadurch, daß er fast ausschließend Stücke bearbeitete, deren Scene auf dem Lande oder in der Idyllenwelt liegt, hat er ihnen manche nur in dieser Sphäre einheimische Schönheiten ertheilt. Nicht nur der Gesang ist so natürlicher und wahrer geworden; auch der Reiz der Darstellung hat durch die dem Landmanne eigenthümliche Einfalt und Unschuld gewonnen. Aber mehr noch verdankt die Gattung unstreitig Weißens für sie ganz eigen gestimmtem Genius. Gerade in ihr sind diese durchsichtige Verwickelung, diese lockre Schürzung des Knotens, diese einförmigen Charaktere und dieser Dialog von leichtem Gehalte an ihrer Stelle. Gerade hier verbergen sich manche Fehler unter dem Scheine der angenehmen Nachlässigkeit, oder fallen doch weniger auf, als im Trauer- und Lustspiele.

n) Weißens letzte Opern, der Aerntekranz und die Jubelhochzeit, fallen in die Jahre 1771 und 1773.

Aber wie und wodurch, wird man fragen, haben wir dennoch den Geschmack an Weißens dramatischen Arbeiten verloren? Warum sind seine Tragödien und Komödien so ganz von unserm Theater verschwunden? und weshalb bleiben sogar seine Operetten, wenn ja einmahl eine gegeben wird, größtentheils ohne Wirkung? Es ist klar, daß diese und ähnliche Erscheinungen sich vollständig nur aus der Geschichte unserer gesammten poetischen Litteratur begreifen lassen. Hier können allein die Ursachen berührt werden, die zunächst in Weißens Schauspielen selbst liegen.

Die wenigste Schuld an der sie treffenden Gleichgültigkeit tragen gewiß seine Operetten. Schwerlich dürften itzt viele Singstücke auf dem deutschen Theater gegeben werden, die den vernünftigen Zuschauer besser befriedigten, als die Weißischen, noch der Abstand zwischen diesen und den wenigen, neuerdings aus Frankreich zu uns gekommenen, die in Absicht auf Ton und Inhalt eine Vergleichung zulassen, so groß seyn. Desto auffallender ist dagegen die Umwandlung, die unser Operntheater, sowohl in Betracht des Zwecks, als der die dichterische Darstellung unterstützenden Hülfsmittel, erfahren hat. Einst war die Durchführung einer Handlung Hauptsache, nun ist sie Nebensache. Einst machte

der Verstand seine Rechte geltend, nun tritt er bescheiden vor den Foderungen des Auges und Ohres zurück. Einst arbeiteten Tonkünstler und Machinist für den Dichter, nun arbeitet dieser für jene. Einst begnügten die erstern sich mit der Gelegenheit, die ihnen der letztere zur Ausübung ihrer Kunst darboth, nun fodern sie, daß er nichts früher bedenke, als wie er ihnen Veranlassung zu überraschenden Verwandlungen und musikalischen Prachtstücken geben möge. Bekanntlich finden weder glänzende Aufzüge noch reiche Scenerien, noch kunstvoll gesetzte und von Instrumenten vielfach begleitete Gesänge, mit einem Worte, nichts von allem dem, um dessen willen man itzt die Oper besucht, in Weißens Singstücken Statt. Abgerechnet, daß schon die Welt, in welcher sie spielen, den theatralischen Pomp nicht begünstigt, so haben auch Dichter und Tonsetzer lieber durch anspruchlose Einfalt gewinnen, als durch blendenden Schimmer bestechen wollen, und ihr Ziel auf diesem Wege nur um so besser erreicht; je weniger damahls Schauspieler und Zuschauer geübt genug waren, jene das künstlich Zusammengesetzte zu geben und diese es zu empfangen. Aber gerade in der zeitgemäßen Behandlung der Gattung liegt es, warum sie nun nicht mehr, wie ehedem, gefällt. Die Oper hat allmählig den beschränkten Kreis der Wirklichkeit verlassen und sich in das Gebieth der Möglichkeit hinüberge-

flüchtet, oder, wenn sie in dem wirklichen Leben spielt, ihm doch so viel Zufälliges und Unwahrscheinliches beygemischt, daß man sich in der Sphäre des Möglichen zu befinden glaubt. Die Dichter gehen darauf aus, die Einbildungskraft durch unerwartete Ereignisse aufzuregen, oder durch Vorführung phantastischer Erscheinungen und Gebilde zu beschäftigen, und die Zuschauer sind geneigt, ihnen allen schalen Unsinn und alle klägliche Reimerey zu verzeihn, sobald der erste durch ungesehene Theater-Verzierungen und unerwartete Verwandlungen vergütet und die letztere durch den Zauber einer berauschenden Harmonie gehoben wird. Bey einer solchen Wendung, wie diese Art der theatralischen Belustigungen genommen hat, müssen wohl nothwendig die Weißischen Operetten, neben unsere großen Opern gestellt, dürftig und farblos erscheinen, und die Einfachheit, die sie einst empfahl, für Nüchternheit gelten. Selbst um mit einer Fanchon und so manchem andern ihr ähnlichen Erzeugnisse der neuern Zeit zu wetteifern, bedürfte wenigstens die Musik eines höhern Charakters, als Hiller ihr geben durfte und gebne wollte.

Eine andere Bewandniß hat es mit Weißens Lustspielen. Wenn diese nicht mehr, wie ehedem, auf unsern Theatern gegeben werden, so liegt die

Ursache hiervon offenbar weder in der Umwandlung, welche die Gattung erfahren hat, noch in zufälligen Zeitumständen, sondern, dem größten Theile nach, in dem Dichter. Es ist wahr, auch Thorheiten kommen aus der Mode, oder gestalten sich doch bis zur Unkenntlichkeit um, und leicht mögen unter denen, die Weiße geschildert hat, einige seyn, von welchen das eine oder das andere gilt. Aber auch in solchen Stücken, die ihr Zeitalter überlebt haben, verschwinden doch die komische Kraft, wenn sie einige besitzen, nicht so ganz, daß nicht zum mindesten der unterrichtete Leser sie ahnden und die Wirkung, die sie einst erzeugte, begreifen sollte. Wie wenig dieß bey Weißens eigentlichen Lustspielen der Fall ist, werden alle zugestehn, die sich an Moliere und an andere komische Dichter aus den frühern Tagen der französischen Bühne erinnern. Durch die Kraft, die Wahrheit und das Leben ihrer Darstellungen ergetzen diese heute noch. In ihren Charakteren drückt sich die bestimmteste Individualität aus, und alle Lagen, in welche sie ihre Personen versetzen, zielen dahin ab, diese Individualität herauszuheben nnd zu bezeichnen. Dem deutschen Komiker kann man das eine so wenig als das andere nachrühmen. Seine Thoren geben zwar ein wahres, aber immer nur flach gehaltenes Bild, an dem die Züge nicht deutlich genug hervortreten, und seine Situationen sind nichts we-

niger als zweckmäßig berechnet. Es fehlt an jenem scharfen Beobachtungsgeiste, der nicht bloß die allgemeinen leicht bemerkbaren Aeußerungen der Thorheit und Leidenschaft aufgreift, sondern sich auch der feinern und eigentlich charakteristischen bemächtigt, und an jener glücklichen Erfindungsgabe, die für die handelnden Personen unter mehrern Gelegenheiten, sich zu entfalten, die interessanteste wählt. Auch sind diese Mängel nicht seinen Lustspielen allein eigen; sie haften nicht minder stark an seinen rührenden Dramen. Blandford, Nelson, Corally sind gewiß recht liebenswürdige, aber, ich zweifle, ob auch eigenthümliche, ergreifende Charaktere. Der Wirth in der Amalia ist allerdings ein Wirth; aber wie weit steht er hinter dem Wirthe in der Minna? Der Antrag, den die verkleidete Amalia der Madam Freemann thut, veranlaßt freylich eine sehr anziehende Situation; aber würde diese nicht noch anziehender und anständiger zugleich werden, wenn der Antrag, wie schon Lessing vorschlug o), sich auf eine Verbindung, nicht auf eine Verführung bezöge? Juliens heimliche Liebe für Blandford ist unstreitig gut für den Ausgang, aber, ich weiß nicht, ob für den Gang des Stücks überhaupt, gut genutzt.

o) Dramaturgie Th. I. oder Sämmtliche Schriften Th. XXIV. S. 161.

Gegen Weißens Trauerspiele lassen sich, von Seiten der Erfindung und Anlage, eine Menge von Einwendungen und sehr gegründete vorbringen. Man kann mit allem Rechte sagen, daß Richard der dritte durchaus keine pathetische Empfindung, sondern bloß Abscheu errege, daß im Atreus und Thyest das Schreckliche sich in das Grausenvolle verliere, daß im Mustapha und Zeangir der eigentliche Held des Stücks, von dem ersten Augenblicke seiner Erscheinung an, durch die gefängliche Haft außer aller Thätigkeit gesetzt werde, daß man in der Flucht nicht recht begreift, warum die beyden Liebenden in einer Lage, wie die ihrige ist, nicht wenigstens den Versuch machen, sich dem Vater zu entdecken, daß Jean Calas, (ein übrigens gewiß tragischer Charakter,) vor dem Gedränge der Richter und der Häufung der gerichtlichen Verhöre kaum zum Worte komme und sich nicht gehörig entfalte, u. s. w. Aber schwerlich ist in diesen Unvollkommenheiten allein die Ursache zu suchen, warum die Weißischen Tragödien von unserer Bühne verschwunden sind: denn die nähmlichen oder doch ähnliche drücken mehrere neuere Trauerspiele, die gleichwohl eines fortdauernden Beyfalls genießen. Der wahre Grund liegt unstreitig in der schwachen Zeichnung der Charaktere, in der nicht scharf genug beobachteten Natur der Leidenschaften, in der überall sich äußernden beschränkten Kenntniß des innern

Menschen, und — in der Sprache. So sehr Weiße, als er auftrat, in Hinsicht der letztern, seinen Zeitgenossen voraus eilte, so bald wurde er gleichwohl überholt. Noch im Jahre 1768 schrieb Lessing *p*): „Wenn Richard der dritte auch keine Tragödie ist, so bleibt er doch ein dramatisches Gedicht, und wenn ihm die tragischen Schönheiten mangeln, so hat er dafür andere, hat Poesie des Ausdrucks, Bilder, Tiraden, kühne Gesinnungen, und einen feurigen hinreißenden Dialog.“ Es läßt sich zweifeln, ob Lessing einige Jahre später dieses Urtheil für das seinige erkannt haben würde, ja es ist so gar wahrscheinlich, daß er, der die Tiraden in den französischen Trauerspielen so bitter tadelt und in seiner Emilie so sorgfältig vermeidet, sie in dem Richard seines Freundes nur darum als verdienstlich heraushob, weil er die scharfe Kritik dieses Stückes wenigstens durch etwas mildern zu müssen glaubte. Was für Betrachtungen indeß auf Lessings Aeußerungen Einfluß gehabt haben mögen, so viel bleibt wenigstens gewiß, daß weder der poetische noch prosaische Dialog in Weißens Trauerspielen heute noch für feurig und hinreißend erkannt wird. Um einen solchen zu geben, müßte der Dichter entweder stärkerer Empfindungen fähig, oder reicher an erhabenen Ideen gewesen seyn,

p) Dramaturgie Th. II. S. 272.

mit einem Worte, auf einer höhern Stufe über seinem Zeitalter gestanden haben, als er wirklich stand. Nur einzelnen Stellen gebührt das Lob, daß tragische Kraft sie beseele, so wie dem Dichter selbst der unverächtliche Ruhm, wenn nicht mit kühnen Rossen um das Ziel herum gelenkt, doch mit muthigen die Bahn dahin gebrochen zu haben.

Wenn man gleich erst nach Weißens dramatischen Versuchen seine lyrischen nennen kann, so bleibt den letztern ihr Werth darum doch unverkümmert. Er hat durch seine scherzhaften Lieder, die zuerst im Jahre 1758 erschienen, die Sphäre des leichten fröhlichen Gesangs, der damahls, außer Hagedorn, Gleim und Lessing noch wenig Beförderer zählte, erweitert, und durch seine Kinderlieder, deren erste Ausgabe in das Jahr 1766 fällt, sich ein bleibendes Verdienst um die Jugend erworben und dieses in der Folge durch seinen bekannten Kinderfreund um ein großes erhöht. Noch itzt hört man zuweilen in muntern Kreisen eines jener scherzhaften Lieder erschallen und empfängt es mit derselben Herzlichkeit, mit der es der Dichter gab; noch itzt erhöhen seine Kinderlieder das Vergnügen der jungen Jahre und wirken zur Veredlung der jungen Herzen. Aber am vortheilhaftesten erscheint Weiße, als Lyriker, unstreitig in den Amazonenliedern q). Hier nannte man ihn von

q) Zum ersten Mahl gedruckt 1762.

jeher mit Recht neben seinem Vorbilde, dem preußischen Grenadier, dem er in keinem Stücke nachsteht, diejenigen Schönheiten ausgenommen, welche jener Dichter aus dem bestimmten Vaterland, dem bestimmten National-Charakter und den allgemein bekannten großen Ereignissen und Begebenheiten gewann. So mannigfaltig und glücklich erfunden die Situationen sind, in die er seine Heldinn versetzt, eben so wahr, groß und edel sind die Empfindungen, die er ihr leiht, und so stark und erhaben die Sprache ist, die sie redet, eben so männlich und kräftig ist der Rhythmus, in dem sich diese Sprache bewegt. Die meisten Züge haben ihre alte Bedeutsamkeit für uns behalten und eine Menge Bilder nichts von ihrer Wärme und Frische verloren, ein trifftiger Grund zu glauben, daß auch die kommende Zeit sich ihrer erfreuen werde.

Inhalt.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.



Druckfehler im siebenten Bande der Nachträge.

Seite 113. Zeile 3. v. u. ist zu lesen: und die politischen. S. 121. Z. 1. entgegenzuwirken. S. 132. Z. 7. zwölf oder dreyzehn für fünf oder sechs. S. 145. Z. 11. ein Megarenser. S. 148. Z. 5. Citharöde. S. 154. Z. 9. v. u. Demos. S. 165. Z. 12. v. u. Levesque. S. 215. Z. 16. Neuern für Römern: S. 228. Z. 3. der künftigen. S. 248. Z. 16. Komatas. 18. liebekranke. S. 253. Z. 16. Timavus. S. 255. Z. 13. unbeantwortet. S. 263.. Z. 15. Düngen für Dünger. S. 270. Z. 1. sich. S. 288. Z. 10. v. u. und wie für und wo. S. 323 Z. 1. ihren. S. 329. Z. 3. v. u. est. S. 336. Z. 10. des für die. S. 338. Z. 12. zum Dichter. S. 354. Z. 7. v. u. Staatswohl. S. 360. Z. 8. v. u. Befragung für Befreyung. S. 361. Z. 17. damnata. S. 365. Z. 15. Feldherrnnahm. S. 367. Z. 11. müßte. S. 378. Z. 5. öftesten.

Neueste Verlagsbücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig.

Apocryphi libri Vet. Testam. Textum graecum edidit et variarum lectionum delectum adjecit I. C. W. Augusti. 8 mai. 1 Rthlr. 12 Gr.

Betrachtungen, militärische und politische, über den jetzigen Zustand von Europa, von einem deutschen Offizier. 8. 6 Gr.

Bibliothek, neue, der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 67r bis 70r Bd. gr. 8. 4 Rthlr.

Blätter, dreyßig, für Schulen. Hauptgegenstände: Sprachlehre, Geographie, Geschichte, Sternkunde, Moral, Religion. 8. auf Schreibpp. 16 Gr. auf Druckpp. 12 Gr.

Empfindungslaute. Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern, als Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine beym Privatunterricht. 8. 3 Gr.

Hevelke, Heinrich, juristisches Handwörterbuch für Rechtscandidaten, vorzüglich als Vorbereitungsmittel zum Examen, und für Nichtjuristen gebildeter Stände. Mit einer Vorrede vom Regierungsrath Hiltebrandt. 2 Theile. gr. 8. 4 Rthlr.

Hörstel, D. Lud., Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume. Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen, nach der Zeitfolge geordnet und aus den Quellen des Alterthums geschöpft. 1ster Theil. Von Adam bis Romulus. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Hungar, Carl Ferdin., der Sohn der Natur, oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glück-

ſeligkeit in Beziehung auf das kritiſche Moralſyſtem. 2ter u. letzter Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Jacobs, Fr., animadverſiones in epigrammata Anthologiae graecae ſecundum ordinem analectorum Brunckii Vol. III. P. II. 8 maj.
auf Schreibpp. 2 Rthlr. 12 Gr.
auf Druckpp. 2 Rthl.

Müſſen wir nicht von England getrennt werden? verneinend beantwortet von einem Hannoveraner. 8. 12 Gr.

Platonis doctrina de Deo. E dialogis ejus in uſum ſcholarum, philologorum, philoſophorum et theologorum excerpta in ordinem redacta auctore Ludw. Hörstel. 8mai. 1 Rthlr.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch für praktiſche Aerzte. 21ter Band. 1 Rthlr. 16 Gr.

Schweiz, die ehemalige und gegenwärtige, in Rückſicht ihrer politiſchen und militäriſchen Lage gegen das übrige Europa. 2 Theile. gr. 8. Zürich und Bern. 1 Rthlr. 4 Gr.

Weiſſer, Chriſtoph Friedrich, acht Romanzen. 8. 8 Gr.

Wezels, (D. J. K.) Syſtem der anthropologiſch-phyſiologiſchen Somatologie oder der Naturlehre des thieriſch-menſchlichen Körpers und Lebens, nebſt einer allgemeinen Einleitung in die Anthropologie überhaupt und in die empiriſche insbeſondere. Zwey Bände. gr. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

Deſſen Grundriß des eigentlichen Syſtems der anthropologiſchen Pſychologie überhaupt und der empiriſchen insbeſondere. Erſter Band. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Zur Ostermesse 1805. erscheinen:

Aufsätze; vornehmlich zum Unterricht in der Religionsgeschichte und allgemeinen Weltgeschichte. Ein Nachtrag zu den dreyßig Blättern für Schulen. 8. 6 gr.

Augusti, Joh. Christ. Wilhelm, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. gr. 8.

Bibliothek, neue, der schönen Wissenschaften und der freien Künste, 71r Bd. 1s Stück. gr. 8. 12 gr.

Demosthenes Reden. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedr. Jakobs. 8.

Hörstels, Dr. Ludwig, praktischer Versuch einer deutschen Verskunst, wodurch jeder Leser in den Stand gesetzt wird, die vornehmsten deutschen Versarten, die jambischen, trochäischen, daktylischen, elegischen, anapästischen und die aus diesen vermischt zusammengesetzten, kennen zu lernen. Aus klassischen deutschen Dichtern gezogen und zum Besten aller deutschen Schulen geordnet. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.

Dessen Leben, Thaten und Meinungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume. Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen, nach der Zeitfolge geordnet und aus den Quellen des Alterthums geschöpft, 2r Band. Von Romulus bis Alexander. gr. 8.

Jakobs, Friedrich, Allwin und Theodor, ein Lesebuch für Kinder. Erster Theil. Zweyte Auflage. Mit einem Kupfer von Penzel. 8. 14 gr.

(Ein 2ter Theil erscheint zur Michaelmesse.)





